Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

L. Haidheim.

Pflicht und Wunsch.

Pflicht und Wunsch.

Roman

von

[Luise]

L. Haidheim.

[1894]

Berlin W.
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

I.

An einem regnerischen Novembertage fuhr ein kleines Boot von Luzern ab über den trüb und unwirthlich daliegenden See. Keine Spur seiner Schönheit war zu sehen vor den Nebeln und Regenwolken, welche die Berge verschleierten.

In dem Boote saß ein Herr mit dunklem Haar und langem spitzgedrehten Schnurrbart, fest in einen großen Mantel gewickelt und aus einer kurzen Pfeife rauchend.

An der rechten, vom Handschuh befreiten Hand trug er neben seinem Trauring einen zweiten ganz ähnlichen, der einst am Finger seiner frühverstorbenen Gattin geglänzt hatte.

Seinen Manieren und seiner Art zu sprechen nach mußte er ein vornehmer Herr sein. Vornehm und ruhig waren auch seine großgeschnittenen Züge. Die Augen von hellem Braun hatten einen ernsten offenen Blick. — Alles in Allem machte er einen angenehmen, Vertrauen erweckenden Eindruck.

In diesem Sinne warf der hinter ihm sitzende Schiffer auch seinem Kameraden gegenüber einen vielsagenden Blick zu, der fröhliche Hoffnung auf einen einträglichen Tag bedeutete.

Sie griffen tüchtig aus mit den Rudern und das Boot flog nur so über das Wasser hin.

Trotzdem dauerte die Fahrt lange, Wind und Wellen waren ihr entgegen, obwohl die Schiffer sich möglichst am rechtsseitigen Ufer hielten, wo sie noch einigen Schutz fanden.

Endlich hatten sie, von einem heftigen Regenschauer ganz durchweicht und durchkältet, eine bestimmte Höhe erreicht.

„Jetzt sind wir über das Schlimmste weg, Euer Gnaden!“ rief der Mann am Steuer und der Andere zeigte mit der Hand nach einer kleinen grünschimmernden Uferstelle unter senkrechten hohen Felsen: „Dort, Euer Gnaden, das ist die Matte.“ —

„Gott sei Dank!“ dachte der Herr, man sah es ihm an.

Die Reise, so unerfreulich sie war, mußte von ihm gemacht werden. Das Interesse seines einzigen und älteren Bruders verlangte dieselbe; — gut, — so brachte er ihm das Opfer. — Sie liebten sich sehr und noch nie hatte der Eine dem Andern angerechnet, was sie für einander thaten.

Das Boot fuhr jetzt ganz nahe an das Ufer heran, das nur an der grünschimmernden Stelle nicht starrer Fels war; an dem Letzteren stand hier und dort allerlei Buschwerk, untermischt mit dürftigem Baumwuchs; — ein kleiner Gießbach kam schäumend zwischen zwei Klippen hervor und stürzte sich bergunter von Stufe zu Stufe, bis er an der grünen Matte, gleichsam zögernder vorüber-eilend, sich in den See ergoß.

Jetzt erkannte man auch, daß der Wiesenstreif nicht so schmal war, wie er von ferne aussah. — Ein stattliches Bauernhaus mit ein paar Schuppen stand darauf, neben dem einen der Letzteren lagen zwei Boote, und am Ufer hin zog sich eine hübsche Strecke weiter der Grasboden, auf welchem viele große und kräftige Obstbäume standen, jetzt natürlich kahl, wie alles Busch- und Baumwerk, das am Fuße des unersteiglich scheinenden Felsens wuchs.

Ein paar blondköpfige Kinder, die neugierig am Ufer gestanden hatten, liefen scheu ins Haus, als das Boot anlegte; gleich darauf kam ein Mann heraus, offenbar der Bauer; die beiden Schiffer riefen ihn auch sofort an: „Hans, der gnädige Herr hat ein Geschäft mit Dir!"

„So? Ich hab' schon gemeint, 's ist der Metzger, wegen mein braunes Rind," erwiderte gleichmüthig der Bauer in fast unverständlichem Dialekt.

„Seht zu, ob man Euch hier etwas Warmes giebt, ich bezahl' es!" wandte der Herr sich an die Schiffer.

„O, wir kennen die Anna von der Matten, die giebt uns schon!" riefen sie zurück und lachten vergnügt.

Unterdeß hatte der Bauer mit beobachtenden Blicken seinen Besucher von der Seite angesehen. — Es lag etwas Schläfriges, Stumpfes auf des Mattenhans Gesicht, ganz entgegen dem oft so intelligenten Ausdruck der Uferbewohner; dem entsprach auch die Langsamkeit seiner Rede und Bewegungen.

„Was ist dem Herrn gefällig?" sagte er mißtrauisch und neugierig zugleich.

„Ich möchte bei Euch nach einer Dame fragen, die vor mehreren Jahren bei Euch gewohnt hat! Aber können wir nicht ins Haus gehen — es ist kalt hier."

„Maria und Joseph! Wegen die Gnädige! Endlich kommt Einer! Hättet auch schon eher da sein können! Wir haben gemeint, sie ist schier einzeln in der Welt, nach ihr schaut Niemand um!" fuhr der Bauer plötzlich aufgeregt herum und riß die Augen auf.

Sie waren nach dem Hause zu gegangen und als sie dann hinein traten, rief der Mann in die offene Küche hinein mit eben demselben erregten Tone:

„Frau, da ist ein Herr wegen die Gnädige!"

Ein Ausdruck des Erstaunens antwortete ihm; gleich darauf erschien die Bäuerin, die Hände in ihrer Schürze

abtrocknend, und der Fremde konnte, als sie eintrat, einen Blick in die Küche werfen, die äußerst sauber gehalten war, wie das ganze Haus.

„Jetzt kommet Sie endlich? Nu 's lang zu spät ist!“ sagte sie und blickte mit lebhaften, vorwurfsvollen, klugen Augen in des Fremden Antlitz.

Mit der Rechten hatte sie unterdessen eine Stubenthür geöffnet und hieß ihn in das Zimmer treten.

Der Fremde blickte sich um. Die ganzen Wände waren mit einem graubraunen Nußholz getäfelt, wie es die rings um das Haus stehenden Bäume lieferten, — Schränke von plumpen Formen, eine altmodische Kredenz mit ordinären bunten Tellern standen auf den Seiten; — alles Holz aber hatte dieselbe Naturfarbe und war blank wie polirt.

Offenbar kam das vom täglichen Abreiben, es lag nirgend ein Stäubchen, der Fußboden war von ebenso auffallender Sauberkeit. —

Durch die niedrigen kleinen Fenster sah man, unter einem breitästigen Wallnußbaum fort, auf den See. Drüben am anderen Ufer hob der Rigi sein stolzes Haupt, an seinem Fuß lagen Hertenstein, Weegis, Viznau — damals noch nicht so stattlich wie jetzt.

Wie herrlich mußte im Sommer dieser Blick von den Fenstern aus sein!

Die Bäuerin stäubte inzwischen noch schnell mit der Schürze die lange Bank ab, die unter dem Fenster herlief; Stühle gab es nicht in der Stube, nur mehrere dieser Bänke.

„Setze Sie sich auch, Gnaden!“ lud sie den Herrn zum Sitzen ein, der eben dem Bauer, als sei er's gewohnt, daß man ihn bediente, ohne Weiteres seinen regenfeuchten Mantel über den Arm warf. Er stand nun in einem pelzverbrämten und pelzgefütterten Rock da, — offenbar ein vornehmer Herr.

„Sorgt für die Schiffer!“ befahl er.

Seine etwas hartklingende, dialektfreie, norddeutsche Sprache verstand sie nur mühsam; — sie begriff aber, was er wollte, und seine Weise empfand sie als sein selbstverständliches Recht. Es klang wohlwollend und nach der Weise großer Herren, die ihren Knechten Gutes gönnen.

Als der Bauer den Mantel am Ofen ausgebreitet, standen Mann und Frau da und sahen den Gast erwartungsvoll an, — sie klug und vertrauenerweckend, der Mann wieder so stumpf, wie vorhin.

„Ihr erinnert Euch also, daß eine Dame hier lebte, die sich Baronin von Heterendorp nannte?“ fragte er, sich mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz lehnend.

„Heterendorp? — Nein! — Unsere Gnädige nannte sich von Brabeck!“ sagte betroffen die Frau.

„Ah, ihr Mädchenname!“ nickte er ohne Ueberraschung.

„Doch wohl nit!“ widersprach die Frau abermals — „mit dem hieß sie anders! — In ihr Gesangbuch steht 'r noch: Isolde — und 's Kind ist auf selbigen Namen getauft.“ —

Ganz flüchtig zuckten die Wimpern des Herrn bei Erwähnung des Kindes; — dann fielen ihm aber die Blondköpfe am Ufer ein, — wahrscheinlich war darunter ein Pathchen seiner Schwägerin. Und er lachte in sich hinein über den romantischen Namen „Isolde“ für so ein kleines bäurisches Wesen, dem die Haare in Strähnen um den Kopf hingen und das vom Taschentuch nicht viel wußte.

Das Alles ging aber nur gedankenschnell durch seinen Kopf. Was er hier wollte, war ihm viel zu wichtig.

„Habt Ihr damals erfahren, wohin die Dame ging, als sie Euch verließ?“ fragte er weiter.

„Der Herr meint, als die arme Gnädige den Winter nach Italien ging? Gewiß! Der Niederhaus, der im Sommer in Weggis sein Hotel hat, der geht Winters allemal nach Como zu, wo er auch eine Wirthschaft hält, wenn hier das Geschäft nach dem Rigi 'nauf still liegt, wegen Eis und Schnee. Und da hat er die Gnädige mitgehabt und sie hat bei ihm gewohnt und da ist das Kind auch zur Welt kommen.“

Jetzt fuhr der Fremde aber doch so sichtbarlich zusammen, daß es dem Ehepaar nicht entgehen konnte. Er machte auch gar kein Hehl aus seinem Schrecken.

„Was redet Ihr denn? Ein Kind? Sie hat ein Kind?"

„Aber freilich —!" sagte die Frau.

Der Herr stand wie gelähmt, — völlig wortlos. Auf seinem Gesicht malte sich eine große Aufregung und dann eine zornige Röthe. Alle Drei sahen sich an; — Mann und Frau machten beklommene Mienen. War da etwas nicht in Richtigkeit?

Plötzlich richtete der Herr sich auf.

„Ich bin der Baron von Heterendorp; — die Dame war mit meinem Bruder verheirathet, — sie verließ ihn, — er hat keine Ahnung von der Existenz eines Kindes. — Und — und — wenn es das seine wäre, so würde —"

Er hatte sagen wollen: — „seine Gattin dem Vater das Kind nicht entzogen haben!" —

Aber er sprach nicht zu Ende. Von der Wucht der auf ihn eindringenden Gedanken verstummte er; — und dann, — einem so schmählichen Verdacht, wie er plötzlich, begründet auf allerlei Vorgefallenes, in ihm aufgetaucht war, — dem mochte er keine Worte geben.

„Wissen Sie, wo die Baronin jetzt lebt?" fragte er, sich aufrichtend, weiter.

„Lebt? Jesus, Mar — Joseph! Wissen's denn

von gar nix, gnädiger Herr? Der arme Engel ist ja schon lang im Himmel!“ rief die Frau.

Seine Bestürzung wuchs; — trotzdem athmete er tief auf. — Es klang fast, als erleichtere ihn die Nachricht.

„Todt? Aber — so reden Sie doch! Seit wann? Wo?“

„I Du lieber Gott, wissen's denn der Herr Baron noch gar nicht?“ rief nun auch der Bauer, dessen Verständniß sich endlich klärte.

„Ja, wie soll ich denn —?“

„Haben's denn nie nicht unsern Brief erhalten, Herr Baron? Ist doch nur einer zurück kommen und die zwei andern nimmer! Und auf dem ersten, da haben sie's ganz voll geschrieben mit blauer Tinte und rother —“

„Hol' ihn doch!“ unterbrach der Mann seine Frau.

Sie lief hinaus und wie man hörte, die Treppe hinauf in den Oberstock.

Der Baron ging in großer Aufregung in der Stube hin und her; selbst der stumpfe Bauer sah aber, daß er keine Betrübniß über diese plötzliche Todeskunde empfand.

Nach einer Weile kam die Frau wieder, brachte einen ganz mit Poststempeln und mit Bemerkungen aller Art bedeckten Brief, den sie dem Baron gab und dabei sagte sie zu ihrem Mann:

„Das Liserli hat sein'n Kasten zug'sperrt und die Schlüssel mit, sonst könnt' der Herr das bissel Zeichnungen

und Schriften haben, das die Gnädige nachgelassen hat. — Wie gut, daß wir nix ang'rührt haben, ohn' was die Sotta braucht hat."

Der Baron hatte mit großer Mühe die Adresse entziffert. Sie war völlig falsch geschrieben; — seines Bruders Name nicht angegeben, sondern der eines Barons von Brabeck, und statt Posen, wo allerdings vor Jahren sein Bruder vorübergehend gewesen war, stand Polen. — Sehr begreiflich, daß der Brief nie sein Ziel erreichte.

Er öffnete ihn nicht, sondern wog ihn unschlüssig in der Hand.

„Erzählt lieber, was da drin steht," sagte er endlich. „Wie starb sie?"

„Ach, Herr Baron, das war ja eben das Grausige, an das ich nimmer denken kann, ohne daß ich mein', ich soll den Verstand verlieren! Gesund, wie das Leben selber, aussehend! — Und da ruft sie dem Rudi, meines Bruders Sohn, der dazumalen Kleinknecht bei uns war und geht mit ihm angeln, wie alle Tage, dort drüben am Bach, Gnaden, wo so gar viel Fisch stehn. — Und wie ich hier so sitz', mit mein'm Nähzeug, unter dem Wallnußbaum und 's ist Nachmittag, so um fünf Uhr etwa, da hör' ich auf einmal ein gräßliches Geschrei und ist's dem Rudi seine Stimme; und wie ich um's Haus herum bin, weiß selber nit wie? Da seh ich ihn im Wasser und die Gnädige nirgend und das Boot treibt, den Kiel nach oben.

Jesus, Mar — Joseph, war das ein Geschrei, auf dem Tag! Hülfe, Hülfe! War aber keine Seele daheim, — der Mann und der Großknecht 'nauf auf den Bürgenstock, nach dem Vieh zu sehn, — die Magd mit dem großen Boot nach Luzern 'nüber, einzukaufen — ich ganz allein mit die kleinen Kinder! Ich denk', mir soll der Kopf auseinander gehen, vor dem Geschrei des Rudi: Hülfe, helf doch! Er hatte sie am Kleid gepackt und —"

„Macht's kurz, Frau, — sie war todt?"

„Ja, gnädiger Herr!" sagte die Bäuerin, mit der arbeitsharten Hand über das Gesicht fahrend. Es beleidigte sie, daß er sie nicht erzählen ließ, was sie sichtlich schon oft und mit ebenso schauerndem Genuß erzählt.

„Brachte er sie glücklich ans Ufer, Euer Neffe?"

„Ja, Herr Baron! Krank wurd' er vom Schreck — aber er ist wieder aufkommen und hat nix mehr g'spürt."

„Wie war denn das Unglück gekommen? Doch nicht —?"

„Mit Absicht? — O nein, gnädiger Herr, die Gnädige war eine gute Christin, fleißig zur Meß' wie nur Eine, wiewohl sie kein Hehl gemacht hat, daß sie lutherisch getauft ist. Unser Herr Pfarr' kam auch öfter zu uns heraus von Weggis drüben und führt' gern allerlei Diskurs mit ihr. — Der ist nun aber auch todt —; zwar noch nit so gar alt. — Und die Gnädige, — so jung sie war, so gar ernsthaft ging sie meist einher, — die ist den

Tag ganz besonders vergnügt gewesen! — Der Rudi weiß nimmer, wie sie's angestellt! — sie hat im Boot gestanden, und da tritt sie zurück und fehl und kommt ins Fallen. — Das Wasser ist nit einmal so besonders tief daselbst, — aber gar eisig kalt — — —“

Der Baron von Heterendorp schritt wieder auf und ab in der Stube, ihn fröstelte.

Es ging ihm plötzlich durch den Sinn ein gutes Theil Vergangenheit, welches mit seinem Unfrieden und Wirrsal störend und peinlich in die Gegenwart seines Bruders hineinragte.

Er war gekommen, Nachforschungen anzustellen nach dessen Gattin, — damit man ihr eine Ehescheidungsklage übermitteln könne. Sein Bruder Claus war kürzlich durch die Erbschaft des Rittergutes Bokel in Westfalen und ein dazu an ihn gefallenes großes Barvermögen aus einem völlig verschuldeten ein reicher Mann geworden und fühlte den heißen Wunsch, sich frei zu machen von all' dem Wust und den verworrenen Fäden seines Vorlebens, um zu einer neuen geordneten Existenz in Ehren und Achtung zu gelangen.

Aber wo sollten sie Isolde suchen, von der Claus, seit sie ihn verließ, keine Kunde hatte?

Frau Weigelt, — die Haushälterin des kleinen Erbgutes der Brüder von Heterendorp, — es hieß Boschberge und lag auf der holländischen Grenze — Frau Weigelt

war die Einzige gewesen, welche jener Zeit ihre junge Herrin begleitete, als dieselbe aus des Gemahls Hause heimlich entfloh.

Die Haushälterin allein hätte dem Baron Ernst berichten können, wohin sich die junge Frau damals begeben, der sie aus Pflichtgefühl gefolgt war, um sie — auf den Wunsch der jungen Frau dort zu verlassen und zu ihrem Herrn zurück zu kehren, „damit er auf seinem schlimmen Wege doch wenigstens eine treue Seele habe," wie die junge Gnädige beim Abschied gesagt.

Nun, — Frau Weigelt hatte ihrem Junker Ernst — sie nannte ihre einstigen Spielkameraden immer noch Junker! — gesagt: „Gehn Sie nach den braven Leuten auf der Matte, sie sind dumm und weltfremd, aber sie hatten große Freude an der jungen Gnädigen und waren gar stolz, daß es ihr auf der einsamen Matte so gut gefiel. Die werden wohl wissen, wo das arme junge Ding geblieben ist, das da in Thränen und Trauer sich härmte."

„Sie meinen also immer noch, Weigelt, daß meine Schwägerin schuldlos war?"

„Auf meine Ehre, ich mein's. Sie war schuldlos und der englische Herr auch! Lieber Gott, sie waren wie Kinder miteinander; ich bin doch nicht blind! —"

„Aber mein Bruder —? Er sah —"

„Sein Sie still, Junker Ernst, ganz still! Der

gnädige Herr ist mein Herr und er kann thun, was ihm beliebt; — er thut's ja auch leider Gottes! — Aber wenn ich auch kein Wort gesagt habe und gehorcht, wie meine Pflicht war, Ihnen verhehl' ich's nicht, — er war damals wie verrückt, der gnädige Herr! Verrückt vor Eifersucht, er — der doch seine Frau kaum noch ansah und sie täglich betrog mit dem Teufelsweib, der schwarzen Rike! Zuweilen mein' ich, es dünkte ihn damals gerade recht, daß sie auch nicht besser sei als er." — —

Es war dem Baron Ernst von Heterendorp in der Bauernstube auf der Matte, als höre er die Weigelt reden und als sähe er zu gleicher Zeit seines schönen, wilden Bruders zügelloses Treiben, wie es in jener Zeit gewesen.

Aber Claus war jetzt des wilden Lebens so satt! Und Isolde todt! — Einer Wiederverheirathung seines Bruders stand also nichts im Wege.

Mit keinem Gedanken betrauerte er die Frau, die er nie gesehn, die, nach Claus Aussage, eine kalte, eigenwillige Natur, seinen Bruder nie geliebt hatte.

Und deshalb hatte Ernst Isolde von Anfang an gehaßt, ohne sie je zu kennen! Isolde empörte sich gegen Claus, wollte Ordnung, Sitte, Rücksichtnahme, und dessen despotischer, leidenschaftlicher Leichtsinn ließen sich nicht zwingen. Später sah Ernst wohl ein, daß Claus Schuld weitaus die größere gewesen, aber in seiner blinden Liebe

zu dem Bruder vergaß er das, entschuldigte ihn stets und fuhr fort, ungerecht gegen sein Weib zu sein.

Jetzt auch — wo ihm die Erkenntniß der Ungerechtigkeit wiederum kam, schlug Ernst sich den Gedanken aus dem Sinn.

Er hatte von seinem Bruder allein die Katastrophe erfahren und Claus hatte sich sehr kurz gefaßt, das Meiste mußte Ernst errathen.

Aber mochte Claus gewesen sein, wie er wollte — sein Weib sollte rein und unantastbar in ihrer Ehre bleiben. Aber — das war's ja, Isolde wurde eine Schuldige!

Claus stand damals bei der Gesandtschaft in Rom. Man trug ihm und seiner reizenden, aber zurückhaltenden, ja stolzen Frau Auszeichnung aller Art im Kreise der dortigen Deutschen entgegen. — Eine Weile ging Alles gut, bis das Flüstern über den Baron Claus begann, er trieb es eben gar zu keck. — Es war etwa zwei Jahr nach seiner Heirath: er und seine Gemahlin gingen in der heißen Zeit nach Savoyen ins Gebirge hinauf, — ein jüngerer Freund von Claus begleitete sie, — ein Engländer, Mr. Everest.

Und da war es eines Tages gekommen, daß in dem Park der gemietheten Villa ein Schuß fiel und ein furchtbares Geschrei von einer Frauenstimme laut wurde. Als Arbeiter herbei eilten, fanden sie den Engländer mit zer-

schossenen Kinnbacken blutüberströmt und anscheinend sterbend — ein Pistol lag neben ihm.

In selbiger Nacht aber entfloh die junge Herrin und hinter ihr her reiste mit all ihren Koffern die deutsche Dienerin, Frau Weigelt.

Was dann weiter geschah mit dem Baron Claus von Heterendorp — wie er in Ungnade gefallen an die polnische Grenze in eine kleine Garnison versetzt, jahrelang in den unwürdigen Banden einer ehemaligen Gesangschülerin lag, — welche von ihren Gefährtinnen die schwarze Rike genannt wurde, das — das mochte sein Bruder nicht weiter denken. Davon wandte der Ehrenmann, der in der Heimath das kleine Gut Boschberge bewirthschaftete und im Kreise der vornehmen Adelsgesellschaft, trotz seiner Armuth, eine besonders angesehene Stellung einnahm, seine Blicke am liebsten ab.

Und heute, wiederum schloß er den Blick gegen das Unrecht seines Bruders.

Was Claus Isolde angethan, fragte Ernst sich nicht; — er dankte es ihr, daß sie es seinem Bruder bequem machte, indem sie rechtzeitig starb.

Es war ihm ganz wohl bei seiner heutigen Entdeckung! — Er konnte nicht nur ihren Tod konstatiren, sondern auch ihre Schuld.

Die Bäuerin brachte Wein, Brot und Käse. Mehr,

konnte sie nicht bieten; der Herr Baron hatte ja aber auch das nicht einmal verlangt.

„Und da ist das Kind. Komm, Sotta, gieb dem gnädigen Herrn die Hand.“

Mit diesen Worten zog sie ein kleines, widerwillig ihr folgendes Mädchen in die Stube.

Es war offenbar eben flüchtig gewaschen, über dem weißen lieblichen Kindergesicht bäumte sich wirres, leicht gelocktes, blondes Haar in großer Fülle.

„Ich mag nicht! Ich mag nicht!“ wehrte sich die Kleine und schrie eigensinnig.

„Laßt sie!“ rief der Baron zornig. „Laßt sie gehn!“ Dieser Eigenwille! — Das war ja Isoldes echte Tochter, so hatte der Bruder seine Gattin immer geschildert.

Nur einen raschen Blick hatte Baron Ernst in des Kindes Augen gethan, sie waren grau und groß, — Claus hatte dunkelbraune und auch Isoldes Augen waren braun — einem Bilde nach, das Ernst früher oft gesehn.

Die Frau ließ erschreckt das Kind los, und dies lief, so schnell es konnte, fort. —

Der Baron ging auf und ab, in unerfreulichen Gedanken.

Welcher Zwischenfall! Dies Kind! — Wessen —? Sein Bruder hatte keine Ahnung von der Existenz desselben; das seinige war es also nicht?

Doch — welches Hinderniß, welche Widerwärtigkeit! Teufel, und wenn es Claus Kind doch wäre? Aber Unsinn! Wäre sie dann von ihm gegangen? Hätte sie es ihm verheimlicht? Und er müßt' es also dennoch als das seine anerkennen? — Das hieße ja dem Aermsten, der sich wie ein Verschmachtender nach einem neuen Leben sehnte, Gift in jede Lebensstunde träufeln!

Wessen Kind war es? Natürlich das dieses Everest! So hatte also Claus Eifersucht ihre gute Berechtigung gehabt?

Der stolze Baron fühlte eine tiefe Verachtung gegen das pflicht- und ehrvergessene Weib und doch dabei sich sehr erleichtert. — Stunden vergingen unter Fragen und Nachforschungen, die er für seine Pflicht hielt.

Er war nicht der Mann, derartige Dinge leicht zu nehmen. Sein Bruder sollte genaue Auskunft erhalten. Er besah das Zimmer im Oberstock, welches die Gnädige bewohnt; für eine lächerlich geringe Summe hatte sie bei den Leuten hier gelebt. In Como sei es auch nicht theuer, bemerkte die Bäuerin und berichtete, daß das Gericht in Luzern, damals als die Frau verunglückt war, habe kommen wollen, ihre Sachen an sich zu nehmen. — In den unruhigen Zeiten aber sei das wohl vergessen worden und der Bauer habe sich keine Kosten und Weitläufigkeiten machen mögen.

So hatten sie denn ein paar Werthpapiere von mäßigem Betrage an sich genommen und sorgsam aufbewahrt,

ohne nur an die Koupons zu rühren; Schmuck besaß die Gnädige, außer ein paar Broschen, nicht, den hatte sie in Como verkauft, und was sie an Kleidern und Wäsche gehabt, das lag im Spind, davon hatte Sotta auch schon Einiges bekommen. Im Grunde hatten sie das Kind ohne jede Entschädigung ernährt.

„Wann war das Kind geboren?“ fragte Baron Ernst.

Die Frau wußte es nicht genau, jedenfalls im ersten Winter, da die Gnädige in Como lebte.

Dort also war das Kind auch wohl getauft? Ob zwischen ihren Sachen sich ein Taufschein befand?

Erst nach längerem Hin- und Herreden fiel den Bauersleuten ein, daß ein solcher möglicherweise zwischen den Zeichnungen und Schriften liegen könne, welche Liserli, die Schwester des Bauern, in ihre Lade verschlossen.

Sehr widerwillig gingen Mann und Frau daran, auf Verlangen des Barons den Koffer gewaltsam zu öffnen.

Seinem bestimmten Verlangen gegenüber hatten sie aber keinen Widerstand.

Es kam dann allerlei Geschriebenes zu Tage, ein Heft mit Betrachtungen, angefangene Gedichte, Zeichnungen, Tagebuchblätter, Briefe, auch englische darunter, Everest unterzeichnet.

Der erste, den der Baron nahm, war überschrieben: Dearest Isolde! — und die Unterschrift lautete: Your truly Arthur Everest.

„Ha, ha, ha!" lachte der Baron höhnisch vor sich hin. Ihm, der nur eben genug englisch konnte, um diese Worte mit: „Theuerste Isolde" und „Dein treuer Arthur" zu übersetzen, genügten sie vollkommen, seine vorgefaßte Meinung zu befestigen. Allerdings — gesetzlicher Beweis waren sie nicht.

Aber da? Er breitete ein Blatt Papier auseinander. Es war kein Taufschein, wie er gehofft, sondern eine Zeichnung, eine Kapelle mit sehr schönem Portal darstellend. Und darunter stand: In dieser Kapelle ist mein Baby getauft. — Daneben die Zahlen 14/4 — 5.

Der Baron rechnete, grübelte. Dies Alles war kein zuverlässiger Anhalt.

„Ich werde nach Como reisen," sagte er sich.

Dann sprach er, — alle diese Schreibereien und Zeichnungen der Bäuerin zurückgebend, da er nichts Wesentliches bei seiner oberflächlichen Durchsicht fand, — wieder mit Mann und Frau.

Sie wollten das Kind gern los sein; — so ein fremdes! Und es wurde doch nun auch bald Zeit, daß es zur Schule kam! Ihre Kinder waren ja nur Bauernkinder, — aber der Sotta, der sah man's auf einen halben Blick an, daß sie eine Herrentochter war.

Deshalb schauten Mann und Frau auch nicht befriedigt darein, als der Baron erklärte, Sotta solle bis auf Weiteres dableiben, „daß heißt, noch ein paar Tage!"

Dies letztere Zugeständniß zwang ihm der unwillige Blick der Frau ab, die zu fürchten begann, er werde ihnen das Kind für immer da lassen.

Alle seine Gedanken arbeiteten, zur Klarheit zu kommen. — —

Zunächst fiel ihm jetzt ein, daß die Leute von ihm eine Entschädigung für ihre Mühe mit Sotta verlangen konnten. Da war das Geld Isoldes, — er sah die Papiere nach. Sie repräsentirten eine viel höhere Summe, als die bescheidenen Leute forderten.

Der Sonnenschein, der, als er ihnen reichlich zu geben bereit war, auf den Gesichtern des Ehepaars aufglänzte, belehrte ihn, daß er jetzt den rechten Weg gefunden.

Er zahlte also freigebig; dafür sollte ihm aber der Bauer morgen noch einen Todtenschein aus Weggis holen, wo Isolde begraben lag. Das versprach der Mann gern, denn er wußte nun gewiß, der Herr Baron brauchte den Schein und holte ihn ab, wenn er Sotta holte.

Inzwischen bezahlte der gnädige Herr ja auch sogar den Weg nach Weggis und gab für die Auslagen zehn Franken extra. So viel Geld hatten sie selten oder nie gehabt.

Daß er der jungen Gnädigen nicht günstig gesinnt war, merkte die Frau längst.

„Seines Bruders Frau," sagte er. — Konnte sie aber nicht seine eigene gewesen sein? Und nun fiel ihr gar mancherlei ein, was die Gnädige ihr erzählt von einem treulosen Gatten und von einem anderen Herrn, mit dem er sie in Verdacht gehabt. — „Aber mit Unrecht, bei Gott, mit Unrecht!"

Die Sotta sah er auch kaum an, der Herr Baron.

Er glaubte also nicht an die Rechtschaffenheit der gnädigen Frau, das war klar.

Aus all diesen schnellen Erwägungen heraus sagte die Bäuerin in dem Wunsche ihn umzustimmen:

„Die Gnädige hat sich gar brav und still verhalten bei uns, Herr Baron; mich dünkte manchmal, sie thät warten, daß ihr Mann käm, sie heimzuholen; gesagt hat sie nichts davon, aber man merkt doch so dies und das. Und als sie in Como denjenigen andern Herrn hat gehen sehn, den ihr Mann im Verdacht hatte, da ist sie sofort abgereist und zu uns zurück. ‚Denn,' hat sie zu mir gesagt, ‚wenn man mich mit ihm sähe, so arg entstellt er auch ist, der Aermste, durch meines Mannes Schuß, — so würd' das ein übles Licht auf mich werfen.'"

Der Baron horchte hoch auf. Ah! also doch! also doch! „Sie hat ihn also wiedergesehn!" — das war das Einzige, was er aus den Reden der Frau hörte.

Eine Winterreise nach Como war in jenen November-tagen nicht eben leicht, indeß — ob leicht oder schwer, sie war nöthig, also wurde sie gemacht.

Vergebens aber suchte der Baron, die kleine Zeichnung in der Hand, die ganze Stadt und die nächste Umgebung ab, — er fand die Capelle nicht, „in welcher mein Baby getauft ist.“ —

Der Wirth Niederhaus aus Weggis, dessen Adresse in Como ihm der Bauer zur Matte gegeben, erinnerte sich mit großer Bestimmtheit der gnädigen Frau „von der Matte“. — Ihren Namen hatte er längst vergessen; ihren Tod in den Wellen des Sees, ihr Begräbniß in Weggis wußte er indeß bis in jede Einzelheit, — eben so auch, daß sie in seinem Hotel einem Kinde das Leben gegeben.

Wann aber? Das war ihm wieder nicht gegenwärtig. Gott, bei einem so großen Hotel und so viel Fremden und es waren Jahre her!

Ob es etwa im April gewesen? Das deutete das Datum unter der Zeichnung ja an.

Im April? Ja, freilich, das könne schon sein, das glaube er fast. — Und die Taufe? Lieber Gott, davon wüßt' er gar nichts, — man brächte dort so ein Kind eben zum Pfarr' und dann wär's gut. — Die Capelle? Nein, die kannte er auch nicht. Solch eine gab's seines Wissens in und um Como gar nicht! Aber den Mr. Everest? O, freilich, den kannte er, — sehr gut, — der

kam nun schon zum dritten Mal und wohnte immer lange bei ihm. Es sei doch der Herr mit dem schrecklich zerschossenen Gesicht?

Herr Niederhaus schüttelte sich.

Ob Mr. Everest die Dame besucht habe? fragte der Baron, vor Aufregung schwer athmend.

Nein, seines Wissens nicht, meinte Herr Niederhaus; — er wollte aber Mr. Everest, wenn er im nächsten Frühling wiederkäme, gern fragen; der gnädige Herr solle ihm nur den richtigen Namen aufschreiben.

Nun blieb noch die Nachfrage nach den verschiedenen Geistlichen. — Sie ließen sich ungern herbei zur Durchsicht ihrer Register. — Ja, — von amtswegen! — dann müßten sie es freilich! und dies wär' ja dann eben auch was anders. Ob's aber was nützte? — In den unruhigen Zeiten, da wär' zum Registriren oft gar nicht die Zeit gewesen; — einen Taufschein verabfolgte man aber bei der Taufe, auf Verlangen, Jedem; — daran müßt man sich eben halten, und wenn man den präsentiren könnte, das gäb' doch wenigstens einen Fingerzeig, wo? suchen.

„Es ist meines Bruders Kind nicht! Wozu sonst dies Verstecken?"

Der Gedanke wurde dem Baron zur Gewißheit und die Gewißheit war ihm sehr angenehm. — Einen Beweis hatte er freilich dafür noch immer nicht; aber würde nicht

jede Mutter dem Kinde alle Vortheile der Geburt und das heilige Recht des väterlichen Namens gesichert haben, wenn sie es konnte? — Diese Erwägung genügte vollkommen, Isoldes Schuld moralisch zu beweisen.

Und damit erklärte sich auch die Heimlichkeit, in welcher sie zwei Jahre ausgehalten hatte. Wer konnte wissen, was sie für ihre Zukunft geplant hatte, als der Tod sie ereilte? — —

Das schlechte Wetter verfolgte den Baron von Heterendorp. Mißlaunig stand er am Fenster des Gastzimmers, das in jenen Tagen zwar einen vortrefflichen Mittagstisch, aber sonst verzweifelt wenig Comfort bot.

„Guten Tag, Herr Niederhaus! — Ich werde, wenn Ihre Gäste mir heute dasselbe Bild bieten wie gestern eine Zeichnung machen und sie allesammt naturgetreu auf einer Hühnerstange unter triefendem Himmel abconterfeien!“

Mit diesen im Hausflur an den Wirth gerichteten lachenden Worten trat ein in einem abgetragenen, ursprünglich feinem Anzug gekleideter Herr in die Gaststube, hing den nassen Hut an einen Haken und stellte sich, offenbar der Gesellschaft froh, neben den Baron. Ihn allein von allen Fremden des Hauses, hatte es nicht in seinem Zimmer gelitten, weil die Ungeduld, fort zu kommen, von Stunde zu Stunde in ihm bis zu einer Art Heimweh nach seinem einsamen Boschberge wuchs.

Es war noch zeitig am Tage, dennoch hatte der neue Ankömmling offenbar schon viel Wein getrunken, der unangenehme Dunst davon widerte den Baron so an, daß er sich eben, ohne mit einem Blick eine weitere Annäherung des Mannes zu ermöglichen, abwenden wollte.

„Heterendorp! Ernst —" rief plötzlich derselbe im höchsten Erstaunen.

Einen Moment wurzelten des Barons Blicke auf dem deutliche Spuren des Genußlebens verrathenden Gesicht seines Gegenüber.

„Hafner? Ist es möglich?" rief der dann im höchsten Erstaunen.

„Ja, Hafner, der bekannte Pechvogel! Aber wo kommst denn Du her, mein alter Junge? Nein, diese Freude!" Der Andere schüttelte ihm mit glänzenden Blicken die Hand, während in seinen rothfleckigen Zügen sich der Ausdruck höchster Freude verrieth. Dann fuhr er etwas beklommen fort:

„Du siehst an mir herunter! Fadenscheinig! Nicht? Freilich — Du! Immer der Cavalier vom Wirbel bis zur Zeh! Nun, thu mir den Gefallen und schäme Dich des alten bergab gegangenen Kameraden nicht —!"

„Aber was machst Du denn jetzt, Mensch? Was hast Du ergriffen, als Du damals —?"

„Abgegangen wurdest? Sprich's nur aus. Dein lieber Bruder zog den Kopf glücklich aus der Schlinge, —

Emblisheim und Moorfeld auch. — Wir Andern waren auf der That ertappt, da gab es keine Gnade. Und wer unsern kleinen Spielklub eingerichtet, das waren Moorfeld und Dein Bruder! Aber das ist ja einmal der Welt Lauf —“

Die Erinnerungen schienen dem Baron keine angenehmen. Dazu kam das Aussehen des einstigen Officiers!

Trotzdem fand er in seiner bekannten Herzensgüte nicht die Kraft, sich von dem Menschen los zu machen, der einst sein Mitschüler und Gespiele gewesen und der die Wahrheit sprach, als er eben Claus erwähnte.

Dazu kam nun auch noch, daß jede Gesellschaft ihm in diesem Augenblick besser schien, als keine.

In diesem Gefühl lud er Hafner, den Exlieutenant, zum Frühstück, was dieser mit großer Freude, daß Ernst einen alten Freund nicht verleugnete, annahm. —

Es war eine Woche später um die Zeit der Leipziger Weihnachtsmesse, die seit Jahren nicht so belebt gewesen war, wie jetzt.

Ein ruheloses Getümmel von Menschen und Wagen füllte die Straßen und Plätze und noch immer brachten die Postwagen mit ihren „Beichaisen“, sowie zahllose andere Gefährte, Reisende heran.

In diesem Gewühl staute sich plötzlich die Menschenmenge vor dem Gasthof Heisterbach, wo die Riehlstraße auf den alten Markt mündet. Geschrei, theils der Angst, theils der Wuth entspringend, Drohungen, Flüche, Rufe nach der Polizei wurden laut; — ein paar Jungen hatten durch irgend welchen Uebermuth die Pferde eines leeren Lastwagens scheu gemacht, junge, überaus kräftige Thiere, und nun rasten diese wie toll in die Menge hinein. Der Fuhrmann war vom Wagen gestürzt, auf dem er gestanden hatte, und während Alles auseinander stob, Wenige sich den Pferden entgegen warfen und ein geradezu lebensgefährliches Gedränge entstand, sahen Einige einen alten, ärmlich gekleideten Mann, den die Pferde niedergerissen und der Wagen überfahren hatte, blutend auf der nassen Erde liegen. Seine Augen richteten sich im ersten Moment entsetzt auf die ihn Umdrängenden, dann rollten sie nach oben, bis man fast nur noch das Weiße sah und während Alles zurückweichend nach der Polizei schrie, irrte ein kleines Bauernkind in fremder Tracht weinend um die Füße der Leute und rief nach „Maria!" —

Erst als man die Pferde eingefangen und beruhigt, den verletzten Fuhrmann nach seiner Wohnung geschafft und den Leichnam des alten Mannes aufgehoben hatte, ohne nur zu wissen, wohin mit ihm? brachte eine mitleidige Frau, die schon viele Leute vergeblich gefragt hatte, ob Niemand wisse, wem das Kind gehöre, dasselbe zu den

beiden Polizisten, die eben den Todten auf eine herbeigeschaffte Bahre hoben.

Nun auch noch ein Kind verloren im Gedränge?

Na, die Mutter würde sich schon melden.

„Bringen Sie es auf die Wachtstube, Freimann!“ befahl der älteste der beiden Polizisten einem jungen Menschen, der ihm offenbar untergeben war.

Das Kind, das jämmerlich weinte und in völlig unverständlicher Mundart irgend Etwas forderte, was mit einer „Maria“ zusammen hing, ergriff eine wahnsinnige Angst, als der junge Polizist es auf den Arm hob. Es schrie zum Erbarmen.

„Solche Schande, — ein solches armes Ding so zu verwahrlosen!“ schalten ein paar müßig zuschauende Marktweiber und wollten das Kind beruhigen, das aber immer entsetzter kreischte, je mehr fremde Gesichter es sah, so daß der Polizeiwachtmeister seinen vor Pein und Mitleid ganz kopflosen jungen Gehülfen wüthend anfuhr, er solle mit dem Schreihals zum Teufel gehn.

Das Kind wurde nun vor Schrecken plötzlich mäuschenstill, klammerte seine Arme um den Hals des eben noch so gefürchteten fremden Mannes, und dieser trug es in die nicht sehr entfernte Wachtstube.

Unterdeß untersuchten die beiden Sicherheitsbeamten die Taschen des Verunglückten, fanden aber weder irgend einen Ausweis, betreffs seines Namens, noch der Wohnung,

noch auch Geld darin. Armselig wie seine Kleidung, war der Inhalt derselben, ein defectes und unsauberes Taschentuch, etwas Tabak in Papier, eine kleine Pfeife, ein altes Messer, Bindfaden u. s. w. Das Einzige, was zu dem Allen in Widerspruch stand, waren zwei sehr feine Cigarren, sorgsam in graues, unzerknittertes Papier gewickelt und in seiner Brusttasche steckend, als hätte er sie eben erst bekommen.

Die Hände des Todten waren fein und leidlich gut gepflegt, auch das paßte nicht recht zu seiner ärmlichen Kleidung.

Auf dem starren Todtenantlitz lag ein schmerzhafter Ausdruck. Ein Arzt, der jetzt, durch eifrige Zuschauer herbeigerufen, an die Leiche herantrat, sagte mürrisch:

„Geht mich nichts an! — Ist meines Amts nicht! Bin nicht Kreisphysikus."

Dann aber untersuchte er aus eigener Neugierde die Brust des Todten.

„Eingedrückt!" murmelte er und ging.

Eine Viertelstunde später war die Leiche im Hospital abgeliefert; die Polizei ließ durch Ausklingeln und durch Maueranschläge bekannt machen, es sei ein Kind gefunden, das seinen Namen nicht kenne und ein alter unbekannter Mann durch Ueberfahren verunglückt, und forderte die Angehörigen auf, sich zu melden. — — — —

Auf den Straßen und Plätzen wirrte und wogte es schon wieder, als ob nie eine Unterbrechung stattgefunden und in der Polizeiwachtstube standen mehrere der Polizisten vor dem in tiefem Schlaf auf der, für gewöhnlich ihren zum Ausruhen dienenden Matratze, daliegenden Kinde und schimpften zornig auf die ruchlose Neugier der Weiber, die ihr eigen Fleisch und Blut darüber vergäßen.

Jeden Augenblick erwarteten sie die geängstigte Mutter oder Wärterin der Kleinen kommen zu sehn und rüsteten sich, ihr derb die Meinung zu sagen.

Inzwischen wunderten sie sich über das feine hübsche Gesichtchen des Kindes und kamen überein, es sei gewiß von auswärts, denn die groben Schuhe und der Schnitt des Kleidchens waren fremdartig, die Stoffe fein und besser als Bauernkinder sie tragen und den schwarzen gedrückten Krepphut mit der verdorbenen Feder hatte sicher eine vornehme Dame einst benutzt.

Um die Dämmerungszeit stand der Exlieutenant Hafner vor dem Hotel Heisterbach und ließ sich von dem Portier, dem er einige Groschen in die Hand steckte, erklären, was das denn mit dem Ueberfahren heute Morgen gewesen? Und mit dem kleinen Kinde?

Herr Hafner trug einen neuen warmen Winterflausch und darüber einen lose auf den Schultern hängenden

Mantel, sowie in der Hand eine lederne Reisetasche; er kam, wie er sagte, eben erst an, hatte aber den Anschlagzettel der Polizeibehörde am Posthause gelesen und wollte nun, eh' er sein Zimmer aufsuchte, seine Neugier befriedigen. — Zeit genug schien er zu haben, er sagte, daß er hier einige Tage auf einen Freund warten müsse, den Baron von Heterendorp aus Westfalen.

Die Geschichte, die der Portier, der auch just Zeit hatte, ihm berichtete, interessirte den neuen Gast aber nur flüchtig.

Und das Weib — die Mutter — hatte sich noch immer nicht gemeldet, ihr Kind abzuholen? Das war die einzige Aeußerung, die er darauf that.

Dann bestellte er sich ein gutes Abendessen, und nachdem er es mit bestem Appetit genossen, legte er sich schlafen.

Er blieb auch am andern und dem darauf folgenden Tag; ging viel aus und kein Mensch kümmerte sich um ihn und seine Geschäfte.

Endlich am vierten Tage erwartete er auf dem Posthofe die Ankunft des heute schon nicht mehr so überfüllten Postwagens.

Richtig! Da war er! Hafner begrüßte den Baron von Heterendorp, — aber zurückhaltender als neulich in Como, und auch dieser hatte eine gewisse Fremdheit im Wesen und Blick, die sofort verrieth, seine Sympathien

für den einstigen Schulkameraden waren nicht eben gestiegen; aber er sah mit Zufriedenheit, Hafner war wieder anständig in seiner äußeren Erscheinung.

Diesem entging keine Regung in der Seele des Barons, was derselbe, dem es auch nicht an Scharfblick fehlte, schon mehrere Male mit Unbehagen bemerkt hatte. Demzufolge sagte der Exlieutenant mit einigermaßen verlegener Freundlichkeit: „Du siehst, ich weiß, was ich Dir schuldig bin. Ich habe mich vor Allem erst einmal anständig herausstaffirt und sei gewiß, Ernst, Du machst einen neuen Menschen aus mir, wenn Du mir nach drüben hilfst."

Sie waren zusammen vom Posthofe weggegangen; der Baron folgte Hafner ohne Frage und dieser führte ihn schweigend und mit einer Miene, deren Unsicherheit demselben zu denken gab, nach dem Gasthofe, in welchem Hafner logirte und wo dieser jetzt mit sichtlichem Behagen das Zimmer „für meinen Freund, den Herrn Baron" forderte, welches er morgens schon bestellt und zu wärmen befohlen hatte.

„Laß doch meinen Rang aus dem Spiel," sagte unzufrieden der Baron, — „mich verlangt durchaus nicht nach den unterthänigen Bücklingen der Kellner. — So, und nun erzähle, wie ist die Geschichte gegangen?"

Sie waren jetzt allein, der Baron hatte, sobald der Hausknecht, der sein Gepäck getragen, sich entfernte, die Stube verriegelt.

„Also, Hafner — Du hast Alles ausgerichtet, wie Du es vorschlugest?“ wiederholte er die Frage.

Eine heiße Röthe überflog dessen Gesicht.

„Nicht ganz! Ich habe Pech dabei gehabt! Wenn man's aber recht nimmt, so kann man es auch Glück nennen!“ sagte er zögernd.

„Dem Kind ist doch nichts passirt?“ fragte der Baron erschrocken und war mit zwei langen Schritten vom Fenster her, vor Hafner hingetreten, der sich am Ofen den Rücken wärmte.

„Passirt ist ihm nichts, — höchstens Gutes! Es befindet sich ganz wohl, aber —“

„Du hast —? So sprich doch —!“ rief unruhig der Baron.

„Die Lise Theuerdank ist gestorben, — schon vor mehr als einem Jahre!“ —

„Hm!“ machte der Andere betroffen.

„Merkwürdig, daß man an die einfachsten Möglichkeiten oft nicht denkt!“ — begann Hafner wieder. „Bei ihr hätte die Kleine es gut gehabt, und ich malte mir schon aus, wie die Alte sich freuen würde und sich einbilden, es sei meins, und mich ins Gebet nehmen und vermahnen. Ich habe die alte Lise Theuerdank fast lieber gehabt wie meine eigene Mutter. Eine bessere Kinderfrau gab's nicht, — freilich, — daß sie schon an die Siebenzig sein mußte, war mir neulich auch nicht eingefallen.“ —

„Wo hast Du das Kind? Du schweifst immer von der Hauptsache ab!" rief unruhig der Baron.

„Warte nur! Wenn eins Glück haben soll! Weißt Du, wo es ist? Bei einer durchreisenden reichen englischen Dame, der eben zwei Kinder hier gestorben sind. — Reist mit Courier und Dienerschaft, — in eigener Equipage —!"

„Sprich deutlich! Du siehst, daß ich mich ängstige."

„Aber wozu? Wenn ich selbst Ursache hätte, an gute Sterne oder gütige Feen zu glauben, so dächt' ich, die Sotta ist ein solches Glückskind." —

Der Baron zwang sich mit Mühe zur Geduld.

„Ich ging also nach der Wohnung der braven Lise, wo ich sie früher manch liebes Mal besucht hatte. Das Kind hatte sich schließlich ganz gut an mich gewöhnt. — „Todt!" hieß es dort; — die Alte hat da richtig bis zuletzt gewohnt; — jetzt hatte die Stube ein ältlicher Mann inne, ein sanft und gedrückt aussehender Mensch, der mir Auskunft gab und das Kind freundlich anblickte. Na, ja, — ich will mich Deiner üblen Laune gegenüber kurz fassen! — Ich fragte ihn also, ob er nicht Jemand wüßte, der das Kind gegen einmalige Zahlung eines entsprechenden Kapitals als Pflegekind annähme! — Der Alte rief seine Frau herein; — sie wohnten nur während der Messe hier, sagte er, und als die resolute Person mir erst gegenüberstand, da wurden wir bald klar. Die Leute gehörten einer wandernden Musikcapelle an, sie hießen:

Nesbeda aus Prag. Sie wollten selber das Kind nehmen.“ —

Der Baron verschränkte mit einer unendlich ausdrucksvollen Geberde die Hände ineinander.

„Du kanntest die Leute ja gar nicht!“ bedeutete diese Geberde voll Schrecken.

„Liebe Zeit, — kennen!“ erwiderte Hafner auf den stummen Vorwurf. Dann fuhr er rasch fort, indem er eine sichere Miene annahm:

„Diese kleinen Bastarde gelten mit Recht für Glückskinder, — die Sotta ist's, — hör' weiter:

„Ich verabredete also Alles genau, — sah mir sogar den Paß der Beiden an; — er stimmte: „Anton Nesbeda, Prag“, — und so wurden wir bald einig. Die Frau ist eine tüchtige, geriebene Person die nicht zum erstenmale hinter den Coulissen arbeitet; der Mann war ein Träumer.“ —

„War? Wo ist er denn? Doch nicht todt?“ —

„Ja, — denn nun stell Dir vor! Andern Morgens geh' ich, meines gut erledigten Geschäftes froh, nach dem Thore zu. Die Nesbedas hatten mir versprochen, — sehr bereitwillig versprochen, — daß sie und das Kind schon nächsten Tages mit dem Stallwagen abreisen wollten, ich mußte mich davon überzeugen, daß sie Leute von Wort waren. Du siehst, ich nahm meine Sache ganz so ernst, wie Du sie genommen haben wolltest.“

„Nein, — Du überschrittest Deine Befugniß! Du

wolltest das Kind zu Deiner alten Wärterin bringen!" flammte der Baron auf.

„Wenn das ginge, wär's freilich am Besten aus dem Wege! Du kannst es ja aber gleich morgen in der Frühe reclamiren, — heute ist's zu spät! Ich dachte wunder —"

„Weiter, bitte!" befahl der Baron beruhigter.

Ja, er konnte das Kind morgen wieder erlangen. Er athmete auf.

„Also, — ich komme in einen großen Menschenhaufen, es war ein Unglück passirt, sie hoben eben einen Todten auf eine Bahre, — überfahren von einem Lastwagen, sagt man mir. — Und ich brauche nur einen einzigen Blick darauf zu werfen: Es ist der Nesbeda — der Musikant —! Ich höre, wie sie sagen, es sei nichts in seinen Taschen gefunden; — er sei ein Unbekannter, habe keinen Pfennig Geld; — sie wollen ihn ins Hospital bringen und da, — auf einmal: Kindergeschrei; — die Sotta ist's; — ein Polizist trägt sie fort. — Wo ist die Frau? denk ich, sehe mich überall um, aber sie ist nicht da —"

„Kannst Du mir nicht kurz sagen, was wurde?"

„Weißt es ja schon. Kurz also, — das Weib ist verschwunden mit sammt dem Geld, daß ich ihr und dem Manne auszahlte. — Aus der Wohnung waren sie fort, wo ich sofort hinlief und nachfragte, — abgereist; — wer

kümmert sich in der Meßzeit um solch fahrendes Volk? — Ich habe mich seitdem ohne Ruh und Rast in der Stadt herum getrieben und immer aufgehorcht; — der Musikant ist schon begraben — heute Morgen — vom Hospital aus. Da er keinen Groschen bei sich trug, so wird sie, die Frau, die überhaupt das Regiment führte, es bei sich gehabt haben. — Auf der Polizei hat Niemand das Kind abgefordert, man bringt es ganz richtig mit dem Todten in Verbindung, — sie verstehen Sottas Kauderwelsch nicht, ihr schlechtes „Schwyzerdütsch" verunstaltet sie noch obendrein, wie Kinder thun, — und —"

„Aber man wird diese Frau Nesbeda in Prag fassen!" rief der Baron.

„Na — so dumm wird die wohl nicht sein —!" sagte Hafner achselzuckend. „Aber das Kind ist bei der Engländerin, sie hat durch einen Zufall davon erfahren, es zu sehen verlangt und eine Aehnlichkeit gefunden; — wie das so geht —! Einstweilen bleibt sie wohnen in den drei Königen, — hat die ganze erste Etage —."

Der Baron von Heterendorp ging aufgeregt hin und her.

Was thun? —

Hafner sprach weiter.

„Die Dame wird das Kind jedenfalls besser halten, wie wir es ihm verschaffen könnten! Und wer weiß —? Es gehört ja auch nach England, so meinst Du doch auch

gewiß! Lasse also dem Schicksal seinen Lauf. Du thust Deinem Bruder keinen Gefallen, wenn Du ihm das Kuckucksjunge bringst. —"

Heterendorp schwieg. Das Blut war ihm heiß in den Kopf gestiegen.

„Weißt Du was?" begann Hafner wieder in beruhigendem Tone: „Morgen kannst Du ohnehin erst Schritte thun, heute ist es zu spät; laß uns jetzt etwas genießen, Du mußt Hunger haben und ich bin nicht nur hungrig, sondern auch durstig."

Aber der leichtfertige Ton verschlug nicht bei dem bis in die Seele aufgeregten Manne.

Schweigend ging er mit ihm hinab in den Speisesaal und in der That fühlte er jetzt auch, daß er seit dem frühen Morgen nichts gegessen.

Das Essen war gut, der Wein noch besser; sie saßen ganz allein im Herrenstübchen, wo um diese Zeit Niemand verkehrte.

„Hast Du den Todtenschein Isoldes?" fragte der Baron einmal seinen Gefährten, als der Kellner den Braten holte.

„Ja, — und hier ist er. Sieh her, da hab' ich auch den Empfangsschein der Eheleute Nesbeda, sieh nur, was für eine Hand die Frau schreibt! Wie ein Mann! Was die da auf der Matte aber für dummes, gedankenloses Bauernvolk sind! Dieser gute Hans könnte als Sehens=

würdigkeit dienen! Meinst Du, daß er überhaupt was Schriftliches zu meiner Beglaubigung verlangt hätte? Fiel ihm gar nicht ein. — ‚Der Baron schickt mich, soll das Kind und den Todtenschein der Frau abholen,‘ sag' ich, ‚und Euch noch ein Extrageld vom gnädigen Herrn bringen.‘ — Damit war Alles gut. — Sie gaben mir die Sotta ohne Weiteres; aber die ‚Maria‘, die Magd, mußte doch noch mit bis Luzern, sonst wär mir' das Ding nicht gefolgt. Unterwegs schlief es ein und dann, sobald wir ankamen, schickt ich die Person zurück. Nachher weint' es wohl, — aber ich gab ihm Kuchen, so viel es mochte und da ward es zutraulich.“

Der Baron hatte unterdeß die beiden Papiere, welche Hafner aus der Brusttasche nahm, geöffnet.

„Isolde von Brabeck!“ las er auf dem Todtenschein. „Merkwürdig! Sie hat meines Bruders Namen abgelegt gehabt, — auch die Leute auf der Matte kannten sie nur unter ihrem Mädchennamen. Das Kind hat sie am Ende auch darauf taufen lassen! Hätt' ich nur den Taufschein! Aber Alles vergebens!“

„Kannst sicher sein, Baron, Deine Schwägerin hat ihre guten Gründe dazu gehabt! Schließlich, — wenn sie Verlangen nach Aussöhnung mit ihrem Manne gefühlt — würde sie dann nicht sicherlich durch des Kindes Geburt zu ihm zurückgeführt sein?“

„Gewiß! Ja! Ich bin ganz Deiner Meinung!“ sagte der Baron überzeugt. — — — — — —

„Dann erlaube mir, jetzt auch von meinen Angelegenheiten zu reden, lieber Heterendorp! Ich habe meine Mission, dem Buchstaben nach, nicht ausgeführt, aber —“

Mit unruhig fragenden Blicken verstummte Hafner.

„Wer garantirt mir, daß Du nach Amerika gehst? Du begreifst, Hafner, daß dies für mich bei Deiner Vorliebe für gebranntes Wasser eine Lebensfrage ist. Einem Manne Deiner Klugheit brauch ich die Situation nicht klar zu machen. Ich bin moralisch überzeugt, daß Claus der Vater jenes Kindes nicht ist und daß ich ihm nichts Schlimmeres anthun könnte, als es ihm zuzuführen; — gesetzlich müßte er es dennoch anerkennen, vorausgesetzt, daß es meinem Doctor Tomboni nicht gelingt —.“

„Die Nachweise zu schaffen ad 1. den Geburtsschein natürlich! — So oder so — mir kann Beides gleich sein, ich habe keinerlei Schaden und Nutzen davon. — Aber insoweit hast Du Recht, der Wein plaudert aus, und wer kann da für sich stehen? Also, Ernst, zahl mir die Ueberfahrt und einen kleinen anständigen Anfang — und wenn Du willst, reise ich noch heute Nacht! Die Post geht um vier Uhr Morgens. — Ich gehe selbst, je eher, je lieber!“

„Topp! — Das ist mir recht. Je eher Du fort kommst —“

„Je eher bist Du von mir befreit,“ ergänzte bitter der einstige Officier.

„So schlimm war es nicht gemeint, Hafner!“ begütigte der Baron. „Ich wollte sagen: je eher fängst Du eine neue Existenz an.“

„Nun, — der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Name des Herrn Baron und seine Person sind ganz aus dem Spiel geblieben, — der Mohr kann gehen. Die Wahrheit zu sagen ist mir's aber eben recht, denn ich habe im Posthause angeschlagen gelesen, daß am 5. Dezember ein großes Auswandererschiff nach New-Orleans abgeht, — ich käme also noch zu rechter Zeit in Bremen an.“

„Dann müssen wir sofort zum Bankier Reichmann gehen, daß ich auf Claus die Summe ziehe, denn ich habe nicht genug bei mir,“ sprang der Baron auf.

Wie eilig er es hatte, Hafner los zu werden!

„Schön ist Deine Hast nicht, alter Junge,“ sagte der indeß jetzt gleichmüthiger. „Schön nicht, aber ich bedenke, daß ich Dir mehr verdanke, als ich Dir leisten konnte —.“

Sie hingen ihre Mäntel um, noch waren alle Wechselstuben geöffnet.

Es wurde dem Baron Ernst von Heterendorp nicht schwer, die verlangte Summe zu erhalten, denn der Bankier war schon wochenlang vorher auf alle Fälle benachrichtigt, wie es eben so ein Bankier in Mailand

gewesen, denn um Claus frei zu machen von der Ehefessel, konnte voraussichtlich Ernst ohne größere Summen nicht operiren. — —

An den Tod der Frau hatten beide Brüder nicht gedacht, wohl aber an Abfindung und dergleichen.

— — — — — — — — — — — — —

Das gleichgültige Gesicht des höflichen Bankiers verrieth nicht die geringste Neugier, als Heterendorp Hafner eine größere Summe auszahlen ließ.

Als Hafner das viele Geld, — mehr jedenfalls, als er seit Jahren besessen, sobald sie wieder im Hotel anlangten, in eine eben gekaufte Ledertasche that, die er dann um den Leib band, fing er an zu weinen.

Und diese Bewegung war echt, das sah der Baron und war angenehm davon berührt. „Ein Mann, der solcher Thränen fähig ist,“ dachte er, „ist noch nicht faul bis in den Kern seines Wesens.“

Sie saßen beim Wein die ganze Nacht zusammen; es wurden Stunden, die Heterendorp mit seinem, doch immerhin herabgekommenen Jugendfreunde nicht mehr für möglich gehalten hätte.

Aber „Jugendfreundschaft“ ist eben ein Zauber, der seine Wirkung nie verliert, Tausend gemeinsame lustige Erinnerungen kamen ihnen, und als es Zeit wurde, zur Post zu gehen, nahmen sie Abschied „für dieses Leben“ wie zwei alte Freunde.

„Ich bin so unschlüssig!“ hatte Heterendorp noch im letzten Augenblick Hafner zugerufen.

„Schlafe! und Du wirst morgen wie ein verständiger Mensch handeln!“ gab Hafner zurück.

Dann zogen die Pferde an, der Postillon blies sein Stücklein und schwerfällig rasselte der große gelbe Wagen davon in die Nacht hinein. — —

Dies: „wie ein verständiger Mann“ war der erste Gedanke, der dem Baron kam, als er spät am nächsten Morgen erwachte. —

Dann erst erinnerte er sich Hafners, seiner Abreise und all der Vorgänge dieser letzten Zeit.

Verständig? — Verständig handeln? Wohl! Aber nachdem man einmal das Kind Isoldes gefunden und es den Leuten auf der Matte abgenommen, hatte man auch die Pflicht, sich darum zu kümmern.

Hafner hatte doch Recht gehabt, als er von dem „Glück“ redete, das Kindern „dieser Art“ eigen sein sollte. — Gut — wenn die englische Dame es behalten wollte? Aber das mußte man wissen.

„Ich will mich ihr melden lassen“ — dachte er und sagte sich gleich darauf, daß das ja ein Unsinn sein würde. — Dennoch trieb es ihn dazu, und indem er sich ausdachte, was er ihr erzählen wollte — er kam nicht darüber zum Abschluß — hatte er sich fertig gemacht und ging nach dem Hotel, welches Hafner ihm bezeichnet hatte.

Der erste Blick schon sagte ihm, als er von der Straße ab auf den Wirthshof trat, daß der große mit Extrapostpferden bespannte Reisewagen echt englische Bauart habe; — eine Dienerin in Trauerkleidern trug kleines Gepäck heraus, welches ein Courier mit Hülfe des Hausknechts im Wagen vertheilte und unterbrachte.

Der Baron stand still.

Sollte die Dame, von der Hafner sagte, daß sie noch bleiben werde, dennoch plötzlich abreisen? Und ob sie es wirklich war? Es konnte ja auch irgend wer Anderes sein? —

Aber wenn sie es war — dann —.

Und Ernst von Heterendorp trat zurück. Sie brauchte ihn dann nicht zu sehen — es war ja genug, wenn er sich überzeugte — ihren Namen wollte er dann wohl im Hotel erfahren!

Er ging eine Weile in der Straße auf und ab; es dauerte ihm aber sehr lange, bis endlich Alles für die Abfahrt fertig schien. —

Und dann — nach abermals zehn Minuten, die ihm eine Ewigkeit schienen, trat eine kleine zarte Dame, in tiefste Trauer gekleidet, aus dem Hause; ein Diener, ebenso in Trauer, ging neben ihr, der Courier stand am Schlage, aber der Diener öffnete ihr denselben und nun folgte ihr jene Dienerin von vorhin und trug ein kleines Mädchen, ebenso wie die Dame in schwarzen Crepp gekleidet, ein

Hütchen von schwarzem Flor auf den köstlichsten blonden Locken. —

Der düstere Eindruck, den alle diese Trauernden machten, wurde völlig hinweggescheucht durch das laute, fröhliche Gelächter der Kleinen, welche beide Arme um den Hals der Wärterin schlang und offenbar große Freude hatte, in den Wagen zu kommen. — Der Baron erkannte das Kind sofort; — es war die kleine Sotta von der Matte, die so eigensinnig schrie und so plumpe Bauernkleider an hatte! — Welche Veränderung! Sollte man es glauben?

Er sah noch wie die Dame das Verdeck des Wagens halb zurückschlagen ließ, der Tag war sehr mild und sonnig und dann fuhr der Wagen fort.

Noch einmal erblickte der Baron das Kind, es streckte voll Lebhaftigkeit die Aermchen aus nach zwei Tauben, die auf der Straße Futter suchten; er sah es so dicht an sich vorüber fahren, daß er die wunderbaren dunkelgrauen Augen unterschied, deren Ausdruck ganz eigenthümlich ernst blieb, obwohl das Kind so vergnügt war.

Darüber aber entging ihm der Anblick der Dame, nur ihren schwarzen schleierbedeckten Reisehut bemerkte er noch.

„Die Sotta braucht mich nicht! Wer weiß, warum sie ihr Schicksal nach England führt,“ dachte er abergläubisch und völlig beruhigt.

Einen der Kellner fragte er dann nach dem Namen der Dame. Sagte der Mann Cylhill, oder verstand der Baron ihn nicht? Er ging mit einem sehr erleichterten Herzen seiner Wege. —

In einer der schönsten Partien des „romantischen Westphalen" liegt Schloß Bokel, ein altes Erbgut derer von Weymuth, im Wege des Erbrechts an den Baron Claus von Heterendorp gekommen.

„Schloß" nennen es die Leute, obwohl es im Anfang des Jahrhunderts mit Vermeidung alles und jedes Prunks gebaut, in Wahrheit nur ein sehr großes nüchtern einfaches Haus ist, dessen Thür das große steinerne Wappen des Erbauers anspruchsvoll überragt.

Als Claus von Heterendorp frohen Sinnes kam, sein Erbgut anzutreten, fand er sich unangenehm überrascht von dem Verfall, der sich überall an dem „Schlosse" wie an den Nebengebäuden dem Blick aufdrängte. Ebenso verwildert war der Garten und die Umgebung des Hauses. Die alte neunzigjährige Dame hatte sich seit Jahrzehnten aus derartigen „Aeußerlichkeiten" nichts gemacht, dagegen aber mit unermüdlichem Eifer Pfennig auf Pfennig gespart und unter der Leitung eines sehr tüchtigen Oberverwalters die Wirthschaft, die sie ganz verlottert vorfand, auf den mustergültigsten Standpunkt gebracht,

um dann endlich Geld und Gut dem lachenden Erben, den sie nie gesehen, zu hinterlassen.

Es war Claus von Heterendorp sehr erwünscht, den Schauplatz seines Lebens zu wechseln, wie er das vor einer Reihe von Jahren schon einmal nach einem andern Skandal gethan, in welchem der böse Geist seines Lebens, — die schwarze Rike, — ebenfalls eine Rolle gespielt. —

Gott sei Dank — der Lago Maggiore lag weit genug von Schloß Bokel in Westphalen, und über „die" Geschichte war längst Gras gewachsen. —

Schlesien und Westphalen hatten ebenso wenig Beziehungen; so konnte der neue Erbherr von Bokel seinen aufrichtig gemeinten und in großer Herzensbefreiung gefaßten Beschluß, ein neues Leben zu beginnen, und zwar ein geordnetes, mit Leichtigkeit zur Ausführung zu bringen.

Es sah nach dem gleichgültigen Dahinleben der alten Frau recht unwirthlich auch im Innern des Schlosses aus, um so mehr ließen es sich die Nachbarn des Baron von Heterendorp angelegen sein, das neue Mitglied ihres, in sich streng abgeschlossenen, Kreises freundschaftlich aufzunehmen und durch wiederholte Einladungen ihm die Einsamkeit zu versüßen.

Natürlich warf man sofort die Frage auf: Ist er verheirathet? Doch diese wurde an ihn schon nicht mehr gestellt, denn man hatte — Gott mochte wissen, wie? —

erfahren, daß er nach traurigen Erlebnissen von seiner Frau geschieden sei.

Dem neuen Herrn von Schloß Bokel that es keinen Schaden in ihren Augen, daß er „Unglück gehabt“; — im Gegentheil! Und sehr bald gab es nur eine Stimme in der ganzen Gegend: Baron Heterendorp war eine Bereicherung seines Kreises — ein äußerst liebenswürdiger, sympathischer Herr.

Da wollte es das Schicksal, daß derselbe sich auf der Jagd erkältete und eine schwere Rippenfellentzündung bekam, an welcher er so gefährlich darniederlag, daß die Weigelt seinen einzigen Bruder Ernst herbei citirte. Die Weigelt, das war schon allgemein bekannt, war des Barons Vertraute und rechte Hand; — zu häßlich und zu klar in all ihrem Thun, um in schlimmen Verdacht zu kommen, ging sie für ihren Herrn, mit dem sie aufgewachsen war, durchs Feuer und er that nichts, ohne ihren Rath.

Kaum war der Bruder indeß angekommen, so sah man, daß auch er mit der Weigelt und sie mit ihm in demselben Verhältniß vertrauensvollster Zugehörigkeit stand. Sie Beide pflegten den Kranken treulich und es entging den Dienern nicht, daß die „Allmächtige“ im Schlosse, öfter in langen, heimlichen Berathungen mit den beiden Herren saß, daß Baron Ernst, der den Leuten viel besser gefiel, obgleich er ernster und schweigsamer war als

ihr eigner Herr, nicht nur schnell mit den seinen Bruder besuchenden Nachbaren sich bekannt machte, sondern daß er im Namen seines Bruders mehrere Male Anordnungen traf, als ob man bald eine Herrin von Bokel erwarten könnte.

Dann verreiste er eines Tages plötzlich, ohne zu sagen, wohin? doch erfuhr man, er werde zurückkommen.

Die Genesung des Schloßherrn hatte unterdeß gute Fortschritte gemacht, er begann seine Gegenbesuche bei den Nachbaren abzustatten, da trat plötzlich eine Art Rückfall ein und obwohl derselbe ziemlich rasch überwunden schien, fanden doch diejenigen, die den Baron besuchten, daß er auffallend schlechter danach aussehe. —

Trotzdem verbreitete sich das Gerücht, der Baron wolle sich verheirathen, man nannte auch diese und jene Dame und begann sich zu fragen, ob er eigentlich gesetzlich von seiner Frau geschieden sei, oder ob die Trennung nur eine gütlich vereinbarte gewesen?

Das war doch immerhin ein Punkt, der erst festzustellen blieb.

Dennoch wagte Niemand dem Kranken mit Fragen dieser Art näher zu treten. So liebenswürdig und verbindlich der Baron auch war, so hatte er doch eine ganz „verdammt eigene Art“, — darüber waren Alle einig, ohne über diese Art sich näher auszudrücken.

Es war ein unerquicklicher kalter Dezembertag, an dem Baron Ernst von seiner Reise nach Schloß Bokel zurückkehrte.

Er hatte mehr erreicht, als er gehofft —, Claus war frei von der Fessel, die er Jahre hindurch kaum gefühlt und die ihm erst in der letzten Zeit wieder zum Bewußtsein gekommen.

Glücklicher konnte sich dieselbe für ihn nicht lösen als durch Isoldes Tod. Und wenn ihn derselbe momentan erschütterte, so würde er diese Erinnerungen an die Frau, die er nur kurze Zeit geliebt, bald genug abschütteln.

Grund genug für den Bruder, zufrieden zu sein.

Und dennoch lag es auf des Heimkehrenden Gemüth wie ein Alp und es half ihm nicht, daß er sich selber einen Thoren schalt. Die Last war da, drückte seine Seele nieder und wie er es auch drehte und wendete, sein Gewissen raunte ihm unaufhörlich zu: Nach den Gesetzes Paragraphen gehört das Kind Claus an. Du thatest Unrecht, es fremden Menschen zu lassen. Du thust Unrecht, wenn Du es ihm verheimlichst." — — —

„Aber ich vergifte sein ferneres Leben, wenn ich ihm das Kind bringe, das sein Herz und sein Verstand nimmer kennen werden," sagte er sich.

Und in dem stolzen Manne empörte sich jeder Blutstropfen gegen den Gedanken, solch einem „Kuckucksjunges", wie Hafner sagte, Vater sein zu sollen.

Nein, tausendmal nein!

Dazu liebte er seinen Bruder zu treu und warm, um ihm das anzuthun. — — —

So war es in ihm ein stetes Kämpfen gewesen, seit seiner Abreise von Leipzig.

Gleich in der ersten Stunde, wo er froh und erleichtert gedacht hatte: „Gott sei Dank, es geht Alles besser, als ich es selbst hätte machen können," gleich da rührte sich in ihm ein Widerspruch. — Er hatte ihn zurückgewiesen, — auch mit anfänglichem Erfolg; — nun sollte aber dies ewige Bohren und Grübeln vorbei sein. —

„Sage ich's ihm in der ersten Stunde nicht, — nachhier ist's zu spät!" dachte er beinah frohlockend, denn er wußte, er würde es nicht sagen.

So schritt er durch den winterstarren Garten, — eine Wildniß von kahlem Gezweig, Eis und Schnee, — und trat durch die Hinterthür in das Haus. — Er hatte die Post an der nächsten Station verlassen und mit Freuden die letzte Strecke zu Fuß gemacht, um sich Bewegung zu verschaffen.

Es war Niemand um den Weg, der weite kahle Flur hatte eine wahrhafte Grabesluft.

Im Souterrain, wo die Wirhschaftsräume lagen, hörte er die Weigelt einen der Leute einen Befehl zurufen.

Gut! Es war ihm lieb, Claus zuerst allein zu sprechen. —

Er legte seinen Mantel ab und wollte dann unangemeldet zu dem Bruder eintreten, da riß dieser aber seine Thür auf und rief mit einer ganz veränderten dumpfen und heiseren Stimme:

„Ah! Gott sei Dank! Endlich! Mir ahnte es, — ich erkannte Deinen Schritt.“

„Geh zurück, Claus, — es ist hier eine Eisesluft!“ wehrte Ernst dem Bruder; er war erschrocken über sein Aussehen.

Nun standen sie sich im Zimmer gegenüber und drückten sich froh die Hände; dabei konnte Ernst indeß nichts anders denken als: „Herr Gott, wie verändert sieht er aus!“

Seine Fragen, denen er sorgsam ein unbefangenes Gepräge zu geben suchte, er kannte seines Bruders ärgerliche Reizbarbeit auf den Punkt! — beantwortete Claus ganz flüchtig und obenhin:

„Gut, ganz gut! Hatte einen Rückfall. Bin aber jetzt nur noch ein wenig heiser!“ und dabei mußte Ernst sich immer zwingen, sein Entsetzen über des Patienten Aussehen zu verstecken.

„Nun erzähle aber schnell! Ich kann Dir sagen, ich war wie erlöst, als Du schriebst, Du habest den Todtenschein!“ rief dieser aufgeregt und schob Ernst in einen Sessel. „Kannst Dir denken, wie neugierig ich auf die Einzelheiten bin! Begriff Dein Heimlichthun nicht! Warum

konntest Du mir das nicht Alles schreiben? Woran starb sie denn?"

„Ist Dir wirklich ihr Leben oder Sterben ganz gleichgültig geworden, Claus? Davor bangte mir eben; — ich wollte Dir die Aufregung sparen." —

„Unnöthig! Ich war längst völlig fertig mit ihr. — Aber erzähle! Wie starb sie?"

Es flog wie eine Erleichterung über Ernsts Gesicht.

„Sie ertrank, Claus, beim Angeln! — Siehst Du! Nun wirst Du doch käsebleich!" —

„Selbstmord?" fragte tonlos, ganz heiser, der Baron.

„Auf mein Wort, nein!"

Claus athmete auf und sagte beruhigter: „Sie war also da in ihrem romantischen Versteck geblieben? Wie ihr das ähnlich sieht!"

„Ja! Das heißt etwa zwei Jahre, — dazwischen hat sie aber im Winter in Italien —"

„Aber wie also —? Beim Angeln, sagst Du?"

„Ja! Du weißt von der Weigelt, wie das Gehöft liegt. Auf schmalem Uferrand die Matte, rings von Fels umgeben. Isolde hat Langeweile gehabt, denk' ich, die kleine Bucht wimmelt von Fischen —"

„Aber war denn Niemand mit ihr im Boot?"

„Doch, der halbwüchsige Sohn des Bauern."

„Hat am Ende gedacht, ich käme?" sagte Claus, dessen Gedanken doch erregt abschweiften, vor sich hin.

„Sonst wäre sie doch dort in der Langeweile nicht geblieben?“

„Möglich. Die Leute sagten mir, sie sei geblieben, weil sie kein Geld gehabt, anderwärts zu leben.“

„Das ist nicht wahr! Die Leute haben Dir ja auch die Werthpapiere ausgehändigt. Sie hat ihre Einkünfte also gehabt!“

Claus fragte mit keiner Silbe mehr. —

Die Frau war ihm demnach ganz und gar gleichgültig geworden.

An ein Kind, — an die Möglichkeit des Vorhandenseins eines solchen dachte er gar nicht.

Wie? Wenn die Bauernleute „Auf der Matte“ nun gelogen hätten? — Wenn das Kind ihr eignes, oder ein fremdes, aber nicht das Isoldes gewesen? Doch nein! Dazu waren sie zu einfältig-ehrlich.

Ernstes Grübeln unterbrach Claus.

„Wo liegt sie begraben?“

„In Weggis.“

„Hast Du den Todtenschein?“

„Ja?“

„Sahst Du ihr Grab?“

„Nein.“

Claus nahm das Papier, das der Bruder ihm entgegen hielt:

„Isolde von Brabeck! Ah, ihren Namen, nicht meinen? Da wundert mich nicht, daß die Briefe der Leute — Du schriebst ja davon — mich nicht erreichten."

„Du müßtest den Bauer sehen: das Leben auf der einsamen Matte schärft die Intelligenz nicht."

„Was erzählen sie denn sonst von ihr?"

„Wie hat sie es so lange da ausgehalten? Sie, die Lebhafte? Sie wird einen Zweck dafür gehabt haben! Erfuhrst Du nichts davon?"

„Nein!" Ueber Ernsts Gesicht flog eine flammende Röthe.

Jetzt! Jetzt mußte er von dem Kinde sprechen. Einen Moment zögerte er noch; — da war's schon zu spät, denn Claus stand auf und sagte tief aufathmend mit großer Erleichterung: „Gott sei Dank, daß ich mich jetzt frei weiß; — auch moralisch frei!"

Und nun sollte Ernst ihm dies Gefühl stören?

Claus sah in der That wie befreit aus.

Sie schwiegen Beide eine Weile in sehr verschiedenen Gedanken.

Dann konnte Ernst aber noch nicht ruhen. Er wollte, — er mußte Gewißheit haben über den einen Punkt.

„Verzeih, Claus! Ihr paßtet von Anfang an nicht zusammen, Du und Isolde; — aber damals — diese Geschichte mit Mr. Everest —! Beweise für ihre Untreue hast Du nicht?"

„Beweise?“ knirschte sein Bruder. „Beweise hat man mir freilich nicht geliefert. Ich weiß auch nicht, ob ich nicht verrückt war mit meiner Eifersucht. Ich wollte ihn erschrecken, — bei meiner Ehre! — weiter nichts! Aber so eine verfluchte Kugel geht allemal ihren eigenen Weg. — Und dann hättest Du dieses Weib sehen sollen! Ich versichere Dich, die reine Mänade! — Wild flog ihr das Haar um den Kopf, mit beiden Händen krallte sie sich um meinen Hals und gellte mir ins Ohr: „Mörder! Mörder!“ Ich hatte Noth, daß ich nicht unter ihren feinen Fingerchen erstickte. Und diese Augen! Sie hat den bösen Blick gehabt, glaub es mir!“ setzte der Schloßherr heiserer noch, als vorhin, mit fast pfeifender Stimme hinzu. — „Da kam's heraus, daß sie Alles wußte. — Alles, — von der schwarzen Rieke weißt Du — und —! Doch wozu alle diese Geschichten; sie regen mich nur doch auf. — Gott sei Dank, daß die Weigelt dazu kam! Dieses Goldweib! Ihr verdankt ich's, daß Alles noch so glatt ablief und daß Everest gerettet wurde. — Aber, das war auch ihr klar, wie Isolde und mir, — beisammen bleiben konnten wir nicht mehr, Isolde war ja auch schon in selbiger Nacht weg, — ein Glück, daß die Weigelt rasch entschlossen ihr mit ihren ganzen Habseligkeiten nachreiste. Die Weigelt ist ein Goldherz! Na — vorbei! vorbei all das! Wenn ich jetzt darüber nachdenke, so kann ich Dir sagen, Ernst, ich komme mir vor, als wäre

ich verhext gewesen! Ich sag' es ja, — Isolde hatte das mal' occhio in jener Stunde! — Und weißt Du, — wär' es was mit ihr und Everest gewesen, so hätten sie sich doch nachher zusammen gefunden?"

„Dann hättest Du Deinem Weibe also Unrecht gethan von Anfang an?" rief Ernst. Ihm war, als sollte er ersticken.

„Unrecht? Fühlte ich nicht deutlich, daß sie mich nicht liebte? Wie sie sich über den vermeintlichen Leichnam hinwarf — ich seh es noch! — Neben uns der blaue, tiefblaue See, — über uns der goldene Sonnenschein, ringsum das Blühen all, und das Weib — Isolde! in ihrem weißen Kleid zu meinen Füßen auf den Knieen liegend und mit ihren schneebleichen Lippen ihn küssend, um dann wie eine Tigerin auf mich zu stürzen —? Das war Liebe! — Aber nicht zu mir! —" Eine zitternde Aufregung klang aus des Schloßherrn Stimme.

Wieder flog es wie unendliche Erleichterung über Ernsts Gesicht.

Claus ging ein paar Mal in der Stube auf und ab und sein Bruder folgte ihm mit erschrockenen Blicken. Wie mager! Wie hinfällig sah der arme Kerl aus. Sie mußten ihn jetzt energisch herauspflegen, denn nun war er ja frei und konnte ein neues besseres, glücklicheres Leben beginnen.

Da stand Claus plötzlich still vor ihm und sah ihn

mit den krankhaft vergrößerten schönen Augen liebevoll und ganz wunderbar treuherzig an, wie man es an ihm wohl seit vielen Jahren nicht gesehen.

„Weißt Du, lieber Junge,“ sagte er ernsthaft, „so wahr ich an dem Eingang zu einem glücklichen Leben zu stehen hoffe, — so muß ich Dir in dieser Stunde ehrlich bekennen: Es war meine Schuld, daß es mit Isolde und mir schlimme Bahn ging. — Hätt' ich diese Teufelin, die schwarze Rieke nie gesehen —! Aber was war die kalte, vornehmstolze Isolde gegen dieses Gluthgeschöpf —! — Na — laß gut sein! Es ist vorbei. Isolde ist todt, — die Andere —! Er machte mit der durchsichtig weißen abgemagerten Hand eine Geberde, als wische er diese Erinnerung mit den andern vom Tische. — „Und nun reden wir nie, nie wieder davon, und von jetzt ab wenden wir uns meiner neu aufgehenden Glückssonne zu. — Es soll Alles hinter mir liegen, — all der Wust und die Leidenschaften; — ich fühle mich leicht und frei und so frohen Muthes.“

Und dabei warf der angehende Vierziger das in der Krankheit etwas zu lang gewordene dunkle Lockenhaar, durch das sich einzelne Silberfäden zogen mit der ihm eignen jugendlichen Anmuth zurück. —

Er war bis vor Kurzem ein auffallend stattlicher, ja schöner Mann gewesen. Wie verändert sah er aus! Und dies schleppende, müde Nachziehen der Füße!

Mit immer angstvollem forschenden Blick überflog er die hagere, vorn über gebeugte Gestalt, die eingefallene Brust, die blutlose Hautfarbe und die fieberisch glänzenden Augen.

„Du sollst Dich nicht aufregen, lieber Junge!“ bat er mit aufrichtiger Sorge und Betrübniß im Ton und Blick. „Es kommt doch, hoffe ich, in Dir noch die Erkenntniß zum Durchbruch,“ fuhr er, sich auf früher zwischen ihnen Besprochenes beziehend, fort, „daß der Süden Dir rascher Genesung bringen wird, als unsere größte Vorsicht bei dem nordischen Klima möglich macht —“

„Geh mir mit dem Süden! Hier hab' ich meine Bequemlichkeit. Thu doch nur nicht, als gehörte ich unter all diese Schwindsüchtigen dort! Ich kenne meine Natur, werde es schon überwinden. Und den Süden! Nie wieder! Nie! Alle meine Erinnerungen an den blauen, ewig lachenden Himmel sind gallenbitter. Heute nun gar, wo die ganze Unglückszeit mit Isolde mir wieder vor die Seele tritt! Wir waren einander zu beiderseitigem Unglück begegnet, ich wollt' es ja aber nicht glauben, weil ich wie ein Wahnsinniger in sie verliebt war. — Die Weigelt hat es mir damals gleich gesagt: „Herr, Herr, sie ist ein Kind, sie weiß nicht, was sie thut.“ Ha —! Noch heute wieder — ist denn die Phantasie gar nicht zu ertödten? — Heute steht sie vor mir — wie —! Ich habe lange nicht an sie gedacht, mir war sie todt nach jener Scene!“ —

So kam er doch immer wieder auf seine Erinnerungen zurück.

Ernst wollte ihn ablenken und fragte nach den gemeinsamen hiesigen Bekannten.

Das gelang ihm auch eine Weile. Darauf sprachen sie von Ernsts einzigem Sohn, seinem Abgott, Claudius, der nach dem holländischen Großvater so genannt worden war und jetzt das Gymnasium besuchte; — die zarte, blonde Mutter war lange todt.

„Du siehst mich ja so nachdenklich an?" fragte der Kranke aus dieser Unterhaltung heraus.

„Ich dachte, ob ich mir wohl die Wunderpillen der Gräfin Behr erbitten sollte? Sie ist immer froh, wenn sie Jemandem damit helfen kann und ich hörte früher mal, sie lösten wirklich sehr und kräftigten dabei."

„Bleib mir nur mit aller Quacksalberei vom Halse, lieber Alter! Ich weiß, Du meinst es gut, kann aber, ehrlich gestanden, die übergroße Fürsorge nicht leiden. Was wollt Ihr auch? Ich fühle mich ganz kräftig, sehe viel besser aus, habe besseren Appetit als neulich, der Katarrh ist im Abzuge, lassen wir ihm nur Zeit sich vollends zu empfehlen! — Und weißt Du, Ernst," schweifte er dann ab, „wir sind Beide noch viel zu jung, um auf Familienglück zu verzichten! Deine Ehe, wie meine, war das Ergebniß unserer Jünglingsleidenschaft, darum schlugen sie uns nicht zum Glück aus. —

Du bist ehrenfest und solide als Vater eines Prachtjungen durch diese Jahre gegangen, — ich raste weiter! Geschehen ist geschehen. Wenn ich aber erst meinen jetzt wirklich ersehnten Ehehafen gefunden habe, helf' ich Dir auch neues Glück gründen!"

Noch einmal bei Erwähnung seines Sohnes kam Ernst der Gedanke, Claus von Isoldes Kinde zu sprechen. Doch nein! Claus würde nie und nimmer von dem tödlichen Zweifel geheilt werden können, den er damit in seine Seele senkte!

Er schwieg. — — — —

Das Essen wurde dem Hausherrn gemeldet.

Jetzt erst sah sein Diener Mönkmeier, der vom Officiersburschen im Lauf der Jahre zum Faktotum seines Herrn sich herausgebildet, daß Besuch gekommen.

„Ah! der gnädige Herr?" Und dann flog ein breites Lachen über das ehrliche Bauerngesicht, denn ein Bauer v on Denkart und Manieren blieb Mönkmeier nun einmal trotz aller „Bildung".

„O, da freuen sich der Herr Baron wohl recht?" wandte er sich mit rührender Herzlichkeit an seinen Gebieter.

„Ja, Mönkmeier, ja! Und nun soll er auch erst mal hier bleiben! Wir haben ihn hier nöthiger, als die schönen Damen im Adelskasino! Nicht wahr?"

„Ja, nöthig genug, gewiß, gnädiger Herr, unser Herr Baron hat Recht," nickte Mönkmeier ganz glücklich. — Er bestellte dann, Frau Weigelt bitte heute, des Backens wegen, um Entschuldigung. —

Die Brüder gingen Arm in Arm zu Tisch. —

Der Schloßherr hatte seinen Appetit gerühmt, aber jedenfalls sehr ohne Grund, denn Baron Ernst sah, er aß wenig und ohne Lust; es war mehr ein Spielen mit den guten und kräftigen Speisen. Dagegen hatte er die aufmerksamste Sorge für den Bruder.

„Die Weigelt soll Dir heute Abend einen Hasen braten," sagte Baron Claus, „meine Krankenkost kann Dir nicht genügen."

„Gegen den Hasen habe ich nichts einzuwenden, besonders wenn die Weigelt ihn bereitet. Ich bin froh, daß sie so trefflich für Dich sorgt. Lauter leichte, schmackhafte Speisen, und dabei kräftig! Sie ist wahrlich eine so tüchtige, wie treue Person!"

„Ja, das ist sie!" stimmte ihr Herr zu. „Und ihre Freude, daß es hier aus dem Vollen geht! Sie hätte am Liebsten gleich zum Winter Alles kopfüber gekehrt; das hab' ich mir aber verbeten. Zum Frühling wollen wir das ganze Schloß renoviren; — ich ziehe dann so lange in das Gartenhaus; — es liegt ganz vor der Sonne, — ich freue mich schon darauf."

Und dann fing er an, seinem Bruder auseinander zu setzen, in welcher Art er sich die Restauration des Schlosses dachte. Diesem wurde sehr weh ums Herz. Er liebte Claus, wie, außer seinem Sohne, nichts auf der Welt. — Ihre beiderseitige Anhänglichkeit war das Schönste, was sie hatten. Und wenn Claus stürbe —! Wie ein Stich ging ihm dieser Gedanke, der schon schreckliche Gewißheit wurde, durchs Herz.

Es waren geradezu phantastische Pläne, welche dieser mit sich steigernder Lebhaftigkeit entwickelte. Baron Ernst sagte sich mit heimlichem Schrecken, es seien die Fieberphantasien eines Schwerkranken, so üppig und luxuriös wollte sein Bruder Alles gestalten.

„Denn ich habe genug vom Stadtleben und noch mehr von dem elenden Nest, dem Baschberge, wo alle Tapeten von den Wänden fallen und der Schimmel auf jedem Möbel wächst. Leben will ich, und gut leben! Und wenn ich meine Frau in mein Haus führe, soll sie sich bei mir behaglich fühlen. Ich bin der Leidenschaften müde, — wie Tannhäuser.“

Dem Bruder grauste es bei diesen Reden. Die funkelnden fieberigen Augen, heißglühenden Wangen und Hände, der fliegende Athem sagten nur zu deutlich:

„Er wird nicht leben, — er muß sterben, — bald!“

Dann begann Claus wieder von Claudius zu reden, der sich eben für das Abiturium vorbereitete.

„Könnte er nicht kommen? Ich habe den frischen, frohen Jungen so gern! Er geht einher, wie der Frühling selber!“

„Erst die Pflicht, dann das Vergnügen!“ decretirte der Vater aber. — Claudius sollte nicht in der Nähe des Kranken leben! Der Gedanke an die Möglichkeit, daß sein abgöttisch geliebter Einziger in die Gefahr der Ansteckung gerathen könnte, ließ Baron Ernst erbeben.

Zum nächsten Nachmittag kam ganz unerwarteter Besuch, der freudig willkommen geheißen wurde! Baron Schlichthorst mit Gemahlin. —

Sie waren Beide noch in den sogenannten besten Jahren, er der einfache, gutmüthig derbe Landedelmann, der in seiner Wirthschaft, der Jagd und dem Verkehr mit den Nachbaren volle Genüge findet; die Baronin eine vornehme selbstbewußte Erscheinung, mit den liebenswürdigen Formen der großen Dame ein gutes Theil Hochmuth vereinigend, einen Hochmuth, der sich wenig vertrug mit der finanziell sehr gedrückten Lage ihres Gemahls.

„Sie müssen sich nicht wundern, Baron, daß ich meinen Mann begleite; — will ich ihn überhaupt wiederhaben, muß ich wohl! Zudem möchte ich mich auch selbst überzeugen, daß es Ihnen besser geht.“

Während sie so freundschaftlich herzlich auf den kranken Schloßherrn einsprach, der wie elektrisirt von ihrem Erscheinen, sich plötzlich strammer und fester aufrichtete, lächelte

und den Gesunden zu spielen suchte, merkte Baron Ernst sehr wohl, die Dame erschrak, verstand es aber, ein völlig unbefangenes, gläubiges Lächeln zu heucheln zu der Versicherung des Patienten, es gehe ihm ausgezeichnet und er hoffe, in den nächsten Tagen der gnädigen Frau seine Aufwartung machen zu können.

Die Gäste blieben eine Stunde.

Der Name der einzig noch unverheiratheten Tochter des Paares, Baronesse Candida, wurde mehrfach, zuerst von Baron Claus erwähnt, der sehr interessirt nach ihrem Ergehen fragte und immer wieder auf sie zurück kam.

Seinem Bruder schien es, als ob der Kranke gar nicht genug betonen könne, daß es ihm so gar einsam auf Schloß Bokel vorkomme, daß er sich nach einer liebenswürdigen, feingeistigen Gefährtin sehne, — an Heirath denke, — aber auch daran, daß er sein Heim zuvor für den Empfang einer Herrin würdig einrichten müsse. Daß seine erste Frau seit Jahren todt sei, ließ er geschickt einfließen, als etwas Bekanntes.

Die Dame — oder schien es Baron Ernst nur so? — wurde unter all diesen anzüglichen Reden blaß. Was mußte auch die Mutter fühlen, ihre Tochter von einem Sterbenden umworben zu sehen?

Und dazu lächelte sie dennoch verbindlich, dazu lachte ihr Gemahl mit dröhnendem Behagen: „Ja! ja! haben Recht, Nachbar! Eine gute Frau ist's, die hier fehlt."

„Sie sind sehr arm — in völlig zerrütteten Verhältnissen!“ sagte sich Baron Ernst immer vor und entschuldigte damit diese Eltern, die nur zu bereit waren, das wurde ihm mehr und mehr klar — ihre Tochter diesem Freier hinzugeben. —

Er war kein Neuling in der Welt, daß er sich sonderlich gewundert hätte.

Im Gegentheil! Wenn Candida von Schlichthorst seinen Bruder nahm, dann war sie zuverlässig binnen Kurzem eine reiche Wittwe. Und dann sein Claudius —?

Das Blut schoß ihm siedend heiß zum Kopfe. Aber Unsinn! — Mochte Claus, sein armer Bruder, mit dieser süßen Hoffnung spielen, — warum ihm nicht den Trost lassen?

„Ich küsse Baronesse Candida die Hand! Und — wenn Sie gestatten, Baronin, — so — möchte ich in den nächsten Tagen — nein, morgen, morgen schon! kommen, mir —. Theure Baronin, Sie wissen, — Sie verstehen, daß mein ganzes Lebensglück auf Candidas Besitz gegründet ist —! Darf ich morgen kommen?“

Während Baron Ernst dem Vater für eine eben an ihn gerichtete Einladung dankte, hatte Claus, anfangs ganz ruhig sprechend, plötzlich den Entschluß gefaßt, den seine fiebernden Pulse allerdings erklärten. Immer hastiger, erregter stieß er seine Werbung bei der Mutter heraus; — Ernst hörte nur die letzten Sätze — genug und übergenug!

Besonnen und scherzend wandte er sich den Beiden zu: „Morgen? Dieser Hitzkopf! Sagen Sie ihm, Baronin, daß er wenigstens erst diesen Katarrh —"

„Bitte, — Ernst, — keine Bevormundung!" wies der Kranke ihn schroff und gereizt zurück.

„In der That, lieber Baron, Sie sollten —"

Die Baronin hielt es wohl für geboten, dem Bruder gegenüber nicht allzu deutlich zuzugreifen, aber diesen Scheinversuch, Claus zur Vorsicht zu mahnen, beachtete er gar nicht.

„Ich darf also kommen? O, Baronin, und hoffen? Sie machen mich zum glücklichsten Menschen!" rief Baron Claus und küßte leidenschaftlich die Hände der Mutter Candidas.

„Aber habe ich denn gar nichts zu sagen?" spaßte Schlichthorst.

„Doch, gewiß, lieber Baron, wenn ich bei den Damen in Gnaden angenommen bin, dann komme ich, mir auch Ihre Zustimmung zu erbitten!" rief der Freier.

„Woran es denn auch nicht fehlen soll! Also morgen! Auf morgen! Wir erwarten die Herren zu Tisch!" —

Das war der Abschied und während Baron Ernst, schwindelnd vor Schrecken und Aufregung nur mit Mühe so viel Fassung behielt, sich und seine Gefühle nicht zu verrathen, lief der Schloßherr von Bokel im Zimmer hin und her: „Sie wird mein! Sie wird mein!"

So empfing er auch seinen vom Hofe zurückkehrenden Bruder, als der Wagen abgefahren war. Er schien wie

außer sich; — das Fieber glühte ihm aus den Augen. Candida! Candida! war der ganze Inhalt seiner Reden. „Er ist verrückt!“ mußte Ernst denken. Es war ihm, als sei dies ein toller Traum. Noch heute Mittag lag dieser Heirathsplan in weiter Ferne; — Claus selbst that ja, als denke er vor dem nächsten Herbst nicht daran und nun —?

Hier Widerspruch zu erheben, fiel Baron Ernst gar nicht ein, er war viel zu einsichtig dazu. Aber zwischen seine dunklen, breiten Augenbrauen traten zwei tiefe Furchen und ein Ausdruck äußerster Aufregung.

Sobald er sein Zimmer betreten hatte, kam die Weigelt zu ihm geschlichen, in Wesen und Tracht von fast bäurischer Schlichtheit. Mit ihren vierzig Jahren sah sie erheblich älter aus als ihre beiden Herren; ihre klugen wachsamen Augen suchten sofort in seinen Zügen zu lesen. — Ihr Haar war schon ganz grau.

„Todt ist sie? Todt? Gott verzeihe mir die Sünde, ich habe geglaubt, sie sei doch zuletzt dem Engländer nachgelaufen,“ rief sie sehr erschüttert.

„Sagen Sie mal aufrichtig, Weigelt, hatte meine Schwägerin?“

Die Verdächtigung wollte dem Baron nun doch nicht über die Lippen, obwohl er dieselbe bestätigt wünschte.

Die Haushälterin verstand ihn sofort.

„Nein, Herr Baron! Alles was recht ist. — Ich hab' es damals nicht glauben können. Aber dann nachher! —

Lieb hatte sie ihren Mann nicht; als sie nachher von ihm war, da hat sie es mir wohl gesagt, sie habe den Mr. Everest lieb gehabt, weil er so gut zu ihr gewesen und weil er sie immer vergessen machen wollte, daß ihr Mann sich nicht um sie kümmerte. Aber das wäre eine Liebe gewesen, wie zu einem Bruder, nicht mehr, und den Herrn Baron hasse sie wie den Teufel — ihren angetrauten Mann, Herr Baron, und ihre Augen flammten schier gefährlich!"

Einen Moment fragte sich Ernst, ob er der Weigelt von dem Kinde sprechen sollte?

Aber, nein!

„Die Baronin hatte Ihres Wissens nie Aussicht, ein Kind zu bekommen?" fragte er dagegen, wie getrieben gegen seinen Willen.

Die Weigelt verneinte einfach. „Ja, dann hätte Alles gut werden können!"

Der Gedanke, jenes Kind sei nicht das seines Bruders, nahm sehr zu seiner Beruhigung wieder festere Gestalt in dem Baron Ernst an. Wie könnte auch eine Mutter — eine ehrliche, rechtschaffene Frau ihr Kind dem Gatten verheimlichen? — Das war der schlagendste Beweis! Isolde mußte also wohl guten Grund gehabt haben, sich und ihr Kind zu verstecken. — — — — —

Dann sprach er über seines Bruders Zustand.

Die Weigelt, die sonst so kluge Weigelt! — fand denselben offenbar nicht beunruhigend.

„Morgens ist der Herr Baron immer schwach und verdrießlich, aber Abends sieht er meist ganz munter aus," sagte sie harmlos.

In der Idee, daß Claus morgen seine Fieberphantasien vom heutigen Abend vergessen haben würde, schwieg Ernst davon gegen die Weigelt.

Es widerstrebte ihm zudem, auch nur den Anschein zu erwecken, als sei er gegen eine Heirath seines Bruders. Das war er in der That bis dahin nicht nur nicht gewesen, sondern im Gegentheil, dafür; — war doch Alles, was er in dieser Zeit gethan, in Claus Interesse geschehen, im Hinblick auf seine glücklichere Zukunft.

Und nun plötzlich nahm das Alles ein so ganz anderes Aussehen an.

„Alles anders als es gewollt und geplant wurde!" dachte er mit einem beinah abergläubischen Schrecken und ihn überkam wieder dabei dieses Bangen vor der Einwirkung von Mächten, über die wir keine Gewalt haben.

Die Weigelt sah, seine Gedanken gingen unerfreuliche Wege, — bezog dieselben aber auf seines Bruders Krankheit und tröstete ihn, seine Liebe zu Claus kennend.

„Darum nur keine Sorge, Herr Baron! Ihre Art ist kerngesund von den Ureltern her; — die Herren von

Boschberge sind immer an die Neunzig und darüber geworden.“ Damit verließ sie ihn.

Er schlief die ganze Nacht nicht, hörte seinen Bruder unaufhörlich husten und sagte sich stets von Neuem: „Sie nimmt ihn nicht, es ist nicht möglich! Wenn die Eltern sie auch verschachern möchten, sie läßt sich nicht dazu zwingen. Unmöglich! Ein junges, lebensfrohes, gesundes Mädchen, diesen Mann?“

Der Gedanke beruhigte ihn zuletzt. — Und schließlich — „Ha! Wenn alle Stricke reißen, spiele ich das Kind gegen sie aus!“ Darüber schlief er ein.

Frau Weigelt schlug die Hände vor Entsetzen über dem Kopfe zusammen, als sie andern Morgens erfuhr, ihr Herr wollte nach dem Rittergut Schlichthorst zum Baron Schlichthorst fahren.

Sie war gewohnt, um ihre Meinung gefragt zu werden.

Hatte ihn denn alle Vernunft verlassen? Bei diesem Wetter wollte er hinaus, in den Ostwind und die schneidende Kälte?

„Ja! Er wollte! Und sie hatte den Mund zu halten und zu gehorchen!“ schnob er sie wüthend an.

„Aber um Gotteswillen, gnädiger Herr!“ nahm sie Baron Ernst Seite.

„Begreifen Sie denn nicht, was mein Bruder will? Heirathen! Die Baronesse Candida!“ sagte dieser höhnisch,

denn er hatte ebenso vergeblich alle Ueberredung aufgeboten, den Bruder zurück zu halten.

„Heirathen?“ strahlte die Weigelt da plötzlich auf. „Heirathen will er? Und Die? Das liebe, herrliche Fräulein? O, dann segne es ihm Gott! Dann mög' er doch nur fahren!“

Die Wendung hatte Baron Ernst am wenigsten erwartet. — Daß die Weigelt plötzlich ganz glückselig und einverstanden war, — das regte ihn auf, als ob er plötzlichen Wahnsinn an ihr bemerkt.

Sie sah seine Verstörung und fuhr freudenvoll fort.

„O, Herr Baron kennen die gnädige Baronesse nur nicht! Ja, die! Wenn die zu uns kommt, dann macht sie uns den gnädigen Herrn auch gesund und dann wird Alles gut werden. Wo die hinkommt, da ist es, als ob sie gleich Alles hell machte!“ pries sie Candida mit wahrer Begeisterung.

Seine Anhänglichkeit an den Bruder kannte sie von Alters her, die konnte ihrer Ueberzeugung nach nichts beeinträchtigen und nie war ihr in Sinn gekommen, daß Eigennutz je sein Urtheil beeinflussen würde.

Ihm selbst kam aber flüchtig vorüberhuschend diese Erkenntniß, denn in ihm schrie es plötzlich zornig auf: „Ich will nicht umsonst gethan haben, was ich that.“ —

Die Weigelt konnte nicht ahnen, was in ihm vorging. Sie tröstete wieder: „Wenn Sie die gnädige Baro-

nesse erst kennen, Herr Baron, und sie will ihn, dann wissen Sie auch gleich, daß unserm gnädigen Herrn geholfen ist. — Jetzt muß ich aber eilig rüsten, daß der Wagen gehörig durchwärmt wird und inwendig mit Decken behängt. Kein Lüftchen soll an den Herrn Baron, und Wärmflaschen mache ich für die Füße und den Rücken.“ —

Damit lief sie weg; Ernst sah ihr wie verloren nach. Seine Aufregung wuchs von Minute zu Minute, heiß stieg ihm die Angst zu Kopfe. Was die Herrschaft Bokel — was ein großer Besitz für ihn, — nein, für Claudius, bedeutete, das wurde ihm plötzlich qualvoll bewußt. Der Gedanke an Erbfolge lag ihm bis gestern beinah weltenfern und heute — heute griff ihm die Angst darum ans Herz? Wie elend! Wie erbärmlich!

Unterdeß putzte Mönkmeier seinen Herrn bräutigamsmäßig heraus, wie die Weigelt in glücklichster Hoffnung flüsterte.

Baron Claus sah zum Erbarmen blaß aus, aber seine Stimmung war eine echte Bräutigamsstimmung. Eine Gehobenheit, ein Glücksgefühl ganz eigener Art, wie er beides nie gekannt, beseelte ihn; — „Exaltation“ nannte sein Bruder Ernst es finster bei sich selber, und sein Blick flog kritisch über die Gesellschaftstoilette des Freiers hin, die schlotternd um dessen Schultern hing.

„Herr Gott, das reine Skelett! Und wenn die Baronesse diesen Todten, diesen lebendig Todten nahm, so war es der elendeste Schacher, den sie mit ihrer Person trieb.

Haß und Verachtung gegen Candida von Schlichthorst gährten in ihm auf.

Die Fahrt war schrecklich.

Der Nachtfrost hatte die Pfützen des Weges mit dickem Eis bedeckt, welches dennoch das Gewicht der Pferde, oder des Wagens nicht trug.

Die Stöße desselben wurden dem gesunden Manne unerträglich, wie viel mehr dem Kranken.

Frau Weigelt hatte jede Fuge mit rührender Sorgfalt verhängt, aber die Kälte drang trotzdem ein und machte den Baron husten, bis ihm vor Erschöpfung an jedem Haar ein Schweißtropfen hing.

Dennoch hielt seine Bräutigamslaune vor. Er erzählte mit glänzenden, frohen Blicken von Candidas schöner Gestalt und daß sie weiß sei wie ein Schwan, das Bild äußerer und innerer Reinheit.

„Es kann nicht sein!“ sagte sich der Bruder immer wieder. „Und wenn sie sich mit ihm verlobt; — Hochzeit wird sie nicht mit ihm feiern,“ dachte er dann. Wußte er doch, daß er den letzten Trumpf in der Hand hielt! Nun wie er ihn ausspielen könnte, das machte ihn noch unruhig. Aber das hatte ja noch Zeit! — Dazwischen sagte sein besseres Selbst wieder: „Er kann ja genesen und ich gönne ihm dann sein Glück.“

II.

Endlich kamen sie an.

Die Thür des Wagens wurde von dem bereitstehenden Diener aufgerissen; — eisige Luft drang herein, das Husten des Bräutigams begann von Neuem.

Aber als es dann vorüber war, die Mäntel abgelegt und die Brüder in den Salon der Baronin von Schlichthorst traten, da erstaunte doch der Jüngere über den merkwürdigen Einfluß der Stimmung auf das Aussehen des Freiers. Baron Claus hatte momentan jede Schwäche überwunden. Blaß, aber elegant, frisch und freudig, so einnehmend, wie nur je in seiner besten Zeit, begrüßte er die Baronin und dann wandte er sich seitwärts, beide Hände Candida entgegenstreckend. Es war ein herzbezwingender Anblick! Der schöne, edle, bleiche Mann!

„Mit seiner Vergangenheit!“ kochte es zornig in Baron Ernst auf.

So konnte ein Mann aussehen, der den eignen schuldlosen Freund „aus Versehen“ niederschoß, sein Weib betrog und es dann zwang, ihn zu verlassen. Der mit der schwarzen Rieke ein Sündenleben führte, bis die Person

in einem Juwelierladen stahl und ins Spinnhaus mußte! — Großer Gott, wie war denn alle Liebe zu Claus hingekommen, daß er, — der den Bruder immer hochgehalten und entschuldigt, heute solche böse Gedanken haben konnte?

Ernst fühlte sich in seiner heutigen Stimmung elend wie noch nie und konnte doch nicht darüber weg.

Und das — war Candida? Dieses schlanke vornehme, wenn auch nicht grade hübsche Mädchen? Sie war so schlicht, so einfach, — und ihr Teint so weiß und wundervoll zart! Ihre großen grauen Augen blickten echt mädchenhaft bange und scheu, — aber als der Bewerber dann vor ihr stand, — mit diesem Blick, — diesem flehenden Ausdruck, — da schien es ihr doch wohl nicht so schwer, sein Weib zu werden?

Sie reichte Claus, nun auch ihrerseits beide Hände, und er zog sie dann mit der Hast eines Liebenden in das kleine Cabinet, an dessen Eingang sie sich befanden.

Ein unbeschreibliches Gefühl übermannte Ernst.

Ihm war, als müsse er wie ein Tiger zuspringen, diese Lilie zu retten; als beschimpfe sein Bruder das Mädchen mit seinen Küssen.

Die Eltern Candidas merkten nichts von dem, was in ihm vorging. Sie hielten sich mit dem Ausdruck höchster Freude umfangen und küßten sich.

Dann erst wandte sich der Hausherr ihm zu.

„Verzeihen Sie, lieber Baron! Eine kleine Familienscene! Candida ist unsere Aelteste! Und Vater und Mutter lieben dies Kind, das allein von allen bei uns geblieben ist, vor den Andern!“ sagte er herzlich.

Auch seine Gattin sprach in ähnlichem Sinne zu ihm, während sie ihn in den Hintergrund des Saales führten und er sie ganz außer sich hätte anschreien mögen: „Und Ihr — Ihr wollt sie so schmählich hinopfern?“

Aber was denkt der Gesellschaftsmensch von heute nicht, während er mit anscheinender Ruhe die Formen der Geselligkeit beachtet?

„Ich gestehe, daß ich meinen Bruder nur beneiden kann!“

Auf einmal hörte er sein eignes Wort: „Beneiden“, als hätte es ein Anderer ihm zugerufen. Und im selben Augenblick durchzuckte es ihn wie ein Blitz: — er beneidete Claus — er beneidete ihn — es war keine Redensart — nein! Neid war es!

Die beiden Alten sahen ihn ein wenig verwundert an, daß er so wortkarg erschien.

Das machte ihn wieder achtsam und gab ihm die Herrschaft über sich einigermaßen zurück. Von jetzt an war er ganz das, was sie von ihm erwarteten. Er sprach lebhaft von allem Möglichen. Dabei klang es immer in ihm: „Es kommt nicht zur Hochzeit,“ und das gab ihm eine schmerzvolle Beruhigung.

Heimlich studirte er diese Eltern. Waren sie dumm und einfältig, daß sie Claus Zustand nicht erkannten? Oder wollten sie ihn nicht erkennen, weil sie Candida unter allen Umständen an ihn zu verheirathen dachten. Er wurde darüber nicht recht klar, denn sie plauderten jetzt freundlich und zuthulich mit ihm über ihre drei andern Kinder und über seinen Claudius. Wer sie sah und hörte, konnte unmöglich ahnen, daß sie jetzt eben ihre Tochter dem Mammon opferten.

Da Ernst trotz der Mühe, die er sich gab, doch innerlich sehr beschäftigt erschien, ging Baron Schlichthorst jetzt, gutherzig in Ton und Miene, wie bisher, auf das heikele Thema über: „Sie machen sich Sorge, lieber Heterendorp, über Ihren Bruder? Gewiß, dieser Lungenspitzenkatarrh ist nicht zu vernachlässigen! Aber seien Sie versichert, unser lieber Baron wird mit Bräutigamsgefühlen und Bräutigamsgedanken gar nicht mehr Zeit finden, krank zu sein. Es ist unglaublich, was die äußeren Verhältnisse, noch mehr, was die Stimmung bei dieser Art Leidender thut. Wir erlebten einen Fall der merkwürdigsten Art: Die Comtesse Brunsberg hatte das heftigste Blutspeien, starke, langdauernde Heiserkeit, Husten, — mit einem Wort, sie schien eine Todescandidatin, da verlobte sie sich, heirathete, wurde ganz gesund und ist jetzt eine corpulente Dame mit einer Reihe von Kindern."

Die Geschichte kam nicht weiter, obgleich es schien, als ob sie noch nicht zu Ende sei.

Claus und Candida traten Hand in Hand aus dem Cabinet und zu ihnen.

Erst jetzt konnte man ihr den Bruder ihres Verlobten vorstellen.

Sie gab ihm mit ruhiger Freundlichkeit die Hand. Er sah sie voll und fest an — o, wie sie ihm gefiel! wie sie ihm sympathisch war! — und sie erwiderte diesen Blick unbefangen, fand offenbar auch an ihm Gefallen und sagte herzlich und rückhaltlos:

„Baron Claus versicherte mich schon, ich würde Sie leicht gern haben, — er hat sich nicht getäuscht. Ich hoffe, wir werden gute Freunde!“

Ernst küßte ihr dankbar die Hand. Ein sonderbares Glücksgefühl kam über ihn. Ihm war, als sei ihm etwas besonders Freudiges, ja Ehrenvolles begegnet.

„Rechnen Sie auf mich, Baronesse, wann und wie immer Sie meiner bedürfen!“ erwiderte er ihr.

Sie erröthete ein wenig, als sie dann rasch sagte:

„Ich nehme Sie gleich beim Wort und bitte Sie, Claus nicht zu verlassen, Baron, bis ich dauernd nach Bokel komme. Sie haben ihn sehr lieb, — ich weiß, — und ich würde froh sein, denken zu dürfen, daß Ihre Bruderaugen ihn bewachen.“

Es war Ernst als spräche dies Mädchen Musik. Ein gar eigener warmer Klang lag in ihrer Stimme, jedes

Wort kam vom Herzen und ging zum Herzen, in ihren Augen lag heimlich Sorge.

Das blieb so, — je länger, je mehr sah er ein, daß sie sich völlig unbefangen und natürlich gab, sich nie zurückhielt, aber auch nie aus dem harmonischen Wesen herausfiel.

Sie liebte ihren Verlobten nicht, dachte auch nicht daran ihm eine bräutliche Liebe zu heucheln, aber sie war ihm sehr gut und zeigte dies in der offenen, schönen Weise, die Ernst noch nie bei irgend einem weiblichen Wesen gesehen.

Ach, — überhaupt noch nie eine Candida. — Er sagte sich das ganz klar von Anfang an. — Nie, niemals war ihm je ein Weib begegnet ohne Leidenschaft und doch wie durchglüht, ohne Liebe und doch mit Herz und Seele bereit, sich selbst zu vergessen und nur im Andern zu leben. — Sie war ganz Harmonie; — alles an ihr und in ihr stimmte harmonisch, darauf kam er immer wieder zurück.

Während er sich — gleichsam von ihr gezwungen — auf die liebenswürdigste Weise gab und lebhaft sprach, sah er immer nur sie und seinen Bruder. —

Und wie sah er ihn! In seinen glänzendsten Tagen war Claus nicht so fesselnd, so angeregt und anregend gewesen, nie so strahlend, wie heute. — Er hatte alle Eigenschaften eines Don Juan mit der poesievollen Schwärmerei einer Dichterseele vereint, — seine Triumphe waren verflucht und belacht, je nachdem, aber sie hatten ihm nie den Wunsch nach neuen Siegen verleidet, bis zu jenem

unseligen Tage, da er in die Netze der schwarzen Rieke gefallen war, — aber dies Alles und seine ganze Vergangenheit war heute wie ausgelöscht, wie niemals gewesen! Mit höchstem Erstaunen sah Ernst von Heterendorp seinen Bruder Claus heute, wie er ihn nur gekannt, eh' die Welt und das Leben ihn in ihre Strudel rissen. — Claus — Claus, sein Bruder! — fühlte, blickte, sprach heute mit dem ganzen Feuer seiner Jugend und mit einem begeisterten Schwunge, um den ihn ein Dichter hätte beneiden können. —

Claus fühlte weder seine Krankheit, noch daß er vor diesem Tage gelebt. Ein glücklicher, seliger Mann saß er da und Candida blickte ihn an, lächelte ihm zu und reichte ihm ihre Hände zum Zeichen ihrer Zustimmung zu seinen Worten. —

So verging der Tag; man mußte an den Heimweg denken, der, vom Vollmond begünstigt, weder der Braut noch ihren Eltern schwierig erschien, da sie, — das wurde Ernst inzwischen längst klar, keine Ahnung von dem wahren Zustande des Verlobten hatten.

Dieser Rückweg! —

Die Spannung, die unnatürliche Steigerung aller Fähigkeiten ließ nach, sobald Candidas Augen dem Unlücklichen nicht mehr leuchteten und nun trat der Rückschlag so plötzlich, so heftig ein, daß sie noch kaum den Hof verlassen hatten, als Baron Claus schon stöhnend und

ächzend in eine Ohnmacht sank, aus der ihn nur schreckliche Hustenschauer für eine Weile rissen, und in die er immer wieder zurück fiel.

Das Richtigste wäre gewesen, umzukehren zu den Schlichthorsts; — aber um keinen Preis hätte Ernst seinem Bruder das angethan, denn jetzt gerade fühlte er von Neuem, wie sehr sein Herz an ihm hing.

Aber mischte sich in diese Liebe nicht auch eine gewisse Genugthuung, die aus der Sicherheit entsprang, daß Claus nie bis zur Hochzeit mit Candida kommen würde? Konnte er deshalb plötzlich seinen Bruder wieder aufrichtig und herzlich lieben? Und würde er ein so warmes Gefühl für ihn haben, wenn Claus Candida heirathen könnte?

Während so ein Gedanke den andern in Ernsts Herzen jagte und jeder klar und bestimmt ihm bewies, Candida würde er dem Bruder niemals gönnen, lag der Kranke ihm schwer und ächzend im Arm.

Die Strahlen des noch ziemlich niedrig stehenden Vollmondes fielen auf Claus fahlbleiches Gesicht, dessen verzerrte Züge die eines Sterbenden schienen.

„Lieber Junge, was kann ich für Dich thun?" fragte Ernst zuweilen in heißer Angst, der Bruder könne ihm jetzt gleich sterben. —

„Ich danke Dir, — nichts, — es geht vorüber! Es ist nicht der Rede werth!" lautete jedes Mal die Antwort.

In dieser Nacht hatte Baron Claus einen schweren Blutsturz.

Reitende Boten holten Aerzte und Arzneien, Niemand im Schloß Bokel kam zur Ruhe. —

Der Morgen war längst kalt und hell heraufgezogen, als der alte Doctor Wedemeier, der den Kranken behandelt hatte, mit trüber Miene von Ernst Abschied nahm.

„Ich werde gegen Abend noch einmal nachsehen. Aber ob heute, — ob morgen und in den nächsten Wochen, ich muß dringend warnen vor jeder Aufregung des Patienten! Diese Verlobung, von der Sie mir sagen, kann ich zur Zeit nur für eine bedauernswerthe Thatsache ansehen; ich verbiete selbstverständlich auf das Bestimmteste jeden Verkehr mit der Baronesse, aber nochmals auch jede andere Aufregung, — jede, Herr Baron, und ich bitte Sie um die äußerste Vorsicht in diesem Sinne. Sie begreifen, daß Briefe — und möchten es die harmlosesten sein — mit unter dies Verbot gehören.“

Baron Ernst stimmte nur durch ein Kopfnicken bei. — Es war ihm klar bewußt, daß es ihm zu hoher Befriedigung gereichte, Candide von seines Bruders Krankenlager verbannt zu sehen, wie er sich ja überhaupt in Bezug auf sie weder selbst zu täuschen versuchte, noch auch eine Blindheit für möglich gehalten hätte.

Was etwa im Lauf des gestrigen Tages noch unentschieden oder unausgedacht in ihm gelegen, das hatte diese

furchtbare Nacht zur vollen Reife gezeitigt. — Er sagte sich ohne jeden Versuch einer Beschönigung: „Er muß sterben — und er soll in Frieden sterben! Wäre er am Leben geblieben, so würden wir um sie Todfeinde geworden sein.“

Und wenn er nicht direkt Gott dankte, so brachte es doch Befreiung seines Gemüths, daß Claus nie ein Rival sein würde, und seine Stimmung gegen den Bruder wurde wieder eine so liebevolle, wie sie je zuvor gewesen.

Ein reitender Bote brachte dem Baron Schlichthorst die Nachricht von der schweren Erkrankung des Bräutigams; drei Stunden nach Empfang des Briefes war Candidas Vater schon in Bokel und seine Bestürzung eine so ehrliche, daß Ernst, sich der gestrigen Lebhaftigkeit seines Bruders entsinnend, dieses Erschrecken nicht einmal Naivetät nennen konnte, um so mehr, als der Baron sich heute keinerlei Illusionen über den Zustand des Kranken mehr machte.

Sehr bedrückt und niedergeschlagen fuhr er zu Haus, Ernsts erhöhte Achtung und Sympathie mit sich nehmend, denn er hatte nicht mit einer Silbe von einem tiefen Schmerze Candidas geredet, sondern immer nur von dem Schrecken und der herzlichen Theilnahme seiner Damen und auch dies ohne jedes Betonen wärmerer Gefühle.

Und nun begann vor Baron Ernst von Heterendorp eine Zeit der schwersten Krankenpflege, die volle Selbstverleugnung bedingte.

Es waren harte Wochen!

Außer dem Arzt und gelegentlichen flüchtigen Besuchen der wenigen neuen Bekannten des Patienten kam Niemand nach Bokel.

Unendlich still und einsam lag das Gutsgebäude mit seinen Scheunen und Ställen inmitten von Schnee und Eis.

In den Kaminen herunter zog leise heulend und klagend der Wind; — zuweilen warf er ganze Schauer feinkörnigen Schnees gegen die Fensterscheiben, oder er fuhr zischend dagegen und überhauchte sie mit dichten Eisblumen.

Dann wieder kam der Thauwind, verwandelte das ganze Land in Wasserlachen und brauste um das Schloß, als möchte er es hinweg fegen von der Erde. —

Die ältesten Leute behaupteten, einen so schlimmen Winter noch nicht erlebt zu haben und der kranke Herr auf Schloß Bokel wurde darum noch ganz besonders bemitleidet, denn man wußte er litt, wie alle derartigen Kranke, schwer unter dieser Ungunst des Wetters.

Aber auch über ein Anderes redete alle Welt auf Meilen in der Runde, das war die rührende Bruderliebe, mit welcher Baron Ernst seinen Kranken pflegte und nicht von ihm wich. — Durch die Dienerschaft erfuhr man daneben, wie herzlich das brüderliche Verhältniß von Anfang an gewesen und wie es jetzt in einer Weise zu Tage trete, die für Baron Ernst das ehrenvollste Zeugniß ablegte.

Zugleich war dann freilich auch die Verlobungsgeschichte bekannt geworden, so wie man sich erzählte, daß Candida von Schlichthorst täglich Briefe mit Baron Ernst wechseln, da sie selbst durchaus nicht nach Bokel kommen sollte.

Wenn es nun auch Manche gab, welche über diese Verlobung redeten, als von einer Spekulation des alten Schlichthorst und einer Opferung Candidas, so hatte doch der Baron seiner neuen Umgebung noch zu fern gestanden, als daß man seinen Zustand schon länger erkannt hätte, daher betrachtete man diese plötzliche schwere Erkrankung doch von allen Seiten mehr als ein unvorhergesehenes Unglück, denn als die einfache und nothwendige Folge eines schon vorhandenen krankhaften Zustandes.

Baron Ernst dachte weder an Spott, noch Mitleid, noch überhaupt an die Meinungen dieser ihm fremden Menschen.

Die Tage gingen für ihn in bleierner Schwere dahin und prüften seine Selbstverleugnung in jeder Weise.

Den noch mehr abgemagerten Sterbenden mit der heißen Fieberröthe auf den Wangen mußte er freudenvoll reden hören von täglich fortschreitender Besserung und Wiederherstellung, von seinen Plänen und Hoffnungen, die alle auf Candidas Besitz hinaus liefen und hatte dann noch dessen Unwillen zu ertragen, wenn er nicht bereitwillig genug auf diese Grausen erregenden Hirngespinste einging. —

Viele Stunden des kurzen Tages aber, und noch mehr dieser unendlichen langen Nächte, saß er neben dem Krankenzimmer des Bruders, lauschte auf dessen rasche kurze Athemzüge, auf den schrecklichen Husten und das Klagen und Heulen des Windes und dann, vermochte er sich zuletzt nicht zu wehren gegen die Gedanken, die er doch, nun er ruhiger geworden, energisch abzuweisen für Ehrenpflicht hielt, — die Gedanken an Candida, als sein Weib; an seines Bruders Besitz, der dann sein Eigen sein würde! Und dann schämte er sich vor sich selbst und jenes Entsetzen über das, was die Verhältnisse aus dem Menschen machen, kam schwerer als je über ihn.

Bis vor Kurzem hatte er sich das Rittergut Bokel niemals als *sein* dereinstiges Erbe gedacht, sondern nur als das seines Sohnes. — Claudius, als Herr von Bokel, — so hatte seine Phantasie ihm stets den Zustand nach dem dereinst erfolgenden Tode seines Bruders gemalt.

Das war plötzlich anders!

Die Veränderung in seinen Gedanken vollzog sich so selbstverständlich, daß er bis heute sich nicht ein einziges Mal ihrer bewußt geworden.

Jetzt plötzlich lag das Wollen und Wünschen seiner Seele hell, wie von der Sonne beschienen, vor ihm, bis in den kleinsten Umstand hinein und zugleich wußte er, das war in seinem Geiste schon seit Wochen, — seit der Rückkehr von der Verlobungsfeier, — vorhanden. —

Und zugleich packte es ihn wie mit einer Eisenfaust ins Herz: Da war das Kind, — von dem der Bruder nichts wußte, nicht einmal ahnte, — und das allein ein gesetzliches Recht auf Bokel hatte!

Aber dann? — Candida war so arm, wie er selbst, — was dann, wenn er das Kind auftauchen ließ?

„Ernst!“ rief der Kranke ihn und noch einmal: „Ernst!“

Wie die Stimme hohl klang! Es überrieselte den kräftigen Mann.

„Was giebt's, mein lieber Junge? Hast Du gut geschlafen?“ fragte er, vor das Bette des Schloßherrn tretend.

„Schieb den Schirm der Lampe zur Seite, Ernst! Ja, ich schlief gut und träumte von Candida, und als ich dann erwachte, da ist mir ein Gedanke gekommen. — Bitte — ich möchte mich hinsetzen, — hilf mir ein wenig! — Mönkmeier hier, — Du an dieser Seite! Wenn man es bequem haben kann, muß man es für lieb nehmen! Ihr beiden treuen Seelen verzieht mich ordentlich. — So, das ist recht, nun das Kissen in den Rücken, Mönkmeier; — lieber Ernst, dort noch den kleinen Pfühl. So! tausend Dank. Ich will morgen aufstehen, Ernst; — Du glaubst nicht wie kräftig und wohl ich mich fühle. — So Mönkmeier, nun kannst Du gehen, — ich will mit meinem Bruder allein sein. Komm Ernst, — nicht dort; setz'

Dich nah zu mir auf den Bettrand, — ich mag Dich so gern ganz nah haben. — Deine körperliche Nähe thut mir so wohl, sie hat so etwas Beruhigendes! — Du bist ein wahres Bild von Kraft und Gesundheit, Mensch, — ich beneide Dich! Aber ich werde binnen Jahresfrist ebenso kräftig sein."

„Was willst Du mir denn sagen, Claus!" nahm Ernst des Bruders magere heiße Hand in die seinige. Es war ihm in diesem Augenblick unmöglich, Claus Hoffnung auf Genesung zu heucheln, denn mehr als je wurde ihm klar, — es konnte nicht lange mehr mit ihm dauern.

Claus vermißte solche Tröstungen anscheinend nie, denn er zweifelte nicht nur nicht an seiner Genesung, sondern glaubte nahezu genesen zu sein. —

„Ja, was ich Dir sagen will?" lächelte der Patient mit leuchtenden, fieberglänzenden Augen. „Wirst Dich wundern! Aber sieh Dich erst einmal hier in der Kammer um, — Alles recht nett, nicht wahr?"

„Sehr hübsch sogar, Claus, es war eine vernünftige Idee, Dir gleich diese Wohnräume in Stand setzen zu lassen. Sie sind die einzigen im ganzen Schloß, die einen behaglichen Eindruck machen!"

„Also man braucht sich nicht zu schämen. eine Dame hier zu empfangen?"

„Eine Dame? Du wirst doch Candida —?"

„Allerdings! Candida soll kommen! Ich sehne mich so nach ihr. Darum kann ich immer die letzte Ecke zur Genesung nicht machen! Ich will sie hier haben, Ernst, und weißt Du, — damit die Leute nichts zu reden haben, will ich mich mit ihr trauen lassen, — krank wie ich bin. — Das kommt öfter vor und dann hört dies Hangen und Bangen für uns Beide auf.“ —

„Großer Gott, Claus! Welche Idee!“

„Idee? Zum Verwundern ist nur, daß sie mir nicht längst kam! Ich werde gesund, sobald Candida meine Frau ist!“

„Ich hoffe, Du sprichst nicht im Ernst! Es würde ein grausames Unrecht sein, wenn Du Candida an Dich —“

„Unrecht? Wo ist das Unrecht? Wenn sie will, ist absolut kein Unrecht dabei!“ ereiferte sich Baron Claus und mußte heftig husten.

Sein Bruder erschrak noch mehr.

Nur um Gotteswillen keine Aufregung! Das war jeden Tag des Doctors Gebot. —

Zwischen die unbeschreiblich ermattenden Hustenanfälle hinein warf Baron Claus anklagende Blicke auf den Bruder.

„Ich wollte Dich nicht aufregen, Dir auch nicht widersprechen, Claus, —“ sagte er in Todesangst vor einer Wiederholung des Blutsturzes.

Dieses Zugeständniß beruhigte den Unglücklichen denn auch. —

„Du sollst sie morgen fragen,“ hauchte er unendlich matt; — „sollst hinüber reiten — und dann gleich mit dem Pfarrer.“ —

„Wir werden Dispens einholen müssen, Claus.“

„Ja, ja!“ nickte dieser ungeduldig.

Dann nach einer langen Pause der Erholung fing er wieder an:

„Du versprichst es mir in die Hand, Ernst, daß Du morgen?“ —

„Ich reite hinüber, — mache mit dem Baron Alles ab und er kann dann die weiteren Schritte thun,“ versicherte Ernst.

Ihm war, als sei er wahnsinnig geworden, daß er ein solches Versprechen gab und doch mußte er es thun in seiner Herzensangst.

„Aber schnell!“ ächzte der Kranke und zum ersten Mal in all dieser Zeit malte sich eine Art Erkenntniß seiner Lage in den bleichen Zügen. Baron Ernst entging dies nicht.

„Man kann telegraphisch viel ordnen!“ beruhigte er. —

„Ja!“ nickte Claus, und dann war er vor Ermattung schon eingeschlafen.

„Das darf nicht sein! Ich leide es nicht! Nie! Niemals!“ rief es in Ernsts Herzen.

In leidenschaftlicher Aufregung schritt er im Wohnzimmer hin und her. Smyrnateppich dämpfte seine

Schritte; er bedachte es, und hatte dabei Mühe, nicht laut aufzuschreien. —

Candida Claus angetraut? War es nicht um den Verstand zu verlieren?

Wie von Sinnen lief er hinaus, da jetzt eben Mönkmeier in der Thür erschien, stürzte wie er war, in den vom eisigen Ostwind durchwehten Garten und mußte sich Gewalt anthun, nicht laut zu werden, Candida! Candida seines Bruders Weib? Einem Halbtodten, — einem Skelett angetraut?

Und ohne Zweifel, — Baron Schlichthorst würde sich keine Minute weigern, keine Minute!

Nach einer längeren Weile kam so viel Ruhe über ihn, daß er sich fragte, was ihn denn so rasend mache?

Diese Trauung? War sie ja doch nur eine leere Form! Der Unglückliche würde nie Candidas Gatte sein, das war sicher.

Und wenn auch! Wenn auch so sicher, wie der Mond dort am Himmel stand, — er wollte, er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man sie vor seinen Augen verkaufte. —

Verkauf? Kaufpreis? War es der Kaufpreis — Claus ganzes Vermögen, was er Candida nicht gönnte?

Er stand wie erstarrt und sah entsetzt in sich hinein.

War es das? —

Doch nein, — und tausendmal nein! — Alles Geld und Gut der Welt war ihm völlig gleichgültig gegenüber diesem Mädchen!

Aber sie an Claus Bette mit diesem die Ringe wechseln zu sehen, — sie zu einer Betrügerin werden lassen, die sich zu einer Lüge wie diese hergab, — das konnte er nicht dulden, das wollte er nie und nimmer!

Doch wie es hindern?

Der Doctor muß es verbieten! —

Aber wenn der Doctor es sehr gerechtfertigt findet, daß Claus auf diese unanfechtbare Weise Candida zur Erbin seines Vermögens macht?

Es war wiederum eine qualvolle Nacht, schlimmer als alle früheren. Der Kranke wachte viel, ersehnte den Morgen und trieb den Bruder, möglichst früh abzureiten, um desto eher zurück zu sein.

„Du gabst mir Dein Wort!" wiederholte er immer wieder.

„Ich könnte das Kind als letzten Trumpf ausspielen!" hatte Baron Ernst schon gestern Abend unaufhörlich gedacht. —

Aber wenn er das that; — wenn es ihm gelang, sein Verschweigen desselben zu erklären, dann erbte dies Kind, und Claus bestand dennoch darauf, Candida zu heirathen. Man konnte das Geld vielleicht dann theilen? — Aber sein Claudius? Und er selbst? Und blieb nicht

immer diese Komödie, in der Candida die Rolle der Betrügerin zufiel? —

Sie aber sollte rein und „sie selber“, durch diese Welt gehen, in der Jeder sich seinen Platz machte ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, so gut er konnte.

Was er war — er selber — bedachte er mit furchtbarster Klarheit, er hatte sich schon so ganz in den Gedanken in Candidas Besitz hineingelebt, daß seine wahnsinnige Eifersucht ihn völlig beherrschte.

Und wenn Claus auch schon jetzt ein todter Mann war, — er sollte dennoch Candida nicht haben, — nicht einmal zum Schein.

„Du gabst mir Dein Wort! — der Tag zieht endlich herauf!“ — drängte Claus und sah in demselben Licht des Morgens aus wie ein dem Grabe Entstiegener. —

„Ja — ich gab es!“ sagte Ernst düster. „Ich werde in einer halben Stunde abreiten.“

Er verließ seinen Kranken. Das Wort hatte er gegeben; — er mußte es jetzt lösen, — daran war nicht ein Titelchen zu ändern. Aber was dann? Sollte er es denn wirklich über sich ergehen lassen, daß Candida seines Bruders Weib wurde?

„Es ist ja nur zum Schein!“ rief ihm sein Verstand immer wieder zu.

„Ja — und sie macht sich zur Komödiantin und ich — ich — werde ihr nie, nie wieder trauen können!“ —

Den ganzen Weg sagte er sich vor, wie die Sache lag: Candida durfte seines Bruders Weib und Erbin nicht werden.

An ihn mußte Bokel kommen und als ein reicher Mann, — als Erbe seines Bruders mußte er um sie freien.

Mein Gott, wie er dies Mädchen liebte, das er ein einziges Mal gesehen, dessen Seele aber klar und offen vor ihm lag, als ob er sie seit Anbeginn gekannt hätte. Schon der Gedanke, daß er sie fragen — einst fragen würde, ob sie sein Weib werden wolle, machte ihm das Herz schlagen, daß ihm davon dunkel vor den Augen wurde.

Ohne sich dessen bewußt zu werden, vertiefte er sich in Liebesgedanken, — Liebesgefühle, wie er sie nie gekannt und empfunden.

Er war kein junger Mann mehr, — nahe an Vierzig; sein fünfzehnjähriger Sohn, der schon fast seines Vaters Höhe erreicht hatte, besaß bis zu dieser Zeit alle Liebe, deren sein Herz fähig; als er die Mutter seines Claudius heirathete, glaubte er sie zu lieben mit aller Gluth seines jungen Herzens — und ach, — schon in den zwei Jahren, welche ihre Ehe nur dauerte, hatte er eingesehen, die rechte Liebe war's nicht! —

III.

Als Claudia dann gestorben, betrauerte er sie pflichtschuldigst, — in seinem ferneren Leben fehlte sie ihm nicht. Er fühlte sich nie versucht zu einer zweiten Ehe zu schreiten, — um Claudius willen, dachte er, — im Grunde, das sah er heute ein, war's gewesen, weil ihm eine Candida nie begegnete.

Und nun war sie da! Vom ersten Blick an hatte ihr sein ganzes Wesen, seine Seele mit allem was in ihr lag, gehört. Unbegreiflich! Denn sie war doch nicht schön! Sie war nicht einmal was man gewöhnlich „hübsch" nennt, — nur vornehm, im Innern, wie im Aeußeren und dann — sie war eben das andere bessere Ich — die Hälfte von ihm selber — wäre sie eine Bettlerin, er hätte sie lieben müssen, vom ersten Augenblick an.

Mit ihr war ihm sein guter Engel erschienen.

Er bemitleidete Claus auch nicht, daß er sterben mußte. —

„Wohl ihm! Ich hätte sie ihm nie, niemals gönnen können! Wohl auch mir, daß ich ihn sterben lassen darf in der alten Liebe zwischen uns Beiden."

Der Wind heulte um ihn her und trieb ihm vereinzelte Eiskörner ins Gesicht, grau senkten sich die Wolken immer tiefer; — er sah nichts davon.

So kam er endlich in Schlichthorst an.

Des Barons Nase leuchtete röther als je; er stand in Wasserstiefeln und einem alten Pelzrock bei den Dreschern vor der Scheune, blickte überrascht auf, erkannte den Kommenden und schritt ihm sofort entgegen. Unruhe und Furcht vor einer schlimmen Nachricht standen deutlich auf seinem rothen Gesicht. Er nahm sich die alte von Regen und Sonne verfärbte Mütze ab, als werde ihm plötzlich heiß und fuhr mit der Hand durch das wirre, graugemischte Blondhaar.

Nun hatten sie sich erreicht. Der Gast verhielt sein Pferd und erwiderte den Händedruck Schlichthorsts.

„Es ist, will's Gott, ein guter Wind, der Sie herüber führt, lieber Freund?" fragte der Letztere zu dem Reiter aufsehend. Und als dieser eine Sekunde zögerte, setzte er schnell hinzu: „Wie steht es mit Ihrem Bruder?"

„Nicht gut, Baron!" erwiderte Ernst von Heterendorp, absteigend. „Aber wenn es Ihnen recht ist, sage ich Ihnen meinen Auftrag in Ihrem Zimmer und unter vier Augen!"

„Hm! Gut! Kommen Sie sogleich! Hinnerk, das Pferd tüchtig abreiben und dann eine Decke über. Sie sind scharf geritten, Baron!"

Es fiel diesem erst jetzt ein, daß er in der That die letzte Stunde des Weges in unbewußter Ungeduld sehr rasch gemacht; er sagte indeß nichts, sondern folgte dem Hausherrn schweigend und nach den Fenstern spähend.

Aber er sah weder Candida, noch die Mutter.

„Lasse warmes Frühstück besorgen und gieb der gnädigen Frau Nachricht," befahl der Hausherr dem herbeigeeilten Diener.

Dann traten sie in sein zu ebener Erde gelegenes Zimmer. Er sah sorgenvoll aus; — offenbar beunruhigte ihn dies Kommen Ernsts, ohne daß er recht wußte, was er fürchten sollte.

Dieser entledigte sich seiner Botschaft sofort: „Mein Bruder bittet Sie und vor Allem Candida, um sofortige Trauung. Er sehnt sich heiß nach dieser Vereinigung."

„Aber um Gott! —" rief Baron Schlichthorst ihm in wirklichem Schrecken in seine Worte hinein. — Diese Nachricht hatte er nicht erwartet.

Dann ging er schweigend und aufgeregt in seiner Stube hin und her, bis er plötzlich vor Ernst still stand: „Sagen Sie mir ehrlich, wie steht es um Ihren Bruder?"

„Sie meinen, ob ich Hoffnung für sein Leben habe?"

„Ja! Das meine ich. Ich frage mich nach dem Beweggrunde für diesen Wunsch einer solchen Heirath."

„Den Beweggrund nannte ich Ihnen schon, Baron, mein Bruder sehnt sich nach Candida; — er bildet

sich ein, sie werde durch ihre Nähe schon ihn gesund machen.“ —

„Und ist dazu Ihrer Ansicht nach Hoffnung?“

„Nach menschlichem Ermessen nicht! Aber es gab und giebt Menschen, die mit einem Rest Lunge, — einem kleinen Rest noch Jahre leben.“

„Warum werden Sie so blaß, Heterendorp? Die Hitze hier, — ja ja! Ich begreife!“

Und Baron Schlichthorst riß sein Fenster auf.

„Und soll ich mein Kind an diese Hoffnung, — die doch nur Chimäre ist, setzen?“ murmelte er wieder hin und her gehend.

„Ich wage nicht, Baron, für meinen kranken Bruder zu bitten, — aber ich muß hinzufügen, daß eine Verweigerung —“

Mit weißen Lippen wandte Ernst sich ab und dem Fenster zu.

Dies war mehr als Hölle! Aber er hatte sein Wort gegeben.

Auf einmal ging Schlichthorst nach der Klingel, zog daran mit großer Heftigkeit und rief dem herbeieilenden Diener zu:

„Ich lasse die Baronesse bitten —.“

„Sie wollen die Entscheidung in Candidas Hände legen?“ rief der Gast erschreckt.

„Vielleicht!" sagte der Schloßherr, und man sah ihn die Aufregung immer mehr an.

Schweigend warteten sie. Ernst schlug das Herz wie ein Hammer. „Vielleicht ihm eben so," dachte er, die Miene des Brautvaters beobachtend.

Auf dem breiten, offnen Gesicht des Letzteren spiegelte sich jeder Gedanke, auch der, daß Candida durch diese Trauung am Sterbebett eine reiche Frau werde, — vielleicht gar Wittwe, ehe der Kranke sich auch nur zeitweise erholte.

Reich! Viel Geld! Das war's ja, was dem Schlichthorster lebenslang schon fehlte! Die Wirthschaft konnte nicht in die Höhe kommen aus Mangel an Kapital. —

Dennoch lag in des alten Herrn Mienen keine Zustimmung, wenn auch vielleicht ein geheimer Kampf.

Da nahten rasche, leichte Schritte.

Sie war es. Im Hauskleide; — so schlicht und anmuthig wie neulich in der gewählteren Toilette, aber jetzt auch aufgeregt.

„Baron — ich hörte schon, daß Sie gekommen! Wie geht es Ihrem Bruder?" fragte sie, sofort auf Ernst zugehend und ihm die Hand entgegenstreckend, die er nahm und — an die Lippen führte.

Er blickte dabei fest und forschend in ihre schönen Augen.

Heute entdeckte er etwas rein Aeußerliches; dieselben waren von einem dunklen Graublau, aber den Augenstern

umgab ein noch dunklerer Rand und dieser verlieh dem Blick jene eigenthümliche Wärme und Sanftmuth, die Ernst so sehr angesprochen hatte.

Sie sah ihm mit aufrichtiger Theilnahme für seinen Bruder, aber auch nicht ohne Erstaunen über sein eignes, ihr sonderbar erscheinendes Wesen, fragend in die Augen, da er jetzt die seinigen auf den Baron Schlichthorst richtete, ob der ihr Bescheid geben wollte.

Dazu war der Alte auch bereit.

„Die Sache ist die, Candida, — und Du sollst entscheiden,“ begann er entschlossen. „Dein Verlobter sehnt sich nach Dir, erwartet Genesung durch Dich und bittet Dich, ihm Deine Hand schon jetzt zu geben.“ —

„Jetzt —?“ wiederholte sie, die Farbe lebhaft verändernd und ihr Ton klang — hörte Ernst recht? — widerstrebend. „Aber Ihr Bruder ist ja todtkrank?“ setzte sie dann, zagenden Tons hinzu, sich an Ernst wendend.

„Das darf ich leider nicht in Abrede stellen, liebe Candida!“ gab er zu, aber ihm selbst fiel auf, wie seine Stimme unsicher schwankte, vor übergroßer Erregung.

„Er wünscht sich so schnell wie möglich mit Dir trauen zu lassen, Candida, damit Du um ihn sein kannst —“

„Was hindert mich denn zu ihm zu gehen? zu einem Sterbenden?“

Dann erschrak sie selbst über das Wort, das noch nie

zwischen ihr und ihrem Vater noch weniger gegenüber dem Bruder ihres Verlobten gefallen war.

„Vergeben Sie mir die Wahrheit, Ernst! Ich zweifle nicht, Sie wissen, wie es um Ihren Bruder steht; — mir hat es zwar Niemand direct gesagt, aber ich bin, als ich die Thatsache seiner Erkrankung hörte, zu unserm alten Arzt gegangen, und der mußte mir gestehen, daß menschlichem Ermessen nach —“

Sie stockte. — Weshalb, wußte sie kaum. Es fiel ihr plötzlich ein, was er wohl denken möchte von ihrer Art und Weise.

Wieder wurde sie roth und blaß.

„Verzeihen Sie mir, daß ich ehrlich sage, was ich denke!“ bat sie.

Ach, — wenn sie ahnte, wie diese Ehrlichkeit ihn entzückte, nicht weil sie damit bestätigte, daß sein Bruder sterben mußte, — sondern weil ihre grade Aufrichtigkeit, dieser leuchtende, treuherzige Blick, durch den man ihr bis in das redliche Herz sah, ihm das Schönste, Herrlichste dünkte, was er jemals erblickt.

„Ich bitte, — seien wir alle Drei offen gegen einander,“ erwiderte er entschieden. „Ihnen, theure Candida, danke ich diese Aufrichtigkeit aus tiefster Seele. — Ja, Sie könnten zu meinem Bruder gehen, — Schloß Bokel würde hell und warm werden durch Ihre Anwesenheit, — aber, ich fürchte, genügen würde Claus dies nicht. — Er

hat sein Herz darauf gestellt, sich mit Ihnen trauen zu lassen." —

„O, — nein! Papa, — bitte, nein!" wandte sie sich ganz erschreckt an diesen.

„Erlauben Sie mir auszusprechen, Candida? Ich habe noch Einiges hinzuzufügen," fuhr Ernst fort; und während er mit peinlicher Gewissenhaft dachte: „Ich will meine Pflicht bis zum Aeußersten thun," jubelte seine ganze Seele: „Sie will nicht!" und es wurde ihm nicht mehr schwer, seiner Pflicht gemäß weiter zu sprechen:

„Claus wünscht dringend eine sofortige Trauung, oder richtiger gesagt, eine möglichst beschleunigte! Er macht sich über seinen Zustand Illusionen; es liegt ja so oft in dieser Krankheit, daß die Patienten nicht ahnen, wie es mit ihnen zum Ende eilt, sondern im Gegentheil meinen, sich genesen zu fühlen. So glaubt er also, Sie, liebe Candida, würden ihm sofort volle Genesung bringen, er plant eine baldige Abreise mit Ihnen nach dem Süden!" —

„Barmherziger Gott!" rief sie ganz entsetzt, — jetzt ohne Rückhalt ihren Schrecken verrathend.

„Er wird nimmer hinkommen, liebes Kind," beruhigte der Baron Schlichthorst.

„Aber, — Papa! Wozu diese Trauung! Es wäre die reine Komödie, Schauspielerei!" Sie sah sehr aufgeregt aus.

„Wieso, Komödie? Die Trauung soll in aller Form Rechtens —"

„Aber, Papa! Ich! — O, Papa, thue mir das nicht an! Es ist ja doch Alles ohne Sinn!“

„Keineswegs ohne Sinn, Candida,“ mischte Ernst sich ein, „Sie werden durch die Vollziehung der Trauung in die vollen Rechte der Gattin und Erbin meines Bruders eingesetzt.“

„Baron Heterendorp hat Recht, liebes Kind!“ fügte Candidas Vater eifrig hinzu.

Sie lehnte sich an seinen Schreibtisch, als bedürfe sie einer Stütze, dann sagte sie beklommen: „Papa! Das können wir nie und nimmer auf uns nehmen!“

Vater und Tochter sahen sich in die Augen. Sie verstanden sich offenbar, denn auf einmal hielten sie sich umschlungen und während Candida weinte, rief der Alte: „Hast Recht, mein Mädchen, hast Recht!“ Und auf des Mannes Gesicht leuchtete dieselbe Rechtschaffenheit, die Ernst an Candida entzückte.

Der Gast stand wortlos, seine Seele lag in seinen Blicken.

Welche Menschen! So vornehm in ihrer Gesinnung, und deshalb so schlicht.

„Sie verstehen, mein lieber Baron! Mein braves Mädchen fühlt das Richtige; ich habe ihr immer die Entscheidung ihrer Angelegenheiten anheim gestellt und so soll es bleiben.“

Er küßte die Tochter zärtlich, die sehr viel ruhiger aussah als vor wenig Minuten.

Ein Ausdruck unaussprechlicher Niedergeschlagenheit malte sich auf Ernsts Gesicht.

Nie war ihm zu Muthe gewesen wie in diesem Augenblick, wo er mit äußerster Pein sich sagte: „Was bist Du, daß Du wagst an sie zu denken?“

Vater und Tochter deuteten sein Aussehen ganz anders. Candida wandte sich ihm rasch zu und reichte ihm die Hand: „Ich komme mit Ihnen, Ernst, ich will Ihren Bruder mit Ihnen pflegen und bei ihm bleiben bis Gott entscheidet.“

„Candida! Mein gutes, herziges Mädchen!“ riefen beide Männer zugleich. „So soll es sein!“ wiederholten sie in ihrer schlichten Weise und offenbar jetzt beruhigter.

Dann wurde die Baronin gerufen, die nach einigem Hin und Her zustimmte.

Dabei blieb es. — Viel Worte machten die Schlichthorster nicht. — Einer der jungen Oekonomielehrlinge — ein guter Reiter — sollte das Pferd Ernsts nach Bokel bringen, er und Candida auf dem offenen Jagdwagen zurückfahren.

Sie verließ das Zimmer ihres Vaters, um sich für den Aufenthalt in Bokel zu rüsten, die drei Andern gingen zum Frühstücken in das Speisezimmer.

Beide Gatten sprachen jetzt mit größter Offenheit über den Kranken und von Candidas Verlobung.

„Wir hatten keine Ahnung von seinem Zustande," sagte die Baronin, sich und Candida meinend, „und mein guter Mann ist arglos und optimistisch wie ein Kind. — Als Ihr Bruder uns seinen ersten Besuch machte und wir ihn einige Male bei den Nachbaren trafen, fanden wir ihn die beiden letzten Male zwar etwas bleich und angegriffen aussehend, aber seine Lebhaftigkeit, seine heitere ritterliche Art entzückten uns Alle und es gab nur eine Stimme: der neue Herr von Bokel sei eine außerordentlich willkommene Bereicherung unseres Kreises."

„Ich kann mir das lebhaft vorstellen, Claus hatte von jeher das Glück, das kein Mensch sich selbst geben kann, das die Grazien ihm in die Wiege legen: unbewußt und ungewollt alle Herzen zu gewinnen," bestätigte Ernst.

„Das sahen wir an Candida!" lächelte sie trübe. „Sie ist nun fast Dreißig geworden, und arme Mädchen haben nicht allzu viel Nachfrage, wenn sie obendrein nicht schön sind. Aber selten auch dachten wir, sie würde wohl gern Einen oder den Andern der jungen Männer näher kennen lernen, denn sie hat einen verständigen ruhigen Sinn und wußte wohl, daß sie sich nicht verlieben dürfe, wenn ihr ihr Glück lieb war. — Aber als sie Ihren Bruder kennen gelernt hatte, da sprach sie viel von ihm, und als Ihr Bruder damals in Bokel mir sagte! —

Mein Gott — es war eine so große, freudige Ueberraschung!" —

Die Baronin verstummte. —

Ernst begriff, daß Vater und Mutter eine herbe Enttäuschung erlitten hatten. Aber die Tochter?

Wie steht es um ihr Herz? —

Die Frage hörte in ihm nicht auf. — Dabei sagte er sich aber auch immer tröstend: Sie liebt ihn nicht, — unmöglich würde sie so ruhig sein können. Es ist Freundschaft — herzliche Theilnahme, — Liebe nicht!

Nach etwa einer Stunde erschien Candida wieder, zur Fahrt nach Bokel gerüstet. —

Sie sah in dem etwas abgenutzten Pelzrock dennoch stattlich aus und wie eine echte Dame; ihre Augen trugen einen nachdenklichen ernsten Ausdruck, aber dieselbe ruhige Entschiedenheit lag darin.

Es reute sie nicht, daß sie die Heirath ausschlug.

Das Wetter hatte sich „ihr zur Liebe!" wie Ernst sich leise sagte, gemildert; die Fahrt war nicht so unangenehm wie er befürchtet, ja sie wurde zu einer höchst angenehmen, denn die Sonne kam durch und lachte auf die Erde herab mit einer Kraft und Wärme, die den nahen Frühling kündete. —

„Hören Sie, — eine Lerche, die erste!" machte Candida ihn auch aufmerksam.

Sie dachten also dasselbe.

Eine Zeit lang sprachen sie, wie natürlich, von Claus allein. Sie erzählte Ernst wie sie ihn kennen gelernt; wie in der Eintönigkeit ihres ländlichen Verkehrs jede neue Erscheinung aufregend wirken müsse, „denn das Leben auf dem Lande stimmt nicht die Ansprüche herab, sondern steigert dieselben, weil man sie meist auf das Ideal zuschneidet," sagte sie lächelnd. Und da sei denn alle Welt von der frischen, frohgemuthen Laune des neuen Nachbars eingenommen gewesen, von seiner herzlichen Freude an dem Landleben ꝛc.

Es stimmte das Alles zu dem, was er von ihrer Mutter wußte. — Daß Claus, ein müder, weltsatter Abenteurer, hier ankam, — das ahnten sie also Alle nicht!

„Haben Sie seine Frau gekannt?" fragte sie nach einem minutenlangen Schweigen.

Wie ein Stich traf ihn dies Wort. Er war aber vorbereitet.

„Nein," sagte er Ruhe heuchelnd, — ich sah sie niemals. Die Heirath war eben eine Thorheit in jedem Sinne, — sie paßten möglichst schlecht zu einander und ihr Tod wurde ein Glück für Claus. —

Das begriff sie ohne weitere Reden, da die Beiden „so schlecht zusammen gepaßt hatten" und sie Claus vorhin erst ein so harmloses, gutes Zeugniß ausstellte.

Sie plauderte ruhig weiter und er kam, ihrer Stimme lauschend, ihren Worten nachdenkend, hinweg über den geheimen Schrecken.

Gewaltsam hieß er schweigen, was in ihm flüsterte. Er wollte es nicht hören. Geschehen war geschehen! Er wollte glücklich sein, sie sehen, sie immer mehr verehren und lieben zu können, und das kam ihm aus ihrem ganzen Wesen so von selbst.

Sie heuchelte keine Trauer um Claus Sterben, aber er fühlte, sie war voll tiefsten Mitleids für seinen Bruder und ihm herzlich gut. Und dann schien ihm nach und nach, — oder bildete er es sich ein? — als ob sie, mit dieser Bereitwilligkeit ihn zu pflegen, eine Art Pflichterfüllung bezweckte, die gleichsam ein Loskauf von größerer — und etwa auch schwererer Pflicht? — sein sollte.

Zuletzt war er in einen traumhaften Glückszustand versunken, der ihn für eine kurze Weile alles Andere vergessen ließ, als dies selige neue Liebesempfinden. —

Er fragte sich jetzt nicht mehr, warum er sie liebte, oder was werden würde; — er sah sie, saß neben ihr, hörte sie in ihrer sinnigen Weise sprechen und dann. —

Sie waren in Bokel, dort schimmerten schon die Wände des Schlosses durch die kahlen Bäume und aus der Allee, ihnen entgegen stürzte der Gärtner.

„O, gnädiger Herr! Es steht schlimm! Es steht sehr schlimm! Erschrecken Sie nicht!“

„Was ist denn? Was ist passirt?“ schrie Ernst den Mann an, der ganz blaß vor Aufregung und Kälte war.

„Ein neuer Blutsturz! Der Herr Doktor ist schon da! Hat der Hermann Sie nicht getroffen? Er ist zu Pferde Ihnen entgegen.“

Ernst hörte schon nicht mehr.

In rasendem Lauf ließ er die Pferde ausgreifen. —

Nun waren sie da.

Der Doktor trat ihnen entgegen.

„Ich weiß Alles von der Weigelt; — gehen Sie nur Beide hinein, Vorbereitung bei ihm ist nicht mehr nöthig,“ sagte er.

Und dann nahm er Ernst bei Seite: „Die Agonie hat schon begonnen, Herr Baron, aber er erkennt Sie vielleicht noch!“

Ja, — Claus erkannte sie Beide, als sie bei ihm eintraten. Auf seinem Gesicht lag schon das Zeichen des Todes, und daß er wußte wie es um ihn stand, sahen sie sofort.

Er blickte Candida groß und leer an, — seine Augen hatten bereits die Ausdrucksfähigkeit verloren: „Zu spät!“ hauchte er tonlos.

Sie war, fast so bleich wie ihr Verlobter, neben ihm am Bette niedergekniet und nahm seine Hand, — diese schon erkaltende Hand. Leise und erschüttert, aber ganz deutlich klang von ihren Lippen was ihr eben einfiel:

„Kommt zu mir Ihr Mühseligen —“

Ernst sah, — der sterbende Bruder horchte — er verstand, was sie sagte, es that ihm wohl.

Dann schloß Claus die Augen, ein Zug von friedvoller Ruhe trat in seine Leidensmiene.

Schlief er?

Sie wagten nicht, sich zu rühreu, bis der Doktor heran trat:

„Er wird nicht wieder erwachen!“

„O, doch!“ flüsterte Candida erschreckt.

Sie glaubte als fromme Christin an die Auferstehung.

Der alte Doktor verstand ihren Widerspruch und sagte, sie mit herzlichem Blick von ihren Knieen aufhebend:

„Hoffen Sie es getrost, liebe Baronesse!“ seine Mienen ergänzten, was er nicht aussprach.

Dann führte er Candida aus dem Sterbezimmer. —

Man hatte den Baron Claus von Heterendorp im Erbbegräbniß deren von Wagmuth, wo es noch Platz genug gab, beigesetzt mit dem üblichem Gepränge und unter allseitiger Theilnahme der Standesgenossen.

Der Tod des vor Kurzem noch so rüstig scheinenden Mannes sah diesen Herren wie eine Grausamkeit des Schicksals aus. Sie hatten Claus von Heterendorp sehr angenehm und liebenswürdig gefunden, sein ernsterer Bruder gewann sich wohl durch sein ganzes Auftreten und die

große Liebe, die er in der Pflege bewies, ihre Hochachtung, aber — darin stimmten sie überein, der Andere hatte ihre Sympathien im Sturm erobert, dieser mit seinem grübelnden Wesen blieb ihnen vor der Hand noch völlig fremd, schien es auch nicht anders zu wollen. —

Er erbte nun und wurde an des Bruders Stelle einer der Ihrigen, und da er einen Sohn hatte, so lag die Sache für ihn günstiger wie für Claus. Arm war Dieser, wie Jener es gewesen, — Claus hatte aber seine Besitzesfreude so offen geäußert, daß es fast naiv klang; — Ernst empfand wenig oder nichts davon, oder war zu stolz, sich merken zu lassen, was er dachte.

„Laßt ihn, sein Herz ist wund, er trauert dem Bruder zu schmerzlich nach, wie soll er sich da freuen können?“ wies der alte Baron Schlichthorst sie zu Ruhe.

„Ja, dem alten Schlichthorst — oder vielmehr seiner Tochter hätte Bokel jetzt gehören können!“ flüsterte man sich zu. Die Geschichte von der beabsichtigten Trauung und dem noblen Widerstreben der Beiden hatte sich doch herumgesprochen.

Nach all diesen Mittheilungen und Andeutungen war man schießlich zu den eigenen Angelegenheiten zurückgekehrt. — — —

In Bokel wurde es stiller wie je.

Der neue Baron wollte nicht in seines Bruders Zimmern wohnen, — sondern ließ sich zwei andere einrichten,

nach dem Garten zu, über den hinweg man auf eine lange Strecke den Weg nach Schlichthorst übersehen konnte.

Dort saß er dann viele Stunden des Tages über den Papieren von Bokel. Karten und Register bedeckten seinen Tisch; — er nahm es gründlich mit dem Kennenlernen seines Erbes und sah erstaunt, dasselbe war viel bedeutender, als er gedacht.

Ob Claus das wohl schon gewußt hatte?

Ach — und nun gingen seine Gedanken allemal andere Wege: Wenn Claus gewußt hätte! Das Kind! Er mußte jetzt immer im Geiste das kleine blonde Kind sehen, das dem Gesetzesbuchstaben nach der Erbe von Bokel wäre! Das Kuckucksei! Und diese Isolde! — sie gab ihm unaufhörlich zu denken. —

Warum hatte sie — die Lebensfrohe, noch so Jugendliche — zwei Sommer auf der einsamen Matte ausgehalten? Aus Mangel an Geld, hatte er sich zuerst gedacht. — Wenn man es aber recht überlegte, so entstand doch die Frage, wo blieb unterdeß dieser Everest, ihr Galan, der Vater ihres Kindes? — Todt war er nicht, — wenigstens nicht gestorben an der Wunde von Claus Kugel. —

Warum hatte jener Mann die Frau und das Kind dort auf der Matte so lange gelassen, ohne sich je zu zeigen?

In Como hatte Isolde ihn doch gesehen? Warum —? Ja — warum? — Er würde es nie erfahren, sagte er sich dann, sie war ja todt, diese Frau.

Und ungerecht war es, ihr alle Schuld allein aufzubürden! Claus hatte ohne Zweifel auch sie gekränkt, sie vielleicht durch seine Untreue Everest in die Arme getrieben? — Nie — nie würde man die Wahrheit erfahren. —

Das Kind wäre aber immer, wenn auch Everests Kind, berechtigt zu seines Bruders Namen und Erbe!

Ja, wenn er den Taufschein hätte finden können, dann hätte er vielleicht einen Beweis gegen Isolde gehabt! Die Schlaue, sie hatte ihr Kind vielleicht auf ganz andere Namen taufen lassen, denn auch der ihre fand sich ja nirgend.

So irrten die Gedanken des neuen Herrn von Bokel in unablässigem Kreislauf, und wie die Uhr ihre Stunden schlägt, so klang die Erinnerung an „das Kind" tagsüber viele Male hell in jeden andern Gedankengang des Barons Ernst von Heterendorp hinein.

Dann rief er oft die Weigelt in seine Stube und begann mit ihr, wie sie sagte, „vom Hundertsten zum Tausendsten" zu reden, um zuletzt immer auf Isolde und seinen Bruder zu kommen.

„Blos, weil er keine Seele hat, gnädige Frau!" klagte diese der Baronin Schlichthorst, die mit ihrem Mann kam, Ernst zu besuchen, blos darum muß er mit der Weigelten fürlieb nehmen."

Und die Weigelt sah dabei so demüthiglich-einfältig aus und die vornehme Dame so mitleidig-harmlos. —

Und doch sahen Beide so gut ein, was hier das Beste wäre, und es that ihnen wohl und machte sie guten Muthes, daß sie nun von einander Bescheid und sich im guten Einvernehmen wußten.

„Denn sehen Sie, gnädige Frau," fuhr die Weigelt dann emsig und flüsternd fort: „Was die Wahrheit ist, das kommt allemal zu Tage! Der selige Herr — ein Ausbund von Liebenswürdigkeit war er — alle Weiber, alt und jung, vornehm und gering, rein weg in ihn; aber der regierende Herr Baron" — sie meinte Ernst damit — „der hatte den innerlichen Werth vor dem Andern voraus und die Solidität! Hat mit seiner Seligen die zwei kurzen Jährchen gelebt wie die Turteltauben, gnädige Frau, und ich sag's ihm auch nächstens, wo es uns hier fehlt und wo ihn der Schuh drückt! Diese Männer, gnäd'ge Frau, man muß sie allemal mit der Nase darauf stoßen, man sollt's nicht glauben, wie unpraktisch sie sind."

„Also beide Brüder waren nur so kurze Zeit verheirathet, Frau Weigelt? Man erzählte sich hier, Baron Claus sei von seiner Frau geschieden gewesen, was lag denn da vor?" fragte die Dame und schämte sich doch beinah vor sich selber der müßigen Neugier.

„Gott, was lag da vor, gnädige Frau! Mißverständnisse! Einzig und allein! selige Herr war eben ein wenig flüchtig und die selige Gnädige nahm es allzu streng. Aber das ist ja Alles lange todt und begraben, wie sie selber. Wer lebt, hat

das Recht, und unser regierender Herr ist die Bravheit selbst, ein Mann, wie er im Buche steht! Denke doch gnädige Frau nur! Dreizehn Jahr hat er seine Selige betrauert! Nach keiner gesehen! Aber es ist ja eine wahre Sünde, daß er hier so einsam sitzt und wenn's ihm mal zum Plaudern zu Muthe ist, muß er mit der alten Weigelten fürlieb nehmen, die nichts weiß, als immer die alten Familiengeschichten." — — — —

Als das freundliche alte Paar wieder fort war, fühlte Ernst sich so froh und erleichtert, wie seit langer Zeit nicht. — Er hatte die Mutter nach Candida gefragt, und die Baronin ihm ausführlich von ihrer Tochter berichtet.

Als sie dann Abschied nahmen, sagte der Baron:

„Wir wären Verwandte geworden, lieber Heterendorp; zeigen Sie uns, daß sie mit ihres Bruders Tode nicht alle Verbindung mit uns abgebrochen sehen wollen!" — —

Nein, er wollte sie gern festhalten, diese Verbindung. Er sehnte sich so sehr nach Candida!

Ganz erfrischt fand ihn Abends die Weigelt und um ihn „auf den rechten Weg" zu lenken, berichtete sie von ihrem Gespräch mit der Frau Baronin.

Daß sie den beiderseitigen Worten etwas lebhaftere Farben gab, konnte nur nützlich sein, dachte sie.

„Auch vom seligen Herrn seiner Frau sollte ich ihr erzählen," fuhr die Weigelt fort, „aber da kam sie an die Unrechte!

Die Weigelten kann schweigen, nicht wahr, Herr Baron, das kennen Sie? Nichts hab ich gesagt, — keine Silbe; — was geht das hier die Leute an? Todt und begraben sind sie ja beide!" —

„Weigelt, hatte meine Schwägerin Isolde jemals Aussicht ein Kind zu bekommen?" fragte er — zum ersten Mal gradezu.

Sie verneinte. Das wäre ja zu allem Unglück jetzt auch immer noch ein Glück, meinte sie.

„Aber als sie meinen Bruder verließ — Sie reisten ja hinter ihr her — war sie damals?" —

„Ach, nein! Bewahre! Dann wäre sie ja nimmer fortgegangen!"

„Doch etwa?" —

„Nein, nein, Herr Baron!" errieth sie seinen Gedanken und widerlegte ihn eifrig. „Nein, die selige Gnädige hatte ihre Fehler, aber rein und ehrbar war sie! — Sanfter und gelassener hätt' sie sein können, nicht so herbe und tugendstolz, — das ist gewiß, — aber grade, das konnte sie ihrem Mann ja nicht vergeben, daß er ihr die Untreue „andichtete," die er selber beging. So hat sie noch zuletzt mit mir geredet, da sie mich von sich schickte. Nein, ehrbar war sie.

„Du mußt bei ihm bleiben, Weigelt, er hat außer Ernst auf seinem schlimmen Wege Niemaud, der ihm treu bleibt," sagte sie zu mir, und geweint hat sie, Herr Baron, geweint, einen ganzen See voll Thränen."

„Und warum sagst Du mir das jetzt erst, Weigelt?“ fuhr ihr Herr die erstaunte Frau heftig an. Er sah ganz blaß und erschrocken aus.

„Lieber Gott, Herr Baron, dem seligen Herrn hab' ich's damals alle Tage vorgeweint und ihn angefleht, er sollte sie wiederholen. Aber der wollte ja nicht.“ —

„Sie wäre also doch unschuldig?“ schrie es in Ernsts Herzen auf.

Aber nein! Das Datum auf dem Capellenbildchen! Und die, — wenn auch unbestimmte, Angabe des Wirthes in Como! Endlich aber — und das blieb immer das schlagendste Argument: Welche Mutter entzieht ihrem Kinde die Vortheile der Geburt, seines Vaters Namen? Wozu dies Verstecken?

Doch nur um das Alter des Kindes zu verwischen, ehe sie sich damit in der Welt wieder sehen ließ! — Man kann ein zweijähriges Kind leicht für sechs Monate älter ausgeben. Hatte Isolde dies geplant?

Dennoch mußte der Baron unablässig denken: Das Kind wäre Erbe von Bokel.

Inzwischen milderte sich das Wetter, der letzte Schnee taute hinweg, in Feld und Wiesen und Gärten rührte sich die Arbeit. —

Der alte Oberverwalter, den der Baron bis jetzt kaum beachtet hatte, lebte ordentlich neu auf, als er sich nun von ihm täglich in lange Unterhaltungen verflochten sah.

Der neue Herr verstand was von der Wirthschaft, das wurde ihm bald klar und er verkündete es eifrig Jedem, der es hören wollte: „Der ist ein ganzer Mann, der hat Liebe zur Sache! Ganz anders, wie sein Bruder.“

Durch diese gegenseitige Anregung und Werthschätzung, denn der Oberverwalter war ein äußerst tüchtiger Landwirth, — traten die Beiden sich näher und so fand der Baron denn in der lebhaften Thätigkeit eine wohlthuende Zerstreuung.

Wie die Weigelt es bald offen, bald verdeckt that, so spielte auch der Oberverwalter auf das Fehlen einer Schloßfrau an. — „Die Einsamkeit thut keinem Manne auf die Dauer gut, Herr Baron, — wir brauchen eine junge, gnädige Frau!“ —

Und dasselbe sagte ihm jeder Bauer und jeder Herr: „Was wollen Sie so einsam bleiben? — Heirathen Sie doch!“ —

Wie Ernst das Herz schlug.

Es war ihm eine so große Wonne, daß man von allen Seiten ihm von Heirath sprach.

Wenn er sich noch zurückhielt, so war es um des Bruders willen; die Trauer um ihn sollte ihr Recht haben. — Und — ob Candida ihn nehmen würde? —

Aber wenn sie es that?

Dann sollte sie auch in Bokel eine Heimath finden, ihrer würdig!

„Wir müssen den Garten neu anlegen und das Haus renoviren," sagte er zum Oberverwalter.

„Das ist das Nöthigste, gnädiger Herr," stimmte dieser zu und lief dann in die Küche hinab, der Weigelt zu verkünden: „Wir heirathen! Wir lassen Haus und Garten für die junge Frau in Ordnung bringen."

An einem sonnenhellen letzten Apriltage ritt Ernst zum ersten Male wieder nach Schlichthorst hinüber. — Das Jubiliren der Lerchen, das frohe Erwachen ringsum und das eigne Herz stimmten ihn so froh, daß er seine glückliche Laune wie ein Unrecht gegen Claus — den armen Claus empfand und doch diesen Gedanken schnell wieder vergaß, um den süßen hoffnungsvollen Träumen nachzuhängen, die ihn umgaukelten.

Wie er sich gewünscht hatte, Candida wieder sehen zu können! — So langsam war ein Tag nach dem andern hingeschlichen, bis endlich die zwei Monate der ersten Trauer vorübergingen.

Nun hielt ihn auch nichts mehr.

Es war Sonntag, er hatte sich in Schlichthorst angemeldet! — eine erfreute Aufnahme war ihm zugesichert worden.

Heute drängte sich in seine Gedanken kein Schatten, kein heimlicher Vorwurf.

Er hatte seinen alten Oberverwalter den „Fall“ zur Begutachtung vorgelegt, indem er that, als habe er ihn aus einer Zeitung gelesen.

Der verständige Mann war ganz seiner Ansicht, stimmte fast mit denselben Worten, die er oft gedacht, ihm zu. —

Mutter und Vater und Tochter empfingen ihn wie einen alten Freund.

Candida trug ihr Trauerkleid und sah sehr hübsch darin aus, denn ihre Augen leuchteten, ein sanftes, schönes Lächeln lag auf ihrem Antlitz.

Sie that ihm sehr wohl damit.

Daß sie Claus herzlich zugethan gewesen, hatte sie ihm an dessen Todtenlager gesagt, aber sie setzte damals offen und mit schöner Würde hinzu: „Ich war ihm so gut und er so liebenswürdig, daß ich überzeugt war, ihn bald lieben zu lernen; das habe ich ihm gesagt, als er um mich warb und gewiß, ich hätte mein Bestes gethan, ihm soviel Glück zu geben, wie ich vermochte.“ —

Die eigenartige Wahrhaftigkeit, die in Allem lag, was sie sagte und that, hatte ihm trotz seiner Liebe zu ihr in dem ersten Schmerz um den Bruder für diesen fast weh gethan.

Nachher klang ihr Ton in ihm fort, ihr ehrlicher Blick leuchtete in ihm nach, wie eine tröstliche Hoffnung, und als sie ihm heute mit ihrer ruhigen Freundlichkeit

entgegentrat, dann aber plötzlich seinem Blick begegnend, bis zu dunkler Gluth erröthete, da jubelte sein Herz. — —

Es ergab sich ein ganz sonderbares Zusammensein zwischen ihnen. Die alten Schlichthorsts waren viel zu ehrliche Seelen, um nur den Versuch zu machen, sich zu verstellen; sie behandelten Ernst mit der liebevoll vertraulichen Sicherheit naher Verwandten, und wenn sie mit rücksichtsvoller Vorsicht jede Andeutung ihrer Wünsche und Hoffnungen verschwiegen, so fühlte Ernst dieselben doch und sie machten ihn sehr glücklich. —

Candida gab sich, wie er sie eben kannte und liebte, sie heuchelte keine Trauer, die sie nicht empfand, bewegte sich, blickte und sprach aber mit so feiner unbefangener Mädchenhaftigkeit, daß er nur neues Entzücken fühlte.

Nach dem Mittagessen machte sie mit Ernst einen weiten Spaziergang.

Sie sprachen von Claus, wie von einem gemeinsam geliebten Bruder, und dann von sich selber mit gleicher Offenheit und gleichem Mittheilungsdrange.

Ernst erzählte ihr sein ganzes Leben, sie ihm das ihrige; — er sprach von seinen Plänen, sie ging mit Interesse darauf ein, von seinem Claudius, von dem er mit heimlicher Sorge öfter gedacht, daß derselbe ein Hinderungsgrund für seine Wünsche sein könne, aber Candida sah ihm hell in die Augen, und kein Mißfallen flog über ihr Gesicht.

Schon in derselben Woche wiederholte Ernst seinen Besuch, dann nach einer Reihe von Tagen abermals.

Claudius war für einige Tage zum Besuch gekommen, nun sollte Candida den schönen liebenswürdigen Jungen sehen.

„Ich nehme Dich mit nach Schlichthorst," sagte der Baron, „Du findest da nur ein altes Ehepaar und die Tochter desselben, — aber ich wünschte, daß Du Dich dort wohl fühltest." —

Sein Sohn lachte vergnügt. „In der Freiheit scheint Einem Alles rosig, Papa!" — Heimlich warf der Jüngling aber doch einen forschenden Blick auf ihn. — Daß der Baron von Heterendorp das gnädige Fräulein auf Schlichthorst heirathen werde, stand schon so fest, daß davon jeder Spatz auf dem Dache des Schlosses pfiff.

Als sie dann aber am Abend — einem goldenen Maienabend heimritten, beugte der Sohn sich nach dem Vater hinüber und rief ganz begeistert:

„Candida müßte Herrin auf Bokel werden, Papa! Gott, wäre das ein Glück!"

Der Baron lachte hell auf vor Freude.

„Wollen sehen, was sich thun läßt, mein Junge, ich habe auch schon daran gedacht!"

„Sie nimmt Dich, Vater, sie hat so liebe treue Augen! Die lügen nicht!"

„Meinst Du, Junge?"

„Ich könnte sie Dir beneiden, lieber Alter!" rief ernsthaft der Obersecundaner.

Der Baron sagte ihm nicht: Und von Dir ist sie entzückt, sie wird in Dir kein Hinderniß finden. Wozu Claudius, den alle Welt verzog, noch eitel machen?

Aber nun sprachen sie wie zwei Freunde von der Zukunft und waren in Allem eines Herzens.

Nach kurzer Zeit wiederholte der Baron zum dritten und vierten Male seinen Besuch bei Candida. — Er hatte jetzt nichts dagegen, daß man ihn als ihren Bewerber ansah.

Auch sie gab stillschweigend ihm das süße Recht, sich um ihre Gunst und Liebe zu bemühen und er fühlte deutlich, dieser langsamere Weg zu ihrem Herzen war ihr nun doch eine wohlthuende Genugthuung nach der unvorbereiteten Werbung seines Bruders.

„Ihn wollte sie lieben lernen, mich liebt sie!" jubelte Ernst. Und er hatte ein Recht dazu.

Sie Beide aber waren auch darin eines Sinnes, daß das entscheidende Wort zu sprechen noch nicht die Zeit sei. — Des armen Claus Andenken jede Rücksicht! — Und sie waren ja doch im Herzen einander gut, wußten es und freuten sich daran — das Warten war unter diesen Umständen nicht schwer.

Im Garten und Schloß gingen die Arbeiten rasch vorwärts, nahmen aber freilich einen größeren Umfang an, als Ernst gedacht hatte.

Von Candida holte er sich in allen Zweifelsfällen Rath, so war er auch am Pfingsttage in Schlichthorst, und als er dann Nachmittags mit den Alten und der geliebten Candida traulich im Garten saß, da drängte sich ihm die ihm ewig im Kopfe herumgehende Sorge wegen „des Kindes" von Neuem auf und auf die Lippen.

Der alte Baron war aber anderer Ansicht wie Ernsts Oberverwalter. —

„Das Kind ist Erbe! Der Buchstabe gilt!" decretirte er und da Ernst den Fall wiederum einfach als aus einem Journal gelesen hinstellte, so lag es sehr nahe, daß der Baron seine Meinung an einem Exempel zu erklären suchte.

„Stellen Sie sich doch vor, Ihr Bruder wäre der Erblasser, Ernst! Dann säßen Sie nicht in Bokel!" lachte er harmlos.

Wie es Ernst gelang, seine Ruhe zu bewahren, wußte er nachher nie; die Unbefangenheit seines Gastfreundes und der Damen machte es ihm nicht nur möglich, sondern beinah leicht. —

Aber dies schreckliche Dictum: „Das Kind ist der Erbe!" wollte ihm nun nicht wieder aus dem Sinn. Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich seiner mehr und mehr.

Candida sah ihn einmal besorgt an, als er mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Haben Sie Kopfweh? Es ist schwül!" sagte sie freundlich.

Ja, die Schwüle, — das war's, was ihn beklommen machte!

Er ritt früher als sonst heim, nachdem er sich für eine kurze Zeit, etwa zwei Wochen, Urlaub erbeten, er müsse verreisen.

Erstaunt wollten sie wissen, wohin? Was ihn veranlasse? aber ihm fiel kein vernünftiger Grund ein, zuletzt sagte er, er müsse einen alten Freund besuchen.

Sie merkten wohl, daß dies nur ein Vorwand war, und als er vom Hofe ritt, flüsterte der Baron seiner Frau zu: „Er trägt zu Neste — kauft ein!" und sie lachte ebenso glücklich.

Wie es schien, hatte der alte Herr wirklich einen guten „Animus", wie er oft stolz behauptete.

Man erfuhr, Baron von Heterendorp habe dem Architekten, der die Renovationsarbeiten leitete, freie Hand gegeben, ihm Schloß und Garten in schönen Stand zu setzen.

Das sah aber doch aus, als ob er länger fortbleiben wollte?

Was hieß das?

Candida wurde blaß. Weder sie, noch die Eltern sprachen weiter über diese Reise.

Aber es vergingen zwei, drei, vier Wochen und Ernst kam nicht zurück.

Candida schlief die Nächte nicht, bei Tage schien sie

ganz unverändert, nur blickten ihre Augen groß und ernst und dunkle Ringe umgaben dieselben.

So stand sie eines Tages gedankenvoll im Garten auf einer kleinen Anhöhe, von der herab man den Weg nach Bokel weithin überblicken konnte.

Leer und einsam lag er da. — Ein unendliches Bangen preßte ihr Herrz zusammen.

Da hörte sie Schritte hinter sich — blickte um und — starrte „ihn" an; — „er" war es, Ernst. —

Und er sah ihren freudigen Schrecken.

Mit einem Jubelruf war er bei ihr — „Candida! Meine Candida! Mein? Willst Du mein sein?"

Ob sie wollte?

Als sie nach Stunden, ruhiger geworden, ihn anschaute, dachte sie heimlich: Hat er Sorge gehabt? Zwischen seinen Brauen liegen zwei Falten, die sie früher nicht gesehen.

Aber weiter dachte sie nichts darüber, — sie war so glücklich in seiner Liebe.

Und wie er strahlte! Wie er sie überschüttete mit seiner Zärtlichkeit. —

„Er hatte seinen Freund nicht getroffen," erwiderte er auf ihre Fragen und sie hörte erstaunt, daß er diesen in Como, in Leipig, in Paris und London gesucht hatte.

Zehn Jahre waren vergangen, seit Candida von Schlichthorst die Gattin des Baron Ernst von Heterndorp auf Schloß Bokel wurde.

Sie war damals kein junges Mädchen mehr, er ein Wittwer, neben dem ein sechzehnjähriger Sohn stand. —

„Eine durchaus vernünftige Heirath!“ lobte man von Nah und Fern und freute sich, daß eine aufrichtige Neigung von beiden Seiten bestand. —

Zum Erstaunen aller ihrer Bekanntinnen blühte die Baronin Heterendorp in einer beinah für unmöglich gehaltenen Weise auf. Sie war als Mädchen nie auch nur halb so hübsch gewesen, wie jetzt als Frau, und wer den Baron vor seiner zweiten Heirath gekannt hatte, konnte sich nicht genug verwundern über die Verjüngung, die mit ihm vorgegangen.

Nach und nach sprach man von der Ehe der Beiden als einer ganz besonders glücklichen, von der großen Liebe, die Mann und Frau zu einander trugen, und von der friedseligen Behaglichkeit, die über Schloß Bokel und seinen Bewohnern ruhte. — Die „Heterendorps“ wurden, ohne es selbst zu wissen, im Lauf der Jahre der Gegenstand allgemeiner Hochachtung und Beliebtheit, denn neben den schätzenswerthen Eigenschaften des Charakters und einer großen praktischen Tüchtigkeit trugen sie, wie man oft und immer öfter betonte, Beide „das Herz auf dem rechten Fleck“.

Schloß Bokel kennt man in seiner jetzigen Verfassuug nicht wieder.

Als Ernst von Heterendorp seine junge Frau in das stattlich renovirte und schön eingerichtete Schloß führte, da prangte dieses in einem, die einfach gewöhnte Candida beinah bedrückenden Reichthum von modernen Möbeln, üppigen Stoffen und wohlgefüllten Kisten und Kasten, wie der Garten im Schmuck verständig angelegter neuer Anlagen und klug erhaltener alter Bäume und Gewächse.

„Es ist zu schön, — viel zu großartig für mich!“ hatte Candida damals gerufen und auch der Baron fand im Stillen, daß sein Architekt ein sehr schlechter Rechner sein mußte, da er weit über die ihm ausgesetzte Summe hinaus, Anschaffungen gemacht hatte. — In der glücklichen Laune des Schloßherrn ging dieser aber schweigend über das fatale Plus hinweg, — freute er sich doch selbst der sie umgebenden Harmonie. Mit vernünftiger Sparsamkeit brachte man den Schaden wohl wieder ein und hatte sich für das ganze Leben ein entzückendes Heim geschaffen.

Seitdem waren sie längst eingewöhnt und „das Neue“, das so unbequem ist, hatte sich verloren; sie aber fügten aus ihrer eigensten Natur das Beste dazu, das trauliche Behagen, das überall, wo Candida hinkam, sie umschwebte und die Menschen, die sich ihr nahten, wohlig anmuthete.

Heute war wieder einmal ein Freudentag für Schloß Bokel, der älteste Junker, der zum Manne herangereifte Claudius,

hatte sein juristisches Staatsexamen cum laude gemacht und war sofort zu Haus gereist, um dem Vater selbst diese Freudenkunde zu bringen.

V.

Jetzt saßen sie in der Veranda, nachdem der erste Jubel sich gelegt, Vater, Mutter und Sohn, und vor den Treppenstufen, die in den Garten hinunter führten, spielten Claudius drei Stiefgeschwister, Gerard, Philipp und Annametta. —

Baron Ernsts Augen strahlten; er konnte sich nicht satt sehen an seinem schönen kraftvollen Sohne und daß der — sein Claudius! mit sechs und zwanzig Jahren sein Assessorexamen bestanden! Mit Auszeichnung bestanden!

„Ich kann's eigentlich gar nicht begreifen!“ lachte er.

„Nun natürlich, — Glück gehört zuerst dazu!“ rief Claudius ebenso heiter.

„Aber fleißig ist unser lieber Junge gewesen, das weiß ich am Besten, und Keiner soll mir seinen Erfolg verkleinern!“ protestirte die Baronin und ihre Augen leuchteten so treu und warm wie einst, ihr zartgefärbtes Gesicht trug noch genau denselben herzigen Ausdruck, nur daß jetzt ihre ganze Erscheinung etwas Mütterliches hatte.

„Mama, — ich war auf der Schule kein Muster, — Papa hat ganz Recht. Beinah wüßt' ich's auch nicht, wie ich zu meinem Ruhm komme, wenn ich nicht diese

letzten Jahre mit dem Blick immer auf ein gewisses, schönstes Ziel gesehen!"

Und nun flog eine helle Röthe über das junge Gesicht und durch die leuchtenden, braunen Augen, die auf den Vater blickten, eine leise Befangenheit.

„Das Gott erbarm! Er ist verliebt, Frau!" rief kläglich der Baron.

„Das weiß Mama schon seit Jahren!" war Claudius stolze Antwort und seine Blicke richteten sich vertrauend auf die Stiefmutter.

„Die — meinst Du? Das Kind — von damals? Das blonde, wunderschöne Kind, Claudius? das wir in München —?"

„Ich habe sie wiedergesehen, Mama!" jauchzte dieser, sprang auf und umarmte sie in überströmender Zärtlichkeit.

„Wiedergesehen? Wo? Ich bitte Dich, wo, Claudius?"

„In Berlin! Natürlich! Ich bin ja seit Jahren nirgend sonst hingekommen. Und war sie damals schön, Mama, jetzt —! O, Du hast keine Idee, welch' ein Geschöpf sie ist! Das ganze Hotel in Aufregung! — Wenn sie ausfuhren, blieb Alles stehen!"

„Aber kennst Du sie denn? Sprachst Du mit ihr?"

„Ja, Mama! Denke Dir mein Glück! Beim Photographen traf ich sie. Aber nicht ihr holdes Gesichtchen sollte abconterfeiet werden, sondern das der Frau Mama,

die übrigens keine Engländerin ist. Wir müssen uns in München wohl geirrt haben — weißt Du, wir hielten die zarte schlanke Frau mit den langen häßlich vorstehenden Zähnen dafür —. Die Generalin ist eine wohlconservirte, sehr corpulente Dame.“ —

„Aber Du? Du hast Dich photographiren lassen?“ schweifte die Baronin ab. —

„O, Mutterchen! In solchem Moment an sich selbst zu denken? Nicht einmal an das Portrait der Holden dacht' ich, das mich heute von Sinnen kommen ließe vor Freude. Während Ihre Excellenz also von dem Künstler in Anspruch genommen war, redete ich „sie“ — den Muth dazu begreife ich heute nicht! — frisch gewagt an. — Und nun denk' Dir, als ich beginne, ich hätte vor Jahren schon einmal die Ehre gehabt, lacht sie — lacht wie ein kleiner Schelm! und wußte sofort, daß ich es gewesen, der sich damals rücklings in ihren offnen Schirm gesetzt hatte. Und man sollt's nicht für möglich halten, aber sie ist ganz unverändert, seit München! ganz! — nur noch schöner und ihre Augen noch just so märchenhaft!“

Die Baronin hatte mit lachenden Mienen und glänzenden Augen dem aufgeregten Bericht Claudius zugehört; ihren Gemahl schien ihr fröhlicher Eifer indeß nicht eben zu freuen. —

„Würde es nicht zu unbescheiden sein, wenn ich als Vater wissen möchte, von welcher Mensch gewordenen Göttin

der begeisterte Sohn nnd die begeisterte Frau Mama reden?"

Sein Ton schwankte zwischen Aerger, Angst und erzwungenem Scherz, alle drei Empfindungen drückten sich merkwürdig deutlich in seiner Stimme aus.

Ein schreckliches Duett, halb Wuth, halb Angstgeschrei erhob sich in diesem Augenblick bei den Kindern.

Annametta und Philipp prügelten sich.

„Aber Kinder!" rief die Mutter aufspringend. „Annametta hat mir gespuckt!" schrie erbost der kleine Junker.

„Er mir auch, Mama!" heulte Annametta.

„Aber sie trifft mir immer!" wüthete Philipp.

Die Eltern lächelten; — Claudius lachte übermüthig; Candida hatte die Kämpfer schon getrennt.

Eine alte Frau kam herbei gelaufen.

Die Weigelt, jetzt weißhaarig, aber sonst noch ebenso rüstig, wie vor zehn Jahren.

„Mein Engel! Mein Liebling! Junker Philipp ist wieder böse!" rief sie und riß das kleine Mädchen auf ihren Arm.

„Ich bin nicht böse! Wenn Du uns Milch giebst, Weigelt, dann will ich auch artig sein!"

„Und Marmelade; Weigelt, ich habe nicht gespuckt," sprang Gerard, der Aelteste, von seiner eben fertig gewordenen Riesenpyramide auf und stieß im Eifer das ganze

herrliche Bauwerk um, worüber Philipp in ein Freudengeschrei ausbrach.

Ehe Mutter und Vater nur ernstlich daran dachten, den Streit ihrer Sprößlinge zu schlichten, war die Weigelt schon mit ihnen in der Souterrainthür verschwunden.

„Wann kommt denn die Kinderfrau von ihrem Urlaub zurück?“ fragte der Hausherr, der in Bezug auf Marmelade und ähnliche Leckereien seine Grundsätze hatte, wenn er auch der Weigelt gegenüber längst darauf verzichtete, sie durchzusetzen.

Die Baronin beruhigte ihren Gemahl. Es trat wieder Stille ein. Unterdeß hatten Stiefsohn und Stiefmutter rasche verständnißvolle Blicke gewechselt.

„Sag' Du es ihm!“ baten Claudius Augen.

„Sei Du ein Mann und führ' Deine Sache selbst!“ antworteten die Candidas.

Claudius sah nun doch einigermaßen befangen aus. „Du wirst sagen, ich sei noch zu jung, — Papa?“

„Zum Heirathen, ja, mein Junge, aber wer denkt auch gleich daran? Du und Deinesgleichen, Ihr dürft Euch zehnmal und öfter noch verlieben, eh' Ihr an die Hochzeit gehen könnt. Erst leiste was Tüchtiges, Claudius, erringe Dir Anerkennung und Stellung, es kann Dir nicht daran fehlen, — aber mit ernsthaften Heirathsideen komme mir noch nicht.“ —

Es klang doch eine gewisse Schärfe durch die freundlich gesprochenen Worte.

Verständige Väter reden immer so. —

Baron Ernst fuhr seinem Aeltesten, auf den er so stolz war, aber dabei zärtlich mit der Hand durch die kurz geschorenen dunklen Locken und sagte ermuthigend und herzlich: „Komm, begleite mich zu den Grasmähern, Du hast die neue Wiese noch nicht gesehen.“

Hinter seinem Rücken wechselten die Mutter und Claudius wieder Blicke, sie hatte auf seine verstörten, finsteren, ein tröstendes Nicken; dann legte sie bedeutsam den Finger auf die Lippen: „Nicht jetzt!“

Die beiden Männer gingen.

Auf ihren Mienen lag die Erregung, aber sie waren entschlossen, vor der Hand Schweigen walten zu lassen. Der Baron faßte sich zuerst. — Candida sah noch, wie er den Sohn aufmerksam machte auf eine Veränderung am seitlichen Ausgang des Gartens, wo die Wiesen lagen.

Dann entschwanden sie ihren Augen.

Nachdenklich blieb die Baronin zurück.

Das ernste Gesicht ihres Gemahls, sein Widerstreben gegen den Gedanken einer Heirath seines Sohnes erschreckten sie.

Ihr selbst war dieser Gedanke noch nie gekommen, als aber Claudius so entzückt von jenem schönen Mädchen sprach, hatte sich in ihr nur die helle Freude geregt über sein Herzensglück.

Sie liebte den Stiefsohn wie ein eigenes Kind, und was diesem Verhältniß einen besonderen Reiz gab, das war die Freundschaft, welche zwischen ihnen im Laufe der ersten Jahre entstanden war und welche sich immer mehr befestigt hatte.

„Sie schwärmen!“ pflegte der Baron lächelnd zu sagen, wenn Ersterer begeistert von allem Schönen und Neuen sprach, was er gesehen und kennen gelernt hatte und Candida ihm mit leuchtenden Augen verständnißvoll zuhörte. Sie lasen zusammen ihre Dichter, — Claudius malte nach der Natur, die Mutter zeichnete — Beide sammelten Kupferstiche und Beide entzückten sich am Theater, nur daß Candida sehr selten dieser Genuß kam und Claudius ihr um so lebhafter den seinigen schilderte. —

So hatte sich das Geistesleben der fast vierzigjährigen Frau auf das Innigste mit dem des jungen Stiefsohnes verschmolzen, und als vor mehreren Jahren Claudius dem Vater einmal ganz exaltirt von einem überaus schönen, blonden Kinde erzählte, der Tochter einer Engländerin, welche er und die Mama bei einem Ausgange gesehen, als sie auf einer Reise München berührten, da hatten sie und Claudius heiter und harmlos festgestellt, daß dies blonde englische Kind, dessen Namen er nicht einmal kannte, seine „Liebe“ — seine „erste“ Liebe sei.

„Meine erste und einzige,“ schwärmte Claudius und las der Mutter seine ersten Gedichte vor. —

Er sah das blonde Kind nicht wieder, obwohl er darnach suchte, so lange sie damals in München blieben. Dann trauerte er einige Zeit und nach und nach gerieth die Geschichte in Vergessenheit.

Als aber heute Claudius Augen die Baronin anleuchteten bei seinem: „Ich habe „sie" wiedergesehen!" — da hatte diese sofort gewußt, wen er meinte. —

Und nun reute sie ihr Eingehen auf „die Thorheit", wie ihr Gemahl es sicher nannte. —

Eine Unruhe überkam sie, die sie selbst nicht begriff und „albern" nannte.

Aber war es „albern", wenn sie Alles fürchtete, was Ernsts Stimmung bedrücken konnte?

Ernsts Stimmung! — Das war der einzige Schatten, der ihre glückliche Ehe trübte, und es schien der immer gleichmäßigen Frau oft ein schwer zu tragendes unlösbares Räthsel, wie „Stimmungen" ihrem Gatten das Leben oft tage= ja wochenlang umdüstern konnten bis zur Melancholie.

Und wenn er noch den geringsten Grund dafür gehabt hätte! Er selbst wußte nicht einmal einen eingebildeten anzugeben. Die Aerzte, deren Untersuchungen er sich widerwillig und nur auf seiner Gattin flehende Bitten ergab, fanden keinerlei örtliche Störung, nichts Krankhaftes. So nannte man es Hypochondrie, und der Baronin unablässige Sorge ging dahin, diese gespenstische Feindin des Hauses

ihrem Gatten fern zu halten, ihm jeden tieferen Aerger zu ersparen.

Es waren auch nicht diese kleinen Aergernisse, die in jedem Menschenleben unvermeidlich sind — ja, nicht einmal ein gelegentlicher großer Verdruß, der Ernst in diese „Stimmung“ stürzte; — im Gegentheil — er zeigte solchen gegenüber fast immer fröhlichen Gleichmuth, der seine eigentliche Natur war. —

Die tiefe Schwermuth flog ihn an — Niemand wußte wie? noch warum? und unter den Einfluß einer sie begleitenden qualvollen Unruhe kannte man den sonst so glücklichen Mann kaum wieder. —

Dann hatte es ihn schon zwei Mal fortgetrieben von den Seinen; — in ruheloser Hast war er von einem Ort zum andern gereist, — theils nach Plätzen, die er von früher kannte, — theils nach ihm fremden Gegenden, und es fiel seiner Gattin am meisten und schmerzlichsten dabei die anscheinende Planlosigkeit dieser beschwerlichen und weiten Touren auf.

Kam ihr Gemahl dann zurück, so erklärte er sich mit einem ihr oft sichtbar gewordenen kummervollen Blick genesen, ruhig und zufrieden und nach und nach sah sie auch, er wurde es wieder, aber nun sich diese Zustände wiederholt gezeigt hatten, befiel sie bei jedem erdenklichen Anlaß eine heimliche und Gottlob seit zwei Jahren schon unberechtigte Angst.

Baronin nahm sich vor, Claudius zu warnen! Was taugte es auch, dem Vater vor der Zeit Aufregung zu bereiten? Und am Ende! — Sie selber wußte ja noch nicht einmal, ob des lieben Jungen Herzensangelegenheit mehr war und werden konnte, als ein Traum. —

Der Postbote kam. Unter den andern Briefen lag ein großes Schreiben mit bekanntem Siegel.

„Ah! Ritterschaftlich! wegen des alljährlichen Versammlungstages," dachte Candida. — Derselbe war ja aber schon festgesetzt — Ernst nannte den Tag bereits; — war es nicht der sechzehnte des Monats?

Sie legte die Briefe auf ihres Gatten Platz — klingelte dem Diener, das Kaffeegeräth weg zu tragen und nahm ein Buch.

Es war ein köstlicher Sommernachmittag — tiefer Frieden lag rings umher auf den blühenden Sträuchern und Büschen, welche den Platz vor dem Schlosse, die weiten Rasenflächen dahinter umrahmten.

Eben hatte die Baronin aber begonnen sich in ihre Lectüre zu vertiefen, als ein Schritt auf dem Kies knisterte und sie aufblicken ließ. —

„Vater! Lieber Vater!" rief sie aufspringend und eilte dem weißbärtigen, alten Herrn entgegen, der seine Siebenzig noch kräftig trug und dessen Nase noch immer lebhaft geröthet aus dem wettergebräunten Gesicht hervorstand.

Es war ein schöner Anblick, die kräftige, schlanke Frau den greisen Mann so zärtlich umarmen und in dessen verblaßten Augen die stolze Liebe zu ihr leuchten zu sehen. — Baron Schlichthorst war zu Pferde gekommen und hatte sein Thier einem der Hofknechte gegeben, durch eine Seitenthür in den Garten tretend.

„Du machst Dich so rar, Väterchen!“ schalt sie. „Nächstens kenne ich Dich gar nicht mehr! Ich will mir aber die Mama auf ein paar Wochen nach hier holen, — dann findet der Tauber den Weg zu seinem Täubchen.

Sie lachten Beide. Des alten Ehepaares rührende Zärtlichkeit für einander hatte demselben den Spitznamen eingetragen, der in der ganzen Gegend bekannt war und den Herr von Schlichthorst als schönste Schmeichelei auffaßte.

„Die Kinder! Frau Weigelt, Großpapa ist da, schicken Sie die Kinder!“ rief die Schloßfrau durch ein offenstehendes Fenster in das Souterrain hinein, wo man die Kleinen lärmen hörte, die am liebsten bei Frau Weigelt waren. — Und nun erzählte sie, Claudius sei da — habe: cum laude, und Ernst schwimme in Seligkeit über seinen Jungen.

„Na! Da kommt er ja gerade wie gerufen, der Claudius!“ sagte der Alte froh; da ihn aber die heranstürmenden Enkel ablenkten und er dieselben zunächst lange liebkosen mußte, so erfuhr Candida erst später, als der

Vater hinter seiner gewohnten Flasche Rothwein saß, daß in Münster ein Ritterschaftsball geplant werde und —. Ei — wenn man Claudius das erledigte Syndicat der Ritterschaft geben könnte!

Das war ein Gedanke!

Claudius blieb dann in der Provinz! —

Vater und Tochter sprachen lebhaft über diese Möglichkeit. Dazwischen von dem Balle.

„Ich ginge gern, Vater, als Mädchen hab' ich wenig der Art gehabt, die ersten Jahre zwischen den kleinen Kindern auch nicht. Nun kommt bei mir die Lebenslust verspätet zum Durchbruch und dann — ich bin immer so stolz und glücklich, wenn ich sehe, wie sie alle meinen Ernst ehren und seine Baronin um seinetwillen flattiren."

Ein leises Erröthen machte sie jung und hübsch wie ein Mädchen; der Vater sah es mit Freude.

„Der liebe Gott hat es gut gemacht mit Dir, mein Mädchen: Was war meine Tochter für ein kleines armes Hühnchen — bis Dein Ernst kam und Dich so lieb hatte! Da auf einmal wurde aus der übersehenen anspruchslosen Candida Schlichthorst ein Stern! Nein, lache nicht, es ist wahr, Du bist jetzt eine der ersten Damen. — Nun, Du verstehst Deine Stellung auch und das ist mir eine große Genugthuung. Meine Candida ist bei aller Bescheidenheit eine wahrhafte große Dame und das hat der König Wilhelm neulich von Dir gesagt, nicht bloß so Dein

alter, eitler Vater! — Gräfin Galen erzählte es mir wieder."

Baronin Candida war durch und durch eine große Dame; — aber daß sie sich über die Anerkennung des Königs freute, das konnte sie weder verhindern noch verhehlen.

Mitten in ihr trauliches Geplauder hinein kamen Vater und Sohn erheitert zurück und die Ankunft des Großpapas räumte nun vollends fürs Erste jeden Zündstoff wie von selbst aus dem Wege.

Der Ritterschaftsball!

Die Baronin fühlte mit einer gewissen heimlichen Beschämung, daß sie viel zu jung geblieben für ihre Jahre. — Der Ball, der sie im höchsten Grade interessirte und ihr eins der köstlichsten Vergnügen zu versprechen schien, ließ ihren Gatten beinah gleichgültig.

Nach einem flüchtigen lächelnden: „das ist was für Dich, Frau," stürzte er sich sofort mit seinem Schwiegervater auf „die leidige Politik," die ihn seit dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm auf das Lebhafteste beschäftigte.

Offenbar hatte er sich schon von Claudius allerlei Einzelheiten, welche die Zeitungen nicht so genau brachten, erzählen lassen, — die Unzufriedenheit in den liberalen Kreisen des Landes, die wachsende Schroffheit der Regierung in der Budgetfrage — die eben aufleuchtende Möglichkeit den Herrn von Bismarck-Schönhausen an der Spitze des

Ministeriums zu stellen — und der dem Baron erwachsende Conflict zwischen seiner Gesinnung und seiner Stellung als westphälischer Ritter, — das Alles beschäftigte die Männer auf das lebhafteste. Claudius beschäftigte sich mit Feuereifer an der Debatte; — der alte Schlichthorst, ein starrer Orthodoxer und Conservativer hielt seinem Schwiegersohn und Enkel scharf das Widerspiel und streute mancherlei Bemerkungen über die persönlichen Anschauungen Einzelner von seinen Nachbaren und Standesgenossen in das Gespräch, die wohl der Beachtung werth waren, — und da später auch der Pfarrer und der Arzt dazu kamen, so ergab sich eine interessante Abendunterhaltung bei Spargel und Schinken und des Barons gutem Wein.

Die Frau Baronin spielte, nachdem sie ihre Kinder zu Bett gebracht und durch Frau Weigelt der Köchin ihre Befehle hatte zugehen lassen, die stumme Zuhörerin, aber an ihrer regen Theilnahme konnte Niemand zweifeln.

Dazwischen dachte sie freilich zuweilen auch mit Freuden an ihre neue lawendelfarbene Schleppenrobe, die zu dem Ball nun zum ersten Mal getragen werden sollte.

So war es spät geworden, ehe die Gäste aufbrachen, der Großvater blieb über Nacht und als sie sich trennten, zupfte er Claudius scherzend am Ohr: „Du bist ein wahrer Prachtkerl, Junge, ich bin überzeugt, die Weiber laufen Dir in Schaaren nach — und statt mit ihnen schön zu thun, läßt er sich von diesen verwünschten liberalen

Ideen anstecken! Verheirathe ihn, Ernst, das ist das Beste, dann wird er vernünftig."

„O, weiser Richter, o gerechter Richter! Ein zweiter Daniel!" jubelte Claudius und umarmte den Großvater.

Der Baron, dem Candida sofort nach den Augen sah, lächelte wohl auch ein wenig, aber der ablehnende Ausdruck, den er am Nachmittag gehabt, trat wieder in seine Züge.

„Schweige!" baten Candidas Blicke ihren Stiefsohn.

Am andern Tage wollte der Baron seinen Schwiegervater eine Strecke weit heim begleiten. Claudius, der sonst leidenschaftlich gern ritt, behauptete heute Kopfweh zu haben, lehnte es ab mitzukommen.

Der Baron merkte wohl, warum? machte aber keinen Einwand. Der Junge mußte Candida das Herz erst ausschütten. Er selbst hatte aber schon früh morgens seiner Frau seine nunmehr nach allen Seiten hin genau erwogene Ansicht über eine vorzeitige Verheirathung seines Sohnes mitgetheilt; das, nahm er an, werde genügen; er wußte ja, sie beeinflußte Claudius viel leichter als er selbst. — Er urtheilte ganz richtig. —

Kaum waren die beiden Männer vom Hofe geritten, so holte Claudius sich die Stiefmutter von ihren häuslichen Geschäften weg.

„Laß das Alles, Mama, meine Sache ist mir so wichtig, daß davor jede andere zurücktreten muß."

„Armer Junge!“ dachte sie. — Er hörte nur ihren kleinen Seufzer, lachte und meinte energisch:

„Ja, freilich, arme kleine Mama, Du wirst Deine Noth mit Deinen beiden Hartköpfen bekommen!“ —

Sie gingen aus dem Park in den Wald und von da durch Wiesen und Feld und er hörte nicht auf zu erzählen.

Seinem Gefühl nach war es so viel und so wichtig, was er ihr zu sagen hatte! — Candida hörte seine Liebe aus Allem, und diese Liebe erfüllte ihn ganz und gar, regte ihn sehr auf und ließ ihn männlich entschlossen und ernst erscheinen, wie noch nie.

Aber freilich, — er liebte sie und sie war, seiner Schilderung nach, sehr schön. Candida glaubte ihm auch gern, sie hatte ja vor Jahren das Kind gesehen und nie den reizenden Anblick vergessen.

Was ihr aber große Bedenken erregte, neben der ablehnenden Stimmung Ernsts, das war Claudius. Er kannte sie kaum, wußte ihren Taufnamen nicht einmal, hatte nur gehört, die Generalin von Brohsdorf sei nicht ihre rechte Mutter und beide Damen nicht reich, aber sorgenlos gestellt. — Das war Alles. — Und doch nicht Alles, denn die Hauptsache kam ja noch. Die Generalin war eine nahe Verwandte der Entschedes — sie kam zum Besuch mit „ihr“ nach Raute, dem Wohnsitz der gräflichen

Familie. — Das hatte Claudius von ihr beim Photographen sich erzählen lassen.

Jetzt hatte ihn der Wunsch, nach Raute zu fahren, die ganze Nacht schlaflos gemacht, wie er bekannte.

„Du siehst sie dann ja wahrscheinlich auf dem Balle!" tröstete Candida, welche ihres Mannes Abneigung gegen „unmotivirte" Besuche bedachte. Claudius Gesicht wurde eitel Sonnenschein.

Die Stiefmutter hielt es für ihre Pflicht, des Vaters Widerstreben offen zu bekennen und zu rechtfertigen, machte damit aber wenig Eindruck auf Claudius.

„Seht sie nur!" sagte er immer wieder und dachte jetzt nur noch an den Ball, denn daß sein Vater zu einem Besuch in Raute, zu dem ein Anlaß weiter nicht vorlag, zu bringen sein würde, schien ihm selbst jetzt schwierig, und wozu Mißtrauen bei ihm wecken?

„Und ich will nichts Gewaltsames, Mama! Der Vater soll „sie" nicht gezwungen freundlich ansehen," — betonte er.

Die offne Mittheilung seiner Herzensangelegenheit, die noch so in ihren Anfängen stand, that Claudius wohl; sie beruhigte ihn.

„Du bist mir mehr wie eine Mutter, bist meine Freundin und Schwester, — ich könnte gar nichts erleben, was ich Dir nicht gleich sagen müßte," erklärte er.

Von diesem Tage an sprachen die Beiden sehr viel

von dem Balle. — Claudius und der Vater besuchten die Nachbaren dann doch; aber es lag eine Veranlassung dazu vor. Nach Raute kamen sie freilich zufällig nicht, da sie den Grafen anderweitig trafen. Man fühlte in diesem Kreise allseitig das Verlangen, sich fest zusammen zu schließen, oder wo ein grundsätzlicher Gegensatz dies unmöglich machte, durch Erörterungen sich mit einander auszugleichen.

„Bei Entschedes ist die Tante Brohsdorf mit ihrer Charlotte eingetroffen," erfuhr Claudius von einer dieser Gutsnachbarinnen, der Graf hatte nichts gesagt.

„Charlotte heißt sie," — erzählte er bei der Rückkehr seiner Stiefmutter.

Beinah konnte er die ungeduldige Sehnsucht, sie wieder zu sehen, nicht ertragen. —

In der alten, berühmten Bischofsstadt war der ganze Adel des Landes zusammen gekommen.

Nicht officiell tagten sie hier, wie sonst alljährlich, es wurde sogar betont, daß das Verlangen nach einem allgemeinen freundschaftlichen Verkehr die einzige Veranlassung sei.

Daß die Zeitungen sich trotzdem befleißigten, eigne Meinungen darüber zu colportiren, durfte Niemand Wunder nehmen. Es ging eben eine Erregung durch alle Schichten des Volks.

Inzwischen rüsteten die Damen ihre Toiletten, machten sich gegenseitig in den Gasthöfen und Privathäusern Besuche, kauften in den Läden der Stadt ein, was zu Hause auf dem Lande fehlte, und des Fahrens der Equipagen war kein Ende. Zu solchen Zeiten boten die stillen Straßen ein ganz anderes Bild, als gewöhnlich.

Die Herren versammelten sich gruppenweise bei dem Einen oder Anderen unter ihnen; man sprach mit einer gewissen Ostentation, wo man sich beobachtet glaubte, von landwirthschaftlichen neuen Maschinen, Rübenbau, Zuckerfabriken und Branntweinbrennereien, — in vertrautem Kreise blickte und redete man nicht ohne Sorge von politischen Verwickelungen.

Daneben veranstalteten einige der hervorragendsten Familien kleine zwanglose Zusammenkünfte für die Jugend dieses auserlesenen Kreises.

Alle diese Bewegung in wenige Tage zusammen gedrängt, ließ niemand recht zu Athem kommen, und wenn Candida ihren Gatten beim Frühstück schon lächelnd für die nächsten achtzehn Stunden Urlaub gab, so rühmte sie Claudius als ihren treuen Cavalier.

Mit heimlichem Mißbehagen sah Heterendorp in seines Sohnes Mienen die mühsam bekämpfte Aufregung.

Claudius hatte mit schmerzlicher Enttäuschung erfahren, daß Graf Entschede zunächst allein gekommen und daß seine Familie ihm erst am Balltage folgen würde.

Der Mutter Zureden gelang es freilich, dem vor Sehnsucht und Liebe Glühenden mit Erfolg Geduld zu predigen, aber auch sie gerieth in eine wachsende Unruhe, denn gestern Abend hatte ihr Gemahl ihr mit selten bei ihm hervortretender Schärfe gesagt: „Du hast Dich, von Deinem romantischen Herzensdrang verführt, zu Claudius Parteigängerin gemacht, Frau! Laß Dir rathen, sei vorsichtig! Auch ich habe seit langer Zeit meine Pläne für ihn, und als ich mich gestern erkundigte, erfuhr ich, daß in der Brohsdorfschen Familie mehrere Fälle von Irrsinn vorgekommen seien; man sprach sogar von „böser Erbschaft."

Der Schrecken über diese Mittheilung hatte Candida verstummen lassen; nach einer schlaflosen Nacht war sie immer noch ungewiß, was thun, was lassen, denn viel mehr noch als Ernsts Worte hatte ihr der scharf hervortretende Zug um seinen Mund gesagt, den sie in diesen acht Jahren fürchten lernte, sie, die auf ihren Gatten sonst eines so großen Einflusses sich bewußt war.

Mit dieser Sorge erhob sie sich, als Ernst heute schon zeitig das Hotel verlassen, vom Frühstückstisch.

Sie machte sich fertig und ging in ihrer Unruhe allein fort. Claudius, — das hatte sie in diesen Tagen mit wachsendem Schrecken gesehen, — würde sich nicht mehr hindern und hemmen lassen. —

Dies Warten auf die Ankunft des geliebten Mädchens diente nur dazu, seine Leidenschaft zu erhöhen.

Der Morgen war grau und von jener eigenthümlichen Stille und Weichheit, die sich wie leise Trauer auf das Herz legt. —

Die Baronin schritt die Straßen hinab, dem Thore zu. — Als sie an einem großen herrschaftlichen Hofe vorüber kam, in dessen Hintergrunde ein altes hochgiebliges Haus mit mächtigem wappenüberragenden Portal sich erhob, sah sie auf. Hier wohnten die Entschedes, wenn sie zur Stadt kamen; das war ihr Haus, das Erbe eines einstigen Bischofs aus ihrer Familie.

Sie gehörten zu den Vornehmsten und Stolzesten des Landes; — Claudius hätte kaum daran denken können, um eine der Töchter zu werben, — er — ein wenig bemittelter, junger Beamter. —

Anders lag die Sache, wenn der Graf ihm die Hand einer Verwandten bewilligte. Darin bot sich für Claudius eine gute Chance, so daß Candida ihres Mannes energisches Widerstreben um so weniger begriffen hätte, wenn er ihr nicht gestern Abend diese traurige Erklärung gegeben.

Seitwärts vor einer Remise wuschen Stallburschen einen schweren Reisewagen, von dem eben zwei Diener einen großen Koffer wegtrugen.

Gräfin Entschede war also, wie es schien, bereits angekommen? —

Die Baronin ging weiter.

Der Spaziergang beruhigte sie nicht, ihr wurde nur deutlicher bewußt, daß Claudius selbst schon durch seines Vaters Hinwweggleiten über seine Herzenswünsche verletzt worden und daß in dem Sohne eine in diesem Falle beunruhigende Willensfestigkeit neben der flammenden Energie lag.

Ohne recht des Weges zu achten, ließ sie die Straßen hinter sich und kam ins Freie. — Dort hatte sie einen Seitenpfad hinter den Gärten her eingeschlagen, der sie zurückführte; — vor sich niederblickend in ängstlichem Suchen nach einem Ausgleich zwischen den schon kampfbereiten Männern, achtete sie nicht auf ihre Umgebung.

Da sah sie sich von einer sehr jungen Dame angeredet und blickte staunend in ein überraschend schönes, zartes Mädchenantlitz, auf dem der Ausdruck der Befangenheit und Unsicherheit lag.

„Gnädige Frau — möchten Sie mir gütigst sagen, wie ich nach dem Entscheder Hofe zurückkomme?" fragte die einfach gekleidete junge Dame.

Ueberrascht stand die Baronin still. Wer war diese Psyche? Und dann sagte sie es sich schon. Das war sie! Charlotte! — jenes zum liebreizenden, eigenartig schönen Mädchen herangereifte Kind, das sie in München sahen! —

„Sehr gern. Darf ich Sie mit mir nehmen? Dieser

Gang führt hinter dem Garten des Entscheder Hauses hin.“ —

„Aus dem kam ich, gnädige Frau!“ sagte die junge Dame, „und kann durchaus nicht dahin zurück finden. — Mich trieb die Neugier, mir von Weitem die alte berühmte Stadt zu betrachten, — dann, als ich umkehrte, bin ich hin und her geirrt.“ Sie hatte ein reizend kindliches Lächeln.

„Sie haben einen schmalen Seitenweg verfehlt, ich bringe Sie dahin,“ sagte die Baronin gütig und ein Blick aus auffallend dunklen, großen, grauen Augen dankte ihr.

Sie hätte gleich sagen mögen: „Ich kenne Sie schon. Claudius hat mir von Ihnen erzählt.“ —

Vor Ueberraschung schwieg sie jetzt völlig. Welch wunderholdes und doch so schlichtes Mädchen! Der schwarze, runde Strohhut war ihr etwas in den Nacken geglitten auf eine Fülle fast weißblonden köstlichen Lockenhaares und bildete so einen Rahmen für ihr feines, ausdrucksvolles Gesichtchen mit dem nachdenklichen Kindesblick.

Sie gingen in dem schmalen Heckengange eine Weile schweigend nebeneinander her, plötzlich erinnerte sich Candida, daß sie ihrer Begleiterin wenig freundlich erscheinen müsse, und nun sagte sie doch, was sie immer dachte:

„Ich habe Sie vor Jahren schon gesehen, es war in München. Sie trugen Trauerkleider und man hielt Sie und Ihre Mutter für Engländerinnen.“

„In der That! Ich war in München mit Lady Wildhill," sagte das junge Mädchen hell und zuthulich aufblickend. Dann setzte es unbefangen lächelnd hinzu: „Sonderbar ist es aber doch, daß man sich daran erinnert. Ein Herr in Berlin hat mir dasselbe gesagt." Sie meinte offenbar Claudius.

„Sie waren auch in Berlin?" fragte die Baronin also, um nur etwas zu sagen.

„O, ich war überall! Ich habe keinen Ort, wo ich zu Haus bin, immer auf Reisen, immer. Es ist so ermüdend."

Man hörte ihr wenig die englische Erziehung an, aber einen leichten Accent konnte sie doch nicht vermeiden.

„Und werden Sie jetzt wieder weiter reisen?"

„Wer weiß es? Ich thue immer, was ich soll. Ich habe keinen eignen Willen, sonst wollte ich ein ganz kleines Haus haben — ein home — wissen Sie, es ist so schwer, keins zu haben."

Und nun, obwohl das arme, schöne Mädchen stockte, sah Candida in dem wunderbaren Blick desselben die Ursache des ernsten, ja traurigen Ausdrucks: Es war diese Heimathlosigkeit. —

Der eigenartige Liebreiz, der auf der ganzen Erscheinung lag, und zu dem das weiche Organ in Harmonie stand, entzückte Candida. Sie konnte sich nicht müde sehen an diesem unbefangenen reizenden Geschöpf.

Wie fein und vornehm war es in jedem Zuge, wie lieblich dieser kleine Mund!

Armer Claudius! Kein Wunder, daß er dies holde Wesen liebte mit aller Gluth.

„Sind Sie aus dieser Stadt, gnädige Frau?" fragte dasselbe jetzt wieder in der zutraulichen Weise, die Candida so wohl gefiel.

„Nein, ich bin mit meinem Manne und meinem Sohne zu dem Balle der Ritterschaft gekommen," sagte Candida, es umgehend, ihres Gatten Namen zu nennen.

Ihr Schützling vermißte denselben indeß auch nicht, sondern sah nur lebhaft auf.

Aber da waren sie am Ziel des jungen Mädchens.

„Hier sind Sie wieder an der Pforte, durch die Sie den Garten verließen!" sagte die Baronin. „Vielleicht begegnen wir uns heute Abend auf dem Balle?" fragte sie noch, eine Verabschiedung, welche Jene mit einem freudig lächelnden „Ja!" beantwortete.

Da, mit dem letzten Blick, bemerkte Candida eine Eigenthümlichkeit, welche ihr beinah ein Schönheitsfehler an dem holden Geschöpf erschien und ihr deshalb ein gewisses Bedauern erregte, daß dieselbe nicht vollkommen: — das ihr zugewandte Ohr war etwas mißgebildet, — es fehlte das Ohrläppchen, als sei es abgeschnitten. —

Mit einer Verbeugung hatten sich die Beiden unterdeß von einander getrennt; Candida sah der Verschwindenden nach.

Warum hieß sie Brohsdorf? War Lady Wildhill vielleicht ihre Stiefmutter gewesen, oder in erster Ehe an einen Brohsdorf verheirathet? Das Letztere war wohl das Richtige.

Mit ihrem Erlebniß ganz beschäftigt, kam Candida im Hotel an, wo sie im ersten Stock drei schöne, große Räume bezogen hatte. Claudius saß, die Zeitung lesend, am Frühstückstische. Hätte er gewußt —!

Sie beschloß, nichts von der Begegnung zu sagen.

„Warum ließest Du mich nicht rufen, Mama? Ich hätte mit tausend Freuden Dich begleitet,“ empfing er sie.

„Mir that das Alleinsein noth, mein Junge; diese Tage waren so unruhig“ — entschuldigte sie sich.

„Und meine liebe Freundin, Vertraute und Mutter macht sich Sorge um ihren Jungen! Glaubst Du denn, ich wäre blind, Mamachen, daß ich des Vaters Gedanken nicht erriethe? Ich, den er zum Kameraden gemacht, als ich noch ein grüner Junge war! Dir wird er seine Meinung gesagt haben, — davon sehe ich Deinen Blick so zärtlich besorgt und umwölkt. Mir ist nicht leicht zu Muthe, Mutter! Sieh sie nur wieder! Du wirst sagen: „Er muß sie lieben, er kann nicht anders!“ Nur frage ich mich immer, wie weit geht meine Pflicht gegen den Vater, — wie weit mein Recht —? Wenn ich nur begreifen könnte, was er eigentlich dagegen hat? Denn am

Ende — es giebt ja allerlei Vernunftgründe — freilich! — aber ist das Liebe, die darauf hört?"

Zornig war er aufgesprungen und lief in der Stube auf und ab, ganz Leidenschaft, Ungeduld, trotziger Wille.

„Sie stammt aus einer Familie, die — sehr —" Candida stockte. Claudius schnitt ihr aber auch schon das Wort ab, indem er mit Schärfe rief:

„Geld hat sie nicht, — freilich! Also der Vater hat wirklich schon seine Gegengründe bei Dir ins Feld geführt —?"

Der mitgebrachte Diener erschien in der Thür.

„Es ist ein Herr da, der nach dem Herrn Baron fragt, gnädige Frau! Ich glaube, — er ist arm, — er sucht Unterstützung."

„Sie wissen ja, der Herr Baron ist nicht mehr zu Haus!" beschied Claudius ärgerlich.

„Er fragt, wann er wohl die Ehre haben könnte?"

„Hat er Ihnen seine Karte nicht gegeben oder seinen Namen genannt, Heinrich? Sie müssen sich dieselbe immer ausbitten, ehe Sie kommen zu melden. Sagen Sie dem Herrn nur, der Herr Baron würde um die Mittagszeit jedenfalls wieder im Hotel sein." —

Die kurze Zeit der Unterbrechung hatte genügt, Claudius seine Selbstbeherrschung wieder zu geben, gleichwohl fühlte er, daß dieselbe heute und vielleicht auch noch öfter

in den nächsten Tagen stärkeren Prüfungen gewachsen sein müßte. —

Er küßte seiner Stiefmutter Hand. „Verzeih, ich bin aus dem Gleise, so lange ich keine Gewißheit habe. — Zur Entscheidung drängt es mich unabweislich, dafür will ich mich sammeln und wappnen!“

Sie ließ ihn gehen, ohne mehr zu sagen, denn in seinen Augen lag ihm unbewußt eine Warnung zur Vorsicht. — Angenehm war diese Vorbereitung für den Abend nicht; die Freude, die sie gehabt, ging ihr schon jetzt unter in der Sorge. Und dabei konnte sie Claudius besser verstehen, seit sie das blonde schöne Mädchen gesehen, als sie ihres Gatten Widerspruch verstand.

Beim Grafen Entschede waren in dieser Stunde viele der Herren versammelt und es ging gar lebhaft, ja, hitzig zu in dem Austausch der Meinungen.

Der Sprecher und Vertreter einer größeren Gruppe der liberalen Standesgenossen, war der Baron von Heterendorp gewesen, dessen Klugheit und Redegewandtheit von dem Ansehen unterstützt wurde, das er sich erworben.

Als die Herren sich trennten, fühlte er sich gereizt und unbefriedigt; dies starre Festhalten an den feudalen Rechten wurde ihm, den Zeitereignissen gegenüber, schier

unverständlich, und es ärgerte ihn, seine sehr gemäßigten Vorschläge zurückgewiesen zu sehen.

Mit mehreren der Herren schritt er in lebhaftem Gespräch die Straße hinab. Ein fadenscheinig gekleideter, grauhaariger, blaß und krank aussehender Mann, eine geradezu fragwürdige Erscheinung, zog vor Heterendorp den schäbigen Hut und trat zur Seite, um ihn und die ihn umgebenden Herren passiren zu lassen, dabei aber mit den Blicken des Barons Gesicht gleichsam forschend streifend.

Zuerst achtete dieser der Begegnung nicht weiter; der Blick des Mannes wurde ihm erst bewußt, als er schon fast an ihm vorüber war, und da erst wandte er sich, wie von einem Erkennen berührt, demselben zu.

Aber nun! Ja, das war ein Erkennen!

Er fuhr, — Allen sichtbar, zusammen — blieb stehen und starrte den Menschen an, der scheu und verlegen anhielt; — es war, als ob Heterendorp etwas sagen, — rufen wollte — und dann wurde er blaß.

„Hafner!“ — stieß er endlich heraus, als sähe er ein Gespenst.

„Verzeih —!“ stammelte der Fremde.

Mit erstaunten Mienen traten die Freunde des Barons zurück. Eine gewisse Erklärung bot schon die Herabgekommenheit des Menschen ihnen. Offenbar aus besseren Verhältnissen.

Ihre Mienen brachten Heterendorp zur Besinnung.

„Entschuldigt mich!" bat er und trat zu einem Vetter seiner Frau, nahm diesen bei Seite und flüsterte: „Geht weg, — ein einstiger — Kamerad von der Schule her!"

Die Herren grüßten und schritten weiter.

„Mensch, wo kommst Du her?" stieß Heterendorp dann flüsternd heraus, sich nach den Andern umwendend, ob sie es auch nicht hörten? Wie peinlich er diese Begegnung empfand, suchte er gar nicht zu verhehlen. Dabei wurde er immer blasser; — eine unbeschreibliche Erregung malte sich in seinen Mienen.

„Verzeih, Ernst! Ich wollte Dich nicht anreden! Hätt' ich Dich gleich von Weitem erkannt, würd' ich wohl weggeblickt haben. Aber Du bist grau geworden und trägst den langen Bart! Ich sah Dich erst, als Du vor mir stand'st und da — in der Ueberraschung —. Ich war schon im Hotel — fragte nach Dir —."

Es klang das Alles abbittend und scheu, Hafner sah auch so aus; — er hatte nichts mehr von der alten cynischen Art. —

Nach und nach war alles Blut aus Heterendorps Gesicht gewichen.

Der ängstliche Ausdruck Hafners machte ihm begreiflich, daß sein unaussprechlicher Schrecken sich in seinen Zügen verrieth.

„Gefragt? Nach mir?" wiederholte er mechanisch; er konnte nichts denken; — vor den Ohren brauste es ihm.

„So wußtest Du, daß ich hier war?" redete er ebenso mechanisch weiter, langsam, als müsse er sich auf jedes Wort besinnen.

„Du irrst Dich! Ich. — — In der Zeitung las ich Deinen Namen als Gast des Hotels. Mein Gott, sieh mich doch nur an! Von mir hast Du nichts zu fürchten!"

„Fürchten!" Das Wort klang gradezu kläglich, wie Hafner es sprach und doch traf es den vornehmen Mann wie ein Dolchstich.

„Was Du mir zu sagen hast, kann nicht hier geschehen!" stieß der Baron in zorniger Hülflosigkeit heraus.

Der kranke Bettler sah ihn mit einem flehenden Blick an.

„Irr' Dich nicht in mir, Ernst von Heterendorp. Sieh mich an — und dann gieb mir einen stillen Platz zum Sterben, — mehr verlang' ich nicht." —

Wie das verzweifelnd, — gebrochen klang.

Der Mann dachte nicht an Drohung — nicht an Erpressung. Einen stillen Platz! — Wo? Wohin? Bosch-berge! Das ginge — Aber nein! Dort nicht. —

„Hafner, wo wohnst Du? — Wo ist Dein Quartier?"

„Dahin kannst Du nicht kommen. Wo wohnst Du jetzt? — In Boschberge? Nimm mich dorthin. Ist Dein Bruder auch hier? Hat er geheirathet? Oder ist es Deine Frau, die im Hotel wohnt?"

„So komm mit! Ins Hotel!“ stieß der Baron heraus in einem in ihm aufblitzenden verzweiflungsvollen Entschluß, Candida ins Vertrauen zu ziehen. Hafner wußte offenbar noch nichts. —

„Nein — in Dein Hotel passe ich nicht,“ protestirte dieser aber. „Weißt Du,“ fügte er dann schüchtern hinzu, während ein Ausdruck großer Schwäche sich über seine Züge breitete, „ich läge gern einmal wieder in einem guten reinen Bett. — Ich will nicht unverschämt sein — aber — hilf mir.“ Er sah jammervoll blaß aus.

„Hier hast Du Geld, Mensch, geh dort in jenes Haus; — es ist nicht vornehm, aber gut.

„Willst Du dorthin zu mir kommen? Dich besinnen, was Du für mich thun kannst? Denke nur nicht, daß Du von mir was zu fürchten hättest. Ich bin so elend gewesen — trage nur ein Verlangen noch in mir, nach einem guten Wort — nach eines — eines Menschen Güte — bin ganz kaput, Ernst —. Großer Gott — ich muß immer an „zu Haus“ denken und wie meine Mutter —. Ha, wenn die hätte ahnen können! Aber, sag nur eins, Ernst — ist Dein Bruder denn nun glücklich verheirathet? Ich habe oft daran gedacht —.“

„Das Alles erzähl' ich Dir; — komm, ich bringe Dich selbst hin. Ein alter, unglücklicher Schulkamerad von mir findet dort beste Aufnahme.“

„Gewiß! Und das schimpft den vornehmen Mann nicht, das ehrt ihn!“ sagte Hafner, ohne jede Spur von Ironie. — Er war ganz energielos, — völlig gebrochen.

Sie traten in das Gasthaus.

Erstaunt, aber bereitwillig kam man dem Verlangen des Barons nach.

Ein gutes behagliches Zimmer und Bett forderte er, kräftige Suppe —! Sherry oder Port, Hafner?

„Nichts, — keins, habe einen Ekel vor allem Getränk!“ sagte er. Nur eine Suppe wollte er haben; — sein kranker Magen vertrüge nur Krankenkost.

Der Wirth und seine Leute, die den Baron sehr wohl kannten, waren von einem grenzenlosen Respect vor seiner menschenfreundlichen Noblesse und treuen Hülfsbereitschaft erfüllt, als er nach einem kurzen: „Ich komme hernach wieder,“ ging. —

Und wie war ihm zu Muthe!

Als sei ein Felsblock auf seinen Kopf gestürzt; — nun lag er sozusagen am Boden und alles um ihn her schwankte — alles wirrte und wogte in einer fürchterlichen Weise vor seinem Geiste.

Inzwischen war es Mittag geworden.

Als er instinctiv den rechten Weg nehmend, vor der Thür seines Hotels ankam, läutete man die Tischglocke, und er schrak auf aus dem gräßlich chaotischen Zustande. Ihm war als hätte er Blei in den Füßen.

Seine Gattin kam ihm entgegen.

„Verzeih, — ich kann nicht essen — ich — ich habe mich geärgert," — stieß er heraus und wehrte sie ab.

„Vetter Franz sagte es mir schon, und Du hättest auf der Straße einen einstigen Schulkameraden ganz verlumpt — —"

„Ja! Aber bitte, Herz, laß mich nur eine Stunde allein!" bat er ungeduldig.

Sie sah ihn jetzt erst schärfer an, — erschrak — sagte aber nichts mehr; er indeß erkannte mit scheuem Blick, daß sie seinen Zustand errieth, aber natürlich ohne ihn zu begreifen.

Wenn auch — wenn auch — — nur Alleinsein — Ruhe! Nachdenken! Das war sein fieberndes Verlangen.

Sehr betroffen entfernte die Baronin sich aus dem Schlafzimmer; — Claudius kam schon die Eltern zu Tisch abzuholen. Sie winkte ihn zu schweigen und nahm ihn mit hinaus.

Später, als sie hinschlich und horchte, hörte sie an ihres Gatten regelmäßigen Athemzügen, daß er schlief. Gott sei Dank! Er gehörte zu den Naturen, die im Schlaf am ersten das gestörte Gleichgewicht wiederfinden.

So schien es auch. Gegen fünf Uhr trat er zum Ausgehen angezogen aus der Kammer und zu ihr. Er sah abgespannt aus, aber nicht mehr blaß.

„Ich habe Dich erschreckt, wohl gar hart angelassen, liebes Herzensweib?“ fragte er weich und ruhig.

„Dir ist etwas Unangenehmes begegnet, Ernst?“ Sie dachte nicht daran, ihm zu zürnen, sie küßte ihn und sah ihn besorgt an.

Alle seine Liebe zu ihr, — ihr ganzer Werth, die wundervolle Wahrheit und Klarheit ihrer Seele waren ihm nie so bewußt geworden, wie in diesem Augenblick, wo er durch ihre Augen in ihr Herz sah.

Und er mußte — weiter lügen!

Ach, wenn sie seine Verzweiflung geahnt hätte!

Aber er glaubte, seinen Weg gefunden zu haben und ging ihn jetzt.

„Etwas Trauriges ist es immer um ein zertrümmertes Menschenloos, Candida!“ erwiderte er unterdeß sehr ernst und sie hatte in der That nie einen so traurigen Blick in seinen Augen gesehen wie jetzt. Er fuhr aber fort: „Weißt Du — ich möchte den Mann — er heißt Hafner und hat bessere Tage gesehen — sein Vater war Landrath und Gutsbesitzer, — und er ist, wie mir scheint, ein Sterbender, — ich möchte ihn zu uns nach Bokel nehmen. — Er kann im Gärtnerhause wohnen; — den Erker, weißt Du —. Die Frau kann ihn beköstigen.“ —

Die Baronin sah ihren Gatten überrascht an. —

Der Unglückliche hatte ihm also sehr nahe gestanden? Sonst war diese Art weitgehenden Wohlthuns nicht Ernsts

Sache; — er gab Geld, — damit schaffte er sich aber nur zu gern jede Last vom Halse.

Und nun dieser herabgekommene Mensch, — ein Todtkranker nach Bokel?

Ein Widerstreben kam ihr. Sie dachte an ihre Kinder. Konnte ihnen — Gefahr?

Aber schon ihr Zögern, — die mangelnde Zustimmung reizte ihren Gatten, sie sah es.

„Du sagst, er ist krank? Die Kinder —! Könnte man ihn nicht anderwärts in Pflege geben? Vielleicht im Hospital?“ —

Aber das wollte der Baron ja eben nicht! Herr Gott, und er konnte es ihr nicht sagen, warum!

Er seufzte schwer; — sie hörte, ihr Einwand machte ihm Qual.

„Gut, Ernst, so thu es! Du wirst schon das Richtige treffen,“ — sagte sie in ihrer lieben, herzlichen Weise.

Dieses Vertrauen hatte sie ihm hundert Mal gezeigt: „Du wirst schon das Rechte wissen,“ — und das meinte sie so; — sie gab damit oft schon die Entscheidung in seine Hände.

Welche Frau! Ein Engel! Sein guter Engel! — O, und wenn sie wüßte! —

Wie oft hatte er dies „wenn sie wüßte“ schon gedacht! Zuweilen machte es ihn fast wahnsinnig, zu andern Zeiten nahm er es ruhiger.

Heute war ihm zu Muthe, als gebe es für ihn nur noch eins; — zu sterben, eh' sie wußte.

Wieder sah Candida ihm kopfschüttelnd und befremdet nach. — Da er aber weggehend, sie mahnte, an ihre Toilette zu denken und sich recht schön zu machen, so beruhigte sie sich. — Es war ja auch ganz begreiflich, daß nach dem Aerger am Morgen ihm eine Begegnung mit einem Jugendfreunde, auf den er offenbar viel gehalten, nach gehen mußte. —

Als gegen acht Uhr der Baron von Heterendorp seine Gemahlin in den Festsaal führte, sah Niemand von den schon Anwesenden den Beiden eine ungewöhnliche Erregung an. — Claudius begleitete sie, und in der allseitigen Begrüßung achtete man auch nicht darauf, daß dessen Blicke schon vom ersten Moment an mit einem hellen Aufstrahlen auf einer schlank und in unbewußtem Stolz dastehenden hellblonden jungen Dame ruhten, die mit einem unverhehlten freudigen Lächeln seinen Gruß erwiderte und vor dem Leuchten seiner Augen die ihrigen senkte.

Sie begrüßten sich wie Bekannte und blieben nebeneinander. An Stoff fehlte es ihnen für ihr leises fröhliches Geplauder nicht und da sie ziemlich fremd war, nannte er ihr viele der Anwesenden.

Dann wurden sie freilich durch die Nothwendigkeit getrennt, sich den älteren Herren und Damen vorstellen zu lassen.

„Woher kennst Du denn Claudius Heterendorp, Charlotte?“ fragten die Comtessen Entschede mit einem Ton und Blick, als fänden sie es „unbegreiflich“, wie Charlotte, die kaum die Kinderschuh ausgezogen hatte, wagen könne, den schönen, eleganten Mann, den beliebtesten Tänzer zu kennen und noch gar mit ihm zu lachen und zu plaudern.

Charlotte von Brohsdorf erschrak. Sie kannte diesen Ton und wußte aus vielfacher Erfahrung, daß man sehr oft der Meinung war, für sie sei das weniger Gute grade gut genug.

Aber das blonde junge Ding, dessen gewöhnlich melancholischer Blick Kunde gab von manchem schweren Gedanken, wollte heute glücklich sein, — es wollte! die Gelegenheit kam so selten. — Und zudem — hatte ihr Freund sie nicht schon mit den ersten Worten gebeten, seine Tänzerin und Tischnachbarin zu werden? Gleich zwei Haupttänze und einen Extratanz mußte sie für ihn auf ihrer Tanzkarte reserviren.

Darum zeigte sie auch, nicht ohne die fühlbare Genugthuung so junger Mädchen, den Comtessen auf Verlangen dieses wichtige Document.

„Claudius H. —! Erster Walzer und, zu Tisch und da noch mal? Was fällt Dir ein, Charlotte, das schickt sich in Deutschland nicht!“ zürnte die Aeltere.

„Ich werde immer thun, was sich schickt nach meinem Gefühl!“ war die Antwort, in auflodernden Zorn gegeben.

Die Schwestern wandten sich achselzuckend ab.

„Was er an ihrer Flachsmähne nur findet?"

„Charlotte hat den Vogel abgeschossen!" flüsterten sie. Und dann gingen sie zu ihren Freundinnen und erzählten ihnen, daß Claudius ihr Tänzer sei. In der Art, wie sie von dem schönen Mädchen sprachen, lag allemal etwas wie ein um einige Stufen tieferes Hinabsteigen.

„Schön ist sie aber doch!" erklärte Aliwiga Dorsten, die häßlich war wie ein Gnom, und boshaft wie zwei.

„Schön ist sie, wie die holdeste Verkörperung eines Vergißmeinnicht, — eine lebende Blume! Diese Augen. Und dabei das wundervolle Blau ihres Mullkleidchens! — Nein, diese Augen! Ich bitte Sie, Claudius, haben Sie schon die kleine Charlie Brohsdorf kennen gelernt? Ja? Nun, was sagen Sie? Hat man jemals schönere, — nixenhaftere Augen gesehen? Undine! Alle Sehnsucht nach einer Seele liegt darin! Und dann, diese Zeichnung der feinen Brauen? O, Sie Schelm! Sie Heuchler! Ihnen lacht ja der ganze Himmel aus Ihren Spitzbubenaugen! Da hab' ich was Schönes angerichtet." —

Und was Aliwiga Dorsten lachend in die Runde flüsterte, das ging weiter, mochten sie es gern hören, „die Andern" oder nicht.

„Das lebende Vergißmeinnicht! Undine! Nixe!" — so raunte man sich plötzlich von allen Seiten zu und Alles blickte auf dies seltsam schöne Geschöpf, das da auf

einmal mitten zwischen den frischen, hübschen Landadelfräuleins stand wie eine ganz fremdartige Erscheinung.

Nun tanzte sie; aber das war kein Tanzen — es war nur ein Schweben!

„Paßt auf, sie hat keine Füße!" lachte Aliwiga.

Man konnte nichts Herrlicheres sehen, als diese frische Jugendschönheit Beider; — ein Menschenpaar, wie vom Schöpfer eigens für einander geschaffen.

Von Anfang an bemerkte Jeder, die Beiden sympathisirten, — sie hatten sich gern. — Es lag das schon in dem wundervollen Rythmus ihrer Bewegungen. —

Aber Claudius war nicht der einzige stattliche, elegante Tänzer, — es gab deren eine ganze Reihe in diesem Kreise und sie Alle sahen keine Nothwendigkeit ein, zurückzustehen vor ihm.

Sie drängten sich um die neue schönste Tänzerin; sie wollten Jeder ihre Gunst erringen, nur ein Lächeln vielleicht; — aber es kleidete sie so reizend, wenn in ihren tiefen, ernsten Augen das leise kindliche Lächeln aufblitzte, oder wenn es gar zu einem Lachen wurde — einem schelmischen Lachen: Ich bin wie der Vogel auf hohem Zweig, Ihr habt mich noch nicht.

Claudius sah dies Umwerben der Heimlichgeliebten ohne Eifersucht, ja, mit freudiger, stolzer Ruhe, dann, als müßte es so sein, so betrachtete sie sich zu ihm gehörig; unter seinem Schutz und von den Andern weg flog zuweilen ein

Blick zu ihm, einer ihrer ernsten langsamen Blicke und dann trafen ihre Augen sich und sie wußten, sie durften einander vertrauen, sie kannten sich ja schon so lange.

Die Stunden, die er während des Abendessens an ihrer Seite saß und mit ihr plauderte, schienen ihm selige. — Er war im Grunde immer der Erzählende, sie hörte nur zu, aber ihre Augen führten dabei, ihr unbewußt, eine merkwürdig interessante Sprache, so das ihm gar nicht klar wurde, wie wenig er im Grunde von ihr selbst erfuhr.

Das süße Gefühl, daß sie sich schon lange kannten, wuchs in Beiden noch.

Und dann begann später der Tanz wieder. Claudius mußte sie zwar Andern überlassen, aber von nun an tanzte er kaum noch, hielt sich in ihrer Nähe und war glücklich, wenn ihr Blick dem seinigen begegnete.

Bei der Jugend stand schon die Thatsache fest, daß Claudius von Heterendorp sich für Charlotte von Brohsdorf interessirte, nicht gerade zur Freude der jungen Damen, und die Frage: „Wer ist sie?" welche hier und da aufgeworfen wurde, fand mehrfach eine achselzuckende Antwort: „Ein angenommenes Kind," worauf dann ein gedehntes, sehr abfälliges: „Also nicht einmal eine wirkliche Verwandte der Entschedes?" folgte.

Die Comtessen selbst, wenn auch keineswegs entzückt von dem sieghaften Erfolge ihres Gastes, wagte man nicht zu fragen, und als ein ganz junger Herr dennoch seiner

Neugier nicht gebieten konnte, hatte die ältere der Schwestern nur ein hochmüthiges: „Sie ist unser Gast, — das wird genügen.“

Sie wußten, wie peinlich der Generalin die Erörterung dieser Frage war und hielten dieselbe viel zu hoch, um irgend welchen Taktlosigkeiten durch das leiseste Wort Vorschub zu leisten.

Es hätte Claudius auffallen müssen, daß er von einer Beobachtung seitens seines Vaters nichts bemerkte, er war aber viel zu sehr mit sich und seinem Glück beschäftigt, um überhaupt an etwas Anderes zu denken.

Einmal, ganz am Anfang des Balles hatte er sich des Widerstandes erinnert, den er erwartete, und seine Augen suchten umher, überzeugt den Vater irgend wo zu sehen, wie er spähend ausschaute nach dem ungekannten und doch schon mißliebigen Gegenstande der Herzensneigung seines Sohnes; aber er fand ihn nirgend. — —

Die arme Candida, welche sich so lange schon auf das Fest gefreut, hatte nur ganz zu Anfang ihre fröhliche Unbefangenheit gehabt.

Sie ließ sich durch Heterendorps anscheinend wiederhergestellte gute Laune vorläufig blenden und plauderte heiter mit den Freunden, hatte für Alles Interesse und für Jeden die gewohnte liebenswürdige Herzlichkeit, die ihr in der allgemeinen Gunst eine so sichere und hervorragende Stellung verschafft hatten.

Sie tanzte ihre Quadrillen mit der Lust und Anmuth eines jungen Mädchens und ließ sich dabei nichts entgehen, was ihre Augen erreichen konnten, — keine schöne Toilette, — kein schönes Antlitz und natürlich hatte sie sehr bald nach ihrem Eintritt in den Saal ihre Bekanntschaft vom Morgen entdeckt. — Dann war Charlotte von Brohsdorf ihr von der Generalin als „mein Töchterchen" vorgestellt worden; — das junge Mädchen dankte ihr noch einmal mit bescheidener Anmuth und in Charlottes Blicken lasen die alte und die junge Dame die entzückte Sympathie der Baronin, welche diese der Ersteren auszusprechen auch nicht anstand, nachdem einer der Herren ihnen das junge Mädchen zum Tanz entführte.

Später sah sie, wie alle Andern, Claudius unverhehlte Bewunderung für das Nixenkind, und in ihrem Herzen fühlte sie sich ebenso bezaubert: Er kann gar nicht anders! Er muß sie lieben! Sie ist das holdeste Geschöpf, das ich je sah. —

Aber dabei dachte sie dann immer wieder an Ernst und seine Abneigung gegen diese „Partie", die keine war. — Sonderbar, — sonst hatte ihr Mann immer die „Berechnung" bei den Eheschließungen getadelt. — Aber freilich — es ist sehr leicht, moralische Sentenzen gut zu heißen; — ein anderes aber sie praktisch durchzuführen. —

Nun — Ernst ließ sich im Tanzsaal nicht sehen. — Gottlob! — Claudius fühlte sich unbefangener und es war

ja unmöglich, daß nicht noch Alles gut wurde. Wenn Ernst das Mädchen sah, begriff er seinen Sohn. —

Das dauerte die erste Stunde.

Immer noch war Ernst unsichtbar. — Die Baronin ging in ein lebhaftes Gespräch mit der Gräfin Entschede vertieft in einem der kühlen Nebenräume auf und ab, da sah sie ihren Gatten, der an einem einsamen Fenster lehnte, die Stirn an die Scheiben gedrückt.

Sie dachte sich noch nichts dabei, als daß er wohl Kopfweh haben möchte, als sie aber mit der Gräfin, die ihn auch bemerkt hatte, zu ihm hinging, blieb er regungslos dastehen und als diese ihm nun die Hand auf die Schulter legte:

„Lieber Heterendorp, Sie haben mich noch nicht begrüßt, so komme ich zu Ihnen,“ da blickte er rasch nach ihnen um und nun erschrak seine Frau bis ins Herz hinein vor dem Ausdruck tiefsten Unglücks, der auf seinem Gesicht lag und den sie nicht zu deuten verstand.

Er lächelte aber schon und machte der Gräfin seine Verbeugung, wollte sich nichts merken lassen und begann sofort scherzend zu plaudern; aber selbst die Dame sah das Gezwungene und seine Gattin dachte: Großer Gott, was ist ihm begegnet? —

Laut sagte sie nur, indem sie ihm zu helfen suchte: „Also wieder Kopfweh, mein lieber Mann?“

Die Gräfin erklärte sich sein Aussehen anders.

„Wie können Sie sich nun durch einen solchen Meinungsstreit so arg verstimmen lassen, Baron," sagte sie gutmüthig, auf die Vorgänge des Morgens bei ihrem Gemahl anspielend. „Sie werden doch hoffentlich die Sache nicht persönlich nehmen wollen?"

„Nein, Gräfin, das zuletzt, aber sie geht mir ans Herz, sie stößt auf meine beste Ueberzeugung!" hatte Ernst sich schon gefaßt. Es war ihm sehr erwünscht, diesen Vorwand zu ergreifen.

Dann kehrte er mit ihnen zu den Andern zurück, wo die Männer ihn in Anspruch nahmen. — Aber wenn die Gräfin nicht tiefer sah, Candida entging der merkwürdig aufgeregte Ausdruck seiner Augen nicht und später, da sie ihn jetzt beobachtete, traf sie es noch öfter, daß er — offenbar, ohne es zu wissen — ganz verloren vor sich hin starrte und daß ein Ausdruck von Seelenangst über sein Gesicht flog.

„Es ist wieder ein Anfall seiner Hypochondrie!" sagte sie sich erschrocken.

In der Nacht schlief sie nicht. Die ungewohnte späte Stunde, — der Tanz und die rauschende Musik, das viele Sprechen und die Freude an der Auszeichnung, die man ihr erwies, hatten sie doch zeitweise ihres Mannes üble Stimmung vergessen lassen. Nun wirrte und schwirrte ihr der ganze Glanz des herrlich verlaufenen Festes vor dem Geiste, vereinzelte Walzertakte vor den Ohren.

Ihr Gatte schlief auch unruhig — einmal richtete er sich auf, rief: „Sotta! Sotta!“ und suchte wie es schien nach etwas, denn er tastete ängstlich umher.

Von ihrem Anruf erwachte er nicht, aber er sank wieder zurück und schlief weiter.

Sie dachte sich nichts dabei und nur voll Anerkennung, es sei hübsch und taktvoll von ihm gewesen, daß er Claudius heute ganz gewähren ließ. Er würde ihn sonst auch nur gereizt haben und Claudius bedurfte jetzt der Schonung so gut wie sein Vater.

Ob wohl jene Begegnung mit dem Schulkameraden ihren Mann verstimmte?

In dem Maaße, wie er es gewesen, sicher nicht! Die Gräfin hatte am Ende das Rechte getroffen? —

So gingen ihre Gedanken hin und her und dazwischen noch gar mancherlei — Gleichgültiges, was sich ihrer Erinnerung aufdrängte. — —

Im Laufe des morgenden Tages wollten sie und die meisten der anderen Familien wieder heim reisen. Candida war dessen froh, sie sehnte sich nach ihren Kindern. —

Mit einem kleinen Schrecken sah sie am andern Morgen, daß sie die Zeit verschlafen. Ernst war schon aufgestanden und aus der Kammer verschwunden.

Als die Baronin nahezu mit ihrer heute sehr beeilten Toilette fertig war, kam Claudius strahlend wie der junge Morgen auf das Hotel zu. Er trug eine Rose im Knopf=

loch, und der Mutter kam der Gedanke: „Er hat sie schon gesehen! vielleicht gar schon gesprochen?“

Claudius sprang singend die Treppe hinauf.

„In dem Herzen ein Bild“ —

Jenes damals allgemein beliebte Lied paßte sehr wenig zu dem raschen Tempo und dem freudigen Klang seiner Stimme; — sie lächelte, — nicht ohne mit einer gewissen Besorgniß an ihren Gatten zu denken, der wahrscheinlich auch seine Betrachtungen daran knüpfte. —

Richtig! Ihr Gatte hatte still im Wohnzimmer gesessen. Vater und Sohn begrüßten sich. — Letzterer mit einer geradezu jubelnden Heiterkeit. —

Ehe er aber seine Frage nach des Vaters Befinden zu Ende gesprochen, sagte dieser, entweder nicht an die Nähe seiner Gattin denkend, oder dieselbe nicht als Störung empfindend, mit ungewohnt trockner, harter Stimme:

„Es ist mir lieb, Dich zu sprechen, eh' die Mama kommt, Claudius. — Ich erinnere Dich an Dein ganzes vergangenes Leben, — wir sind Freunde geworden im schönsten Sinne. — Bitte, — laß mich ausreden, mein Junge, denn was gesagt werden muß, kann kein Einwand Deinerseits umstoßen. — Ich weiß von Dir selbst und habe gestern Abend sagen hören, Du interessirst Dich, Du schwärmst für Fräulein von Brohsdorf. — Dagegen ist nicht das Geringste einzuwenden. Bitte!“ — wehrte er eine beabsichtigte Unterbrechung des Sohnes ab, — „höre mich

erst ruhig an, mir liegt sehr viel daran, Claudius. Du wirst Mannes genug sein, Dein Interesse für die junge Dame nicht weiter zu verfolgen, an Heirath kannst Du einstweilen nicht denken, — ich habe auch andere Pläne für Dich; aber ganz davon abgesehen, — Du mußt noch frei bleiben, Claudius!"

Eine Todtenstille trat ein.

Der Baronin Herz schlug wie ein Hammer.

Welch unbegreifliches Vorgehen ihres Gatten? Und dieser herbe Ton, der dabei doch so gezwungen klang!

Sie hörte einen Stuhl rücken. —

Dann begann Claudius zu reden, — langsam und beherrscht, aber mit bedeckter Stimme. —

„Du kommst zu spät, Vater, — ich liebe Charlotte von Brohsdorf und bin entschlossen, um sie zu werben." —

„Eine Werbung fordert doch außer anderen Vorbedingungen zunächst die, daß entweder der Bewerber, oder die fragliche junge Dame, die nöthigen Mittel zur Gründung und Erhaltung eines Hausstandes haben und sicher sind, sie erhalten zu können."

„Der Erbherr von Bokel darf annehmen, daß er in dieser Lage sei."

„Vielleicht! Aber —" hier dämpfte der Baron seine Stimme, es klang eigenthümlich gepreßt und Candida verstand nichts von seinen Worten — „es ist möglich, daß eine eheliche Tochter meines Bruders Claus existirt." —

„Eine Tochter?“ rief Claudius. Und das hörte sie deutlich.

„Pst!“ machte der Baron und sprach wieder leise. Claudius Aufregung ließ sich aber, wie es schien, nicht beherrschen, denn wieder sagte er so laut, daß sie es verstand:

„Und woher käme Dir diese Kunde, Vater? Sprichst Du überhaupt im Ernst?“

Abermals folgte eine Weile das leise Sprechen ihres Gatten, bis Claudius ungeduldig und zornig rief:

„Das klingt Alles so ungewiß, so unmöglich! Du kannst nicht verlangen, daß ich davon mein Glück abhängig mache!“

Die Baronin war ganz bestürzt auf einen Stuhl neben der Thür gesunken. Was redeten sie da von einer Tochter? Und warum sollte sie das nicht hören? —

Jetzt rief aber der Baron sehr erregt, beinah beschwörend: „Ich verlange, daß Du, wenn nicht meinem Befehl, so meiner Bitte folgst, Claudius.“

„Vater! Vater! Was soll dies? Halbe Worte! Halbes Vertrauen! Und damit forderst Du von mir das Höchste?“ rief der Sohn mit ganz veränderter Stimme.

Die jetzt gespannt horchende Frau fühlte sich plötzlich in einer Weise aufgeregt, die ihr das sonst so klare Urtheil benahm.

Was brachte ihr Mann vor, daß Claudius, von dem sie gestern dachte, er werde sich durch nichts zurückhalten

lassen, plötzlich halb nachgab? — Nur halb? Nein ganz, denn nachdem der Baron wieder sehr eindringlich, aber für sie unverständlich geredet hatte, fuhr Claudius heftig auf:

„Nichts verspreche ich, — nichts! Aber freilich, — wenn es so steht — dann — dann —! Du verlangst Unerhörtes, Vater, aber sei es, —, ich will Dir Zeit lassen — Aufklärung —.“ Und nun fiel die Stubenthür hinter ihm zu, sie hörte ihn in seine Kammer gehen.

Minuten zögerte sie noch. Ernst sollte sich erst beruhigen.

Dann trat sie ein. Er nickte finster auf ihren Morgengruß, aber sein Blick mied den ihrigen.

„Ich habe die Hauptsache gehört, Ernst, was hast Du gegen das schöne Mädchen?“

„Ihre Herkunft ist dunkel,“ sagte er und blickte wieder auf.

„Aber sie selbst, Ernst —!“

„Quäle nicht auch Du mich! Ich will es nicht, will's nicht!“ brauste er in nie gesehener Wuth auf. Und nicht blaß, — nein, fahl waren seine Wangen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, er sah unendlich gereizt und gemartert aus.

Auf einmal kam ihr ein schrecklicher Gedanke; ihr, in der sie beherrschenden Aufregung so klar gleich, so wahr erscheinend, daß sie wankend nach einer Stuhllehne tastete.

Großer Gott! — Hatte Ernst? — Was redeten sie da von einer Tochter? Eine ganze Fluth von Gedanken überstürzte sie und der sonst so verständigen Frau kam das Ungereimte darin gar nicht zum Bewußtsein.

— — — — — — — — — — — —

Als sie ihn geheirathet hatte, — es war etwa ein Jahr nachher, — erzählte ihre Mutter ihr einst in einer vertraulichen Stunde, daß sie und der Vater Candidas Geschick segneten, welches sie bewahrte, die Gattin Claus von Heterendorp zu werden. — Durch, Gott weiß, welche Kanäle waren nach und nach allerlei Gerüchte und Thatsachen zur Kenntniß der befreundeten Nachbaren gekommen, welche dem Verstorbenen nicht gerade zur Ehre gereichten. — Er sollte im Gegentheil ein mehr als leichtsinniges Leben hinter sich gehabt haben, ja, eine englische Gouvernante hatte berichtet, er habe seinen besten Freund im Jähzorn erschossen und dann eine Sängerin entführt, seine Gattin sei ihm darüber in Nacht und Nebel entflohen. —

Die gute Frau von Schlichthorst hatte nichts Böses im Sinn gehabt, als sie von den Brüdern gesagt: „Sie sollen Beide sehr leichtsinnig gewesen sein; Dein Mann ist aber, sobald er heirathete, solid geworden, der Claus nicht." — — — — — — — — — —

Seitdem hatte Candida zuweilen darüber nachgedacht, daß oft aus den leichtsinnigsten Jünglingen die solidesten

und bravsten Männer werden — und sie hatte ihren Ernst um so inniger geliebt.

Heute trug plötzlich jenes arglos verstreute Samenkorn Frucht. — Der Mutter Wort: „Sie sollen Beide sehr leichtsinnig gewesen sein," schlug wie ein Blitz vor ihr nieder. — In jedem andern Augenblick ihres Lebens hätte die Baronin gelacht über Gedanken, die, so phantastisch sie waren, ihr heute einfache greifbare Wirklichkeit schienen.

Hätte Ernst sein Weib angesehen, er würde sofort ihren Gedankengang erkannt haben, sie war viel zu ehrlich, um sich verstellen zu können, — aber er sah düster vor sich nieder und sie sank schweigend, zitternd auf ihren Stuhl neben ihm und mühte sich um Fassung.

— „Denn was mag er jetzt fühlen!" sagte sie sich in ihrer immer gleichen Liebe zu ihrem Gatten.

Sie frühstückten. — Claudius kam nicht wieder. Gesprochen wurde nur wenig zwischen ihnen, nur das, was die Abreise betraf.

Um elf Uhr wollten sie fahren. —

„Wie geht es Deinem Kranken?" fragte Candida sich endlich aufraffend.

„Er ist nicht bettlägerig — gleichwohl krank genug. Ich lasse ihn mit der Post fahren. Du wirst wenig von ihm sehen und keine Mühe von ihm haben," erwiderte der Baron in fast bittendem Tone.

Sie lächelte ihn durch Thränen an, die ihr trotz aller Mühe nun doch in die Augen traten.

Das erschütterte ihn ganz unbegreiflich; er rang seine Bewegung aber nieder, während er sie erst auf beide Augen, dann ihre Hände küßte.

„Liebes Weib, — habe Mitleid mit mir," bat er, „ich leide furchtbar unter dem Gedanken — Dich nicht so glücklich zu machen, wie Du es verdienst! Frage auch nicht, mein guter Engel, — frage nicht; — laß es mich allein überwinden, was ich allein verschuldet habe." —

Nun war sie völlig überzeugt, daß sie ihn errathen hatte. —

„Vertragt Ihr Männer Euch nur! Laßt nichts zwischen Euch treten!" bat sie.

Ihre edle Seele verleugnete sich auch jetzt nicht. Sie wußte schon wieder, daß es für sie nur einen Weg gab, und auf dem wollte sie weiter wandern.

Als der Baron gegangen war, die letzten Befehle zu geben und mit dem Wirth noch Einiges zu bereden, eilte Candida zu Claudius, der mit heißem Kopf in seiner Stube hin und her lief.

Ihre Blässe — ihr Aussehen erschreckten ihn viel mehr, als des Vaters Reden, die ihn eigentlich mehr erzürnt als beunruhigt hatten, ohne Anderes als den Entschluß zum Widerstand zu bewirken, ungeachtet der Concession, die er ihm gemacht.

Aber die Mutter! Wenn sie so erschüttert, so hoffnungslos aussah, dann --!

Er stand schon neben ihr und nahm ihre Hand.

„Mutter — was soll dies heißen? Was ist in den Vater gefahren, daß er —? Er hat mich mit Liebe und Nachsicht verwöhnt; jetzt spricht er in halben Worten, als ob unser Aller Existenz auf dem Spiel stände? Ich soll sie nicht haben, soll —! Es ist lächerlich! Alles was er sagt, klingt unwahrscheinlich, unmöglich! Und dann —! Hat er ein Recht dazu, solche Forderungen zu stellen? Ich habe „sie" lieb wie mein Leben; — mehr, o, viel mehr, und — —. Ich sah sie heute schon, — sie gab mir jene Rose, — sie ist mir gut — und — mein Herz sagt mir, sie erwidert meine Liebe. — Welch armseliges Wort: gut sein! Und was nun? Was soll ich thun? Er hat mir Schweigen auferlegt, Dir gegenüber, Mama, — was kann er Dir als Grund gesagt haben?"

„Ich errathe ihn, Claudius!" sagte sie und wieder flossen ihre Thränen. Sie fühlte sich sehr unglücklich und enttäuscht.

„Und Du glaubst ihm?" rief Claudius.

„Selbst die Möglichkeit —!" Sie schwieg. Er auch, aber er schaute sie erwartungsvoll an.

Dann fuhr er aber mit fast erstickter Stimme in leidenschaftlicher Aufwallung empor: „Halbes Wissen, — Andeutungen, — und nichts Positives —!" Er

lief aufgeregt hin und her. Es schüttelte ihn wie Fieberfrost.

„Hat er Dir seine Gründe gesagt?“ fragte er, vor ihr still stehend.

„Nein, Claudius!“

„Und doch siehst Du so hoffnungslos, so erschüttert aus? Warum? Was erregt Dich so? Sprich, Mama.“

„Ich kenne Deinen Vater als einen Mann, den nur sehr gewichtige Gründe bestimmen können, Dir so schroff entgegen zu treten. Claudius, lieber Claudius, laß ab von dem Mädchen!“ Sie verlor alle Fassung und weinte in leidenschaftlichem Kummer. —

Die unbestimmte peinliche Sorge in ihm nahm festere Gestalt an; er zweifelte nicht mehr, daß da Ernstes vorlag. — Aber was? was nur?

Die Baronin faßte sich. In seinen Augen las sie, daß er nicht wußte, was er denken sollte und doch fühlte, sie hatte Grund zu ihrer Muthlosigkeit.

Was mag der Vater ihr nur gesagt haben? Welche Ursachen gab er ihr an? grübelte Claudius. Inzwischen nahm sie seine Hand und sagte in tiefem Ernst:

Es giebt Dinge, Claudius, die man wehrlos tragen muß, wie den Tod des Liebsten! — Wehrlos sind wir Beiden! Und stumm müssen wir auch stillhalten! Er ist unser Herr und Dein Vater — und gut und edel, Claudius.

Ich will nichts wissen, was er mir nicht selbst sagt. — Kein Wort! Mein armer Junge, — sei ein Mann!" —

Er fiel der Länge nach auf sein Bett und stöhnte, sein Gesicht in die Kissen bergend, wie ein Sterbender.

Sie schlich still hinaus.

Im Park von Bokel war es so sonnig und still und schön — als ob es kein Leid da geben könnte.

Die Rosen blühten, Akazienduft mischte sich darein, von den alten Bäumen kommend, die eine ganze Allee nach dem Gärtnerhause bildeten und mit Blüthen übersäet waren. —

Dort in dem kleinen, durch eine lebende Hecke abgegrenzten Hofe auf der Bank neben der Thür saß der neue kranke Hausgenosse der Gärtnersleute, und auf seinem blassen Gesicht lag ein Ausdruck wohligster Befriedigung.

Er war ganz allein, seine Hauswirthe hatten Arbeit vollauf, die Frau in der Küche und der Mann im Park. Den mit spärlichem grauen Haar bedeckten Kopf hatte Hafner an den grünen Fensterladen hinter seinem Rücken gelehnt; so starrte er in den blauen Aether hinauf wie träumend.

Er konnte es noch immer nicht fassen und glauben, daß er plötzlich geborgen sein sollte vor dem Mangel und

der Noth, daß er den siechen Leib nicht mehr zu mühen brauchte in angestrengter Arbeit.

Er war längst aus Amerika zurückgekehrt, wo es ihm sehr schlecht ging. Die letzten Jahre Setzer in einer Zeitungsdruckerei in Cöln, hatte ihn Krankheit in ein Hospital zu barmherzigen Schwestern gebracht, aber als er leidlich genesen war, mußten sie ihn fortschicken und arbeitslos, hungernd, von Angst vor dem elendesten Tode gepeinigt, irrte er umher, Arbeit zu suchen, die Keiner dem kranken Menschen geben wollte. — Da las er den Namen, der ihn in dieses Paradies führte. —

Dies wohlige Genießen und Träumen wurde unterbrochen durch den Herrn des Schlosses.

Hafner erhob sich und erwiderte die Begrüßung des Barons respectvoll; — wie er sich überhaupt von Anfang an selbst die Stellung eines Untergebenen gewählt hatte.

Es lag ein dem Baron unendlich wohlthuender Takt in Hafners ganzem Benehmen. Wäre derselbe ein sehr schlauer, berechnender Mensch gewesen, er hätte nie klüger und vorsichtiger seine ersten Schritte auf diesem neuen Boden machen können; aber Hafner war Beides nicht, und dachte gar nicht daran, etwas erreichen zu wollen, sondern war froh und unendlich dankbar, daß er fast gedankenlos und in seiner Schwäche auch völlig willenlos nehmen durfte, was ihm so gütig gewährt wurde. —

VI.

Eine Woche war vergangen, seit der Baron und Candida aus Münster heimkehrten, Claudius war nicht wieder mit gekommen, sondern auf der Stiefmutter Wunsch zu entfernten Verwandten der Schlichthorsts nach Coblenz gereist. —

In diesen acht Tagen hatte der Baron sich im täglichen Verkehr mit seinem Schützling wieder gefunden.

Ein sonderbares Verhältniß war es von Anfang an für alle Schloßbewohner, — zumeist für Candida.

Man kannte den Baron nicht gerade als Gefühlsmenschen, um so mehr wunderte man sich nicht nur über seine Güte gegen den Kranken, in welchem die Schloßdienerschaft sofort instinctiv den herabgekommenen Herrn erkannte, sondern noch mehr über des gnädigen Herrn tägliche, oft stundenlange Besuche bei demselben.

Seine Gattin sah noch tiefer und machte sich Gedanken, die sie still mit sich herum trug und über die sie zur Klarheit nicht recht kommen konnte.

Ihr Gatte erholte sich von der schweren Gemüthserschütterung täglich mehr.

Sie sprachen niemals über das in Münster Erlebte. Ernst zeigte sich sanft und liebevoll wie nur je gegen sie und die Kinder; — dabei blieb aber in seinen Augen dennoch der tief erregte Ausdruck und der nervöse Zug um dieselben herum und um den Mund. —

Aber, das wurde Candida immer klarer, sein Verkehr mit Hafner that ihm gut und so ließ sie ihn gern dabei. Sie selbst fühlte keine besondere Sympathie für den Letzteren, und vielleicht war das die Ursache, daß sich Hafner ihr gegenüber auch nicht zu stellen wußte, sondern eine nicht gerade erfreuliche Figur machte in seinem Schwanken zwischen den ehemaligen Cavaliersmanieren und der demüthigen Dankbarkeit eines verschämten Armen.

Nach der ersten Begrüßung sah sie ihn vor der Hand nicht wieder und ihm erlaubte die Schwäche nicht einmal den Gärtnerhof zu verlassen.

So fand ihn auch heute der Baron, sehr angegriffen und sehr dankbar.

„Ich habe Dir die Cölner mitgebracht, Hafner,“ sagte er und legte die Zeitung auf den kleinen primitiven Tisch, der aus einem in die Erde geschlagenem Pfosten und einem darauf genagelten Brett bestand. —

Dann setzte er sich neben ihn, stand aber sofort wieder auf und wählte die andere Seite, so daß der Wind den Rauch seiner Cigarre wegtrug.

Es lag in dem kleinen Zuge ein solches Zartgefühl, daß Hafner ganz aufgeregt sagte:

„Ich bitte Gott, mich nicht sterben zu lassen, ehe ich Dir nicht durch die That danken konnte, Ernst!"

„Sprich doch nicht immer davon! — Hast Du diese Nacht geschlafen?"

„Wenig! Aber der Mond schien so hell in meine Kammer und ich lag so bequem.

Weißt Du, — man muß es kennen, was es heißt, von heute auf morgen sein Brod verdienen, und dann auf einmal alle Sorge vorbei! — Aber Du? — Du siehst abgespannt aus. So thue mir doch den Gefallen und laß das verd . . . . . Grübeln!"

„Wenn ich könnte! Mir träumte obendrein von der Engländerin, die ich damals besuchte. Ich konnte mich nie später besinnen, was sie so Besonderes an sich gehabt hatte, überhaupt nicht auf ihr Gesicht und nun — im Traum — es ist merkwürdig — stand sie wieder vor mir, genau wie damals in dem schwarzen Creppkleide und dem schwarzen Hut. Auch das Besondere sah ich jetzt, daß ihre Vorderzähne nach vorn gewachsen waren, so daß sie auf der Unterlippe ruhten. Und das Kind hatte sie an der Hand — es war auch genau wie damals — ganz in schwarzen Crepp gekleidet, wie sie, und Beide hielten Angeln und fischten im Salon, ich könnte das Teppichmuster malen." —

„Merkwürdig, daß es keine Dame ihres Namens im ganzen englischen Adelsbuch gab,“ sagte Hafner.

Der Baron sah finster vor sich hin.

„Ich sagte Dir schon, — mir ist nicht einmal gewiß, ob ich den Namen recht verstanden habe.“ —

„Wenn Du Dich nur beruhigen wolltest. Ich kann heute nicht anders urtheilen, als damals, und wäre nur Dein Bruder am Leben und im Besitz von Bokel geblieben, so hättest Du nimmer daran gedacht, Dir Gewissensbisse zu machen.

Nun hat das Unglück gewollt, daß er starb und daß Du selbst den Besitz erbtest —.“

„Weiß Gott, Du hast Recht! Lebte Claus, so hätte ich nie anders gedacht als —“

— „daß Deine Maßregeln richtig, Dein Urtheil auf Grund der vorliegenden Thatsachen durchaus logisch war.“

„Nein, doch nicht so durchaus, wie ich zuerst annahm —.“

„Ach was, das sind Hirngespinste!“

„Mir ist eine Idee gekommen, Hafner. Ich will es meiner Frau doch sagen.“ —

„Thu' es nicht, Ernst! Thu' das nie! Lange Haare, — kurzer Verstand! Eine Frau urtheilt mit dem Gefühl, und wer kann ihr Gefühl berechnen!“

„Ich will mit ihr im September reisen, — versprochen hatte ich es ihr längst. — Sie möchte an die Seen —

nach Como — ich hatte nie Lust dahin mit ihr, nachdem ich noch zwei Mal so vergeblich da war! Nun mag's ja ein Fingerzeig des Schicksals sein! Und dann will ich mit ihr nach der Matte, — will ihr Alles zeigen und — siehst Du, das ist mir auch jetzt in den Sinn gekommen, die Leute hatten da so viel Geschreibsel von Isolde und diese Briefe von Everest — kurz — ich hättte ihnen das damals nicht lassen sollen —! Wer weiß —!"

„Du unglücklicher, armer Kerl! Dich so zu grämen um ein Phantom!"

„Gott gebe es!" sagte der Baron düster.

Dann kam er wieder auf seine Frau zurück.

„Candida soll Alles, Alles an Ort und Stelle sehen, wissen, lesen, und wenn sie mich dann frei spricht, dann —"

Ein tiefer voller Athemzug deutete an, wie er aufathmen würde, wenn sie ihm das „Nichtschuldig" zuerkannte, auf das er hoffte.

„Ich thät es nicht!" beharrte Hafner.

„Du kennst sie nicht! Weißt nicht, wie unsere Seelen eins sind, — bis auf das Eine! Sie würde die Absicht, mein Denken richtig beurtheilen, weil sie mit dem Herzen denkt. Aber freilich —.

„Vor Gericht — da gilt der Buchstabe. Herr Gott, dieser gräßliche Gedanke, was man hier urtheilen würde über mich, wenn man wüßte! Dieser Gedanke, der mich oft

fast wahnsinnig gemacht hat und der mir neulich, als ich Dich zuerst wieder gesehen, schon die Pistole als einzige Rettung —."

„Hör' auf! Hör' auf!" bat der schwache Kranke und legte zitternd seine Hand auf des Barons Arm.

„Wenn ich mir vorstelle, Ernst, mein Erscheinen hätte Dich so weit, so unbegreiflich verwirrt, — Du hättest Dir eine Kugel —! Großer Gott, — Dann läg' ich jetzt verhungernd an der Landstraße und könnte da verrecken!"

Es war ein ganz egoistischer Schrei der Todesangst und Verzweiflung, der aus den Worten Hafners klang, so wahr, so natürlich, daß dem Baron davon unendlich wohl und ruhig ums Herz wurde. — Nein, Hafner verrieth ihn nicht, niemals! —

Das hatte er aber schon eingesehen, als er denselben zum ersten Mal in Münster in dem Gasthofe, wo er ihn untergebracht, besuchte, und das gab ihm schon damals seine Ruhe und Haltung einigermaßen wieder.

Wie Balsam berührte ihn die Entdeckung, daß Hafner, dem es schlecht genug ergangen war, nie daran gedacht hatte, das zwischen ihnen bestehende Geheimniß als Erpressungsmittel zu benutzen.

„Nun, aber für solch einen Schuft konntest Du mich doch nicht halten?" rief dieser empört, als er die Furcht des Barons errieth.

Jetzt war es Heterendorp längst klar geworden, der Unglückliche hatte viele Fehler und Schwächen, die eben seinen Untergang herbei führten, aber eine gemeine Natur war er nicht gewesen und nie geworden. —

Jedoch blieb trotz dieser Erkenntniß nicht immer das furchtbare Elend in ihm, daß er sich, den hochgeachteten, den ehrenwerthen Mann, durch eignes Thun unter die Zahl der Verbrecher gereiht hatte? — Was immer er sich zu Trost und Entschuldigung sagen mochte, — das ehrliche Urtheil seines eignen Herzens ließ sich nicht bestechen und das: „Wie es gekommen?“ — das war gleichgültig, wie alle Reue, alles Suchen nach dem Kinde fruchtlos gewesen.

Auch jetzt konnte Hafner durchaus jenen Vorgängen nicht die Seite abgewinnen, die der Baron allein noch sah. — In so fern drehte sich ihr Gespräch immer um denselben Kern und in demselben Gleise.

„Deine Frau wird, sobald sie eingeweiht ist, aus aller Ruhe kommen,“ begann Hafner wieder abzureden. „Stell' Dir doch vor, was sie empfinden muß, ihre Kinder plötzlich aus der Sicherheit des Besitzes herausgeschleudert zu sehen! Meinetwegen bezahle auch ferner Deinen Agenten, aber warte, bis er Dir das Kind wieder aufgefunden hat — wer weiß, es ist vielleicht längst todt —! und bringt er es Dir zur Stelle, so wäre doch immer erst nachzuweisen, ob es wirklich auch das Kind Deiner Schwägerin

und nicht etwa ein untergeschobenes, und dann, ob es Deines Bruders Kind sein kann, und wenn das Alles klipp und klar fest steht, dann sage Deiner Frau: Hier ist die wahre Herrin von Bokel."

Der Baron mußte sich gestehen, der Rath war vernünftig.

„Wenn ich das Kind nur wieder hätte!" seufzte er sehnsüchtig. „Ob sie Claus Tochter — oder wessen, würd' ich nicht fragen; — Claudius müßte sie heirathen, — er würde mir seine Neigung opfern, — ich würde ihm Alles sagen und er mich verstehen! Großer Gott, — das ist ja meine einzige Rechtfertigung vor mir selbst, daß ich Claus Leben endlich klar und glücklich machen wollte. —

„Ein ganz hübscher Plan," — sagte Hafner sinnend, aber mit sehr zweifelnder Miene.

„O, ich hatte ihn schon lange! Ich habe ihn seit Jahren in mir herum getragen. Aber diese Engländerin und das Kind sind ja wie vom Erdboden verschwunden!"

Wahrscheinlich beide todt, — sonst hätte dies jahrelange Suchen und Forschen doch irgend welchen Erfolg! Gott gebe es! Ich wünsche nichts mehr, als daß sie gestorben sind. Dein Sohn thäte ja auch jetzt nichts der Art. Und — verzeih, — ich finde die Idee — nun — Deine Aufregung erklärt Alles."

Es schlug die Mittagsstunde.

Ein Haufen Gartenarbeiter ging an dem Hofe vor-

über. — Sie Alle sahen den gnädigen Herrn dort bei dem kranken Fremden sitzen und blickten neugierig hin. — Dieses ganze befremdliche Ereigniß widersprach so sehr dem Wesen des stolzen Barons, daß seine Leute naturgemäß einer Erklärung dafür bedurften und sich dieselbe suchten.

Daß diese nichts Bösartiges hatte, lag wieder in der hohen Achtung, die ihr gnädiger Herr sich bei ihnen erworben, gleichwohl war selbst in diese Kreise das Gerücht vom früheren lustigen Leben der Brüder gedrungen und als daher heute einer der Arbeiter mit pfiffigem Lächeln flüsterte: „Die Beiden haben gewiß früher manchen schönen Witz zusammen ausgeführt, so was hält zusammen, besonders was man so beim Militär erlebt, das kenn' ich," — da lachten sie Alle und stimmten zu: „Ja die Jugendstreiche —! Die binden fürs ganze Leben Freunde zusammen." —

Und während Jeder nun etwas davon zu erzählen hatte, gewann des Barons Thun gegen den Herrn Hafner, der mit ihm Lieutenant in demselben Regiment gewesen, ein gar schönes freundliches Ansehen.

Unterdeß schien es, als ob die in Münster gegebene Anregung auch der Geselligkeit auf den Gütern einen neuen Schwung verliehen hätte.

Als der Baron Hafner verließ und zu seiner Frau zurückkehrte, die heute zum ersten Mal wieder frei und unbefangen freundlich ihm entgegen blickte, wie sonst, sah er eben einen Diener in der Livree des Grafen Rieding zu Pferde auf den Hof kommen und einen Brief abgeben.

Derselbe enthielt eine Einladung zu einem größeren Feste, auch für Claudius, von dem der Graf hoffte, daß seine Rückkehr von Coblenz schon erfolgt sei.

„Wir wollen annehmen?" entschied schon im Tone der Frage der Baron, der sich sagte, daß Candida Zerstreuung haben solle, und daß ein unbefangener Verkehr mit den Freunden jetzt mehr als je wünschenswerth sei. Sie nickte zustimmend. Auch ihr war jede Ablenkung von ihren keineswegs erfreulichen Gedanken recht.

Sie grämte sich um Claudius und ärgerte sich heimlich über ihres Gatten Gleichgültigkeit gegen des Sohnes Gefühle. Als ob eine erste heiße Liebe auch nicht mehr sei als eine Jugendtändelei!

Es setzte sich sogar ein leiser, heimlicher Groll gegen Ernst darüber in ihr fest, gegen den ihre Vernunft und ihre Liebe freilich noch siegreich kämpften.

Zu welchem Irrthum er selbst durch seine halben Reden und seine Härte gegen Claudins ihr Anlaß gegeben, fiel dem Baron nicht im Traum ein.

Daß seine Frau ihn nicht quälte mit Ueberredung und Bitten, schrieb er ihrer verständigen Klugheit zu und

rechnete es seiner theuren Candida, die er nie zärtlicher liebte, als jetzt, in seiner heimlichen Seelennoth hoch an. —

An demselben Nachmittage kamen noch zwei Einladungen; — auch sie wurden angenommen. Candida wunderte sich über ihres Gatten Bereitwilligkeit. Wie gern hätte sie Claudius jetzt zurückgerufen! — Aber das hieße Oel ins Feuer gießen, da ohne Zweifel die Entschedes mit ihren Gästen auch geladen waren.

Diese Annahme erwies sich indeß nur theilweile richtig, denn die Generalin von Brohsdorf war mit ihrer Tochter schon abgereist, nach Rolandseck, hieß es, zu einer dort ein herrliches Schloß bewohnenden vornehmen Bankiersfamilie. —

Von dem reizenden Mädchen hätte Claudius also hier keine Gefahr mehr gedroht.

„Sie ist nicht das Kind der Generalin! Es ist eine romantische Geschichte dabei; — der verstorbene General hat sie aber nie besprochen haben wollen, weil ihm daran lag, das Adoptivkind auch wirklich als das seine und das seiner Gattin angesehen zu wissen," erzählte die Baronin Pfeil Candida und deutete lächelnd auf Claudius Begeisterung.

Dieser zerbrach sich den Kopf unablässig über das Räthsel, das ihrem Herzen weh that.

Nun boten diese Feste wirklich die gehoffte Zerstreuung wenigstens der Baronin.

Von ihrem Gatten sagten ihr die Herren, sie solle aufpassen, seine intimste Feindin, die Hypochondrie, schleiche sich wieder an ihn heran —.

Sie gab dies zu, mußte sich aber doch gestehen, daß die früheren Anfälle derselben ganz anderer Art gewesen.

Ah, — und nun fiel ihr plötzlich ein, ob Ernst nicht damals —? Sollte diese einstige Liebe zu der Mutter jenes schönen Mädchens doch eine sehr tiefe gewesen sein, die ihren Schatten noch in seine zweite Ehe hinein warf?

Neues Grübeln. — —

Sie sagte sich zuweilen, mitten in dem lebhaften, bewegten Kreise, dem sie, sich mit Energie zusammennehmend und beherrschend, ebenso angeregt wie sonst anzugehören schien, daß sie sich seit neulich vorkomme, wie einer anderen Welt angehörend, so fern und fremd lagen ihr plötzlich die Interessen ihrer Bekannten.

Fuhren sie dann Abends heim, dann sprachen sie wie sonst von dem Erlebten, aber sie thaten es Beide um des Andern willen und um nur nicht stumm dazusitzen.

Und dies Letzere trat dann schließlich doch ein, grübelnd über das, was sie so schwer bedrückte, lehnten sie Beide in den Wagenecken, und wenn Eins unbewußt einen Seufzer ausstieß, so fragte das Andere sanft und liebevoll, ob ihm auch wohl sei? Dann dankten sie ebenso, haschten matt nach dem ersten besten Wort zum Plaudern und versanken bald wieder in ihre Gedanken.

Claudius erwähnte der Baron noch immer nicht wieder. — Seine Gattin wußte genau, ihre Parteinahme für den Stiefsohn war ihm höchst unbequem, so vermied er also jede Gelegenheit, dieselbe zum Wort kommen zu lassen. Darüber erfuhr er nun aber auch nicht, daß die Generalin nach Mehlem bei Rolandseck gereist war; — indeß auch Candida fürchtete keine Begegnung bei der Entfernung, die immer zwischen den Liebenden blieb.

Candidas reines, in so wohl behüteten, engen Grenzen verflossenes Leben machte sie wenig geeignet zu einem objectiven Urtheil, ihre persönlichen Gefühle in diesem Falle erst recht nicht.

Je länger sie darüber nachdachte, um so schwerer legte sich diese furchtbare „Entdeckung“ auf ihr Gemüth. Was sie in den Dichtungen der Alten als schrecklichsten Conflict gefunden, — was sich im Lauf der Jahrhunderte hier und dort mit furchtbarer Tragik wiederholte, — das sollte in dem sittenstrengen, ehrbaren Hause, dem sie als Herrin vorstand, möglich werden können? Und ihr Mann that das so ab, als ob ein bedauerndes Achselzucken Alles sei, was man von ihm erwarten könne?

Sie litt immer mehr unter dieser inneren Empörung und beneidete ihre katholischen Freundinnen um die Möglichkeit dem Beichtiger ihre Seelennoth zur Beurtheilung zu stellen, sich Trost und Erleichterung von ihm zu holen.

Und in dem Maaße, wie sie je länger, je mehr sich

selbst peinigte, um so freier athmete der Baron wieder.

Sie sah, daß seine Laune sich hob und begriff dies nicht. Aber: „Männer haben ihre eigene Moral!“ dachte sie niedergeschlagen.

Seine täglichen, langen Unterhaltungen mit Hafner thaten ihm ohne Zweifel so gut, was bot ihm denn aber dieser kranke, Candida immer gleich fernstehende Mann, daß Ernst mehr von ihm zu haben schien an geistiger Erquickung, als er je von einem seiner Nachbaren und Freunde gehabt.

Eine dahingehende, gelegentliche Frage ließ Heterendorp ohne genügende Beantwortung, denn es konnte Candida nicht befriedigen, daß er sagte: „Es thut mir wohl, ihm so viel sein zu können.“ —

„Das Leben bei den rheinischen Verwandten würde Claudius entzückt haben, nach der ernsten Arbeit des letzten Jahres, wenn er nur ein wenig Genußfreudigkeit mitgebracht hätte.

In dem geselligen Hause des wohlhäbigen Präsidenten concentrirte sich der Verkehr der goldenen Jugend — die schöne Sommerzeit sollte benutzt werden, die beideu Töchter des Hauses sprühten von Lebenslust — ein Ausflug folgte dem andern und Claudius war den „Cousinen“ äußerst

gelegen gekommen, so recht als der „Herr Vetter vom Lande", mit dem man fröhlich Staat machte.

Er fügte sich liebenswürdig in die ihm sofort octroyrte Rolle, — aber „er thut es ohne die wahre Freudigkeit, in Berlin kannten wir ihn ganz anders," bedauerten Therese und Olga.

Sie hatten in größerer Gesellschaft von Coblenz aus eine Partie nach dem Drachenfels gemacht, fröhlich kehrten sie mit dem letzten Dampfboot heim, um den schönen Tag mit einem Tänzchen zu beschließen. — Es gab des Lachens und des Geplauders kein Ende, Claudius sah sich durch seine Cousinen zum Gegenstand der lustigsten Neckereien gemacht und wie wohl sie seine elegische Stimmung unangenehm störten, wehrte er sich doch eben so scherzend und hütete sich die Sehnsucht seines Herzens in einem Seufzer zu verrathen. —

Er dachte unablässig an Charlotte, und was sie wohl denken möchte über sein Verschwinden? Warum auch hatte er sich überreden lassen zu dieser Abreise? — Um nicht schroff und rücksichtslos mit dem theuren Vater in Streit zu gerathen, — gewiß! Aber würde dies Verzögern nützen? Würde dessen geheimnißvolle aufgeregte Hindeutung auf eine noch lebende Tochter des verstorbenen Claus und die immerhin sehr fraglichen Rechte einer solchen einen ernsten thatsächlichen Hintergrund haben, — was nützte dann ein Hinausschieben seiner Bewerbung um Charlotte?

Was nützte es, daß er gegangen war?

Nur Anderen die Bahn frei zu geben! —

Und während dieser unruhigen Gedanken, die ihn in all dem fröhlichen Lärm keine Minute frei ließen, — sank die Sonne, den Fluß auf lange Strecken vergoldend, und im Osten hob sich der Mond groß und prächtig über dem Horizont empor.

Ab und zu kamen noch Passagiere an Bord, andere hatten das Schiff verlassen. — Claudius hatte nicht Acht darauf, denn um ihn herum schaarten sich die übermüthigen jungen Mädchen und machten ihn wieder zum Stichblatt ihrer Scherze.

So näherten sie sich Coblenz. —

„Zu Haus stimmt der lange Frieder schon seine Geige und mir zuckt's in den Füßen vor Tanzlust," rief Therese.

„Mir auch! Uns auch!" stimmten die Anderen ein.

„Baron von Heterendorp sagt kein Wort; — er freut sich nicht, er ist ohne Zweifel verli — i — i — iebt!" sang und trillerte eine reizende Brünette und kümmert sich nicht darum, daß ihre klare Stimme über das gauze Schiff hin tönte. „Verli — i — i — iebt!" wiederholte sie.

„Verli — i — i — iebt!" echote die ganze Gesellschaft im Chor und dann gab es ein neues übermüthiges Gelächter.

Nun kam das Schiff aber der Landungsbrücke näher, man suchte die Plaids und die Sonnenschirme und machte sich bereit.

In dem Getümmel sah es Niemand, daß Claudius von Heterendorp plötzlich mit weitaufgerissenen Augen auf eine junge Dame starrte, die schlang und zart gebaut, an der Brüstung lehnte und jetzt, wo sein Blick auf sie fiel, das Köpfchen rasch abwandte.

Aber wie hätte sie das Gewoge von köstlichem Blondgelock verstecken können, welches unter ihrem Reisehut hervorquoll.

„Solchs Haar hat nur Eine — nur sie!“ zuckte es durch Claudius Hirn und sein Herzschlag stockte.

Ohne Besinnen, in ungestümer Hast war er neben ihr und jubelnd lachte er auf.

„Ist es möglich? Sie hier? Sie, am Rhein, gnädiges Fräulein!“ —

Sein Gesicht strahlte, — seine Augen leuchteten und ganz erregt küßte er ihre Hand, die sie tieferglühend und verwirrt stammelte: „Ich sah Sie gleich —! Ich war auch so überrascht.“ —

„Seht nur, — Claudius trifft Bekannte!“ machte Therese die Freundinnen aufmerksam.

Jetzt war zu ihm und Charlotte die Generalin getreten.

„Excellenz, Sie sehen mich entzückt! Welche Freude!" wandte Claudius sich ihr entgegen und begrüßte sie mit eben so glückstrahlenden Mienen.

Das Zeichen erscholl, — das Boot legte an.

„Wie angenehm, einen Bekannten in Ihnen zu treffen!" hatte die kleine dicke Dame freundlich erwidert.

Im Fluge tauschten sie ihr Erstaunen aus, einander hier so unerwartet zu begegnen. Die Generalin wollte in Coblenz den langjährigen Sachwalter ihres verstorbenen Gemahls treffen.

„Er bereist den Rhein und gab mir für morgen im Hotel Bellevue ein Rendezvous," fügte sie hinzu.

Es erschien Claudius selbstverständlich, daß er im Getümmel der Landung bei den Damen blieb. Nur im Fluge sagte er seiner Cousine, daß er erst etwas später zum Tanz kommen würde und nannte ihr auf ihre Frage den Namen der älteren Dame.

Dann sah und hörte er von seiner Gesellschaft nichts mehr, sondern nur sie -— die Geliebte, die lächelnd und glücklich, wie er, neben ihm stand, — in den schönen dunkelgrauen Augen dieselbe warme, entzückte Freude, die in ihm jauchzte. —

Er bot Ihrer Excellenz den Arm, Charlotte ging voraus, so verließen sie später als die Andern das Schiff.

Eine hübsche Handtasche war alles Gepäck der Damen, der Hausknecht von Bellevue nahm es in Empfang.

„Excellenz werden nicht lange in Coblenz bleiben?" fragte Claudius, dem Hotel zugehend.

„Nur morgen; — wir sind in Mehlem bei den Manndiecks und gehen dahin zurück," gab die alte Dame zur Antwort.

„Sind Sie schon lange hier, Baron? Bleiben Sie noch?" wandte Charlotte sich ihm zu.

Er wollte ihr eben Auskunft ertheilen, aber schon die ersten Worte wurden durch einen heftigen Ruck oder Stoß unterbrochen, die alte Dame taumelte, stürzte, sich an ihn klammernd und riß ihn fast mit um

„Excellenz, Vergebung! War ich unvorsichtig?" rief er und versuchte sie sofort aufzuheben und auch Charlotte sprang erschreckt zu ihr hin.

Aber bleischwer, — reglos hing die alte Dame vorn über. — Der Oberkellner, seine Würde ganz vergessend, und ein Gast stürzten herbei.

Was war denn das? Die alte Dame lag willenlos, bleischwer, mit starren, sich langsam schließenden Augen in des entsetzten Claudius Arme.

„Wie kam das?" „Was ist der gnädigen Frau?" „Mama, liebe Mama, was fehlt Dir?" rief Alles durcheinander nnd dann sah der hülfreiche Hotelgast Claudius bedeutsam an und murmelte: „Das sieht ernst aus!" — Dann rieth er: „Schicken Sie nach einem Arzt, mein Herr!"

Claudius hatte schon verstanden.

Was? Eben in derselben Minute sprach die Dame mit ihm und jetzt —? „Schlaganfall!“ flüsterten die rasch sich mehrenden Zuschauer.

„Zum nächsten Arzt!“ rief Claudius.

Dann trugen sie die Bewußtlose ins Hotel. Charlotte folgte, — weiß wie ein Tuch.

„Ist es gefährlich?“ fragte sie angstvoll jenen Herrn, der dem schönen Mädchen tröstend, — wenn auch selbst davon keineswegs überzeugt, — zusprach.

„Ohnmacht“ nannte er's.

„Aber Mama litt nie daran!“ sagte Charlotte bang.

Claudius hatte im Hinauftragen dem Oberkellner den Namen der Dame, seinen eigenen dazu genannt.

Im ersten Stock öffnete man einen schönen Salon mit der Aussicht auf den Rhein; — in der Kammer daneben legten sie die noch immer Bewußtlose auf eins der Betten.

„O, Baron, sehen Sie, wie blaß sieht sie aus!“ rief Charlotte sehr erschreckt.

Großer Gott! Wie eine Todte! dachte auch er. Er fühlte nach dem Puls und fand ihn nicht, — horchte nach dem Herzschlag, — vergebens.

„Der Herr Medicinalrath,“ flüsterten die Leute aus dem Hotel.

Ein ältlicher Herr trat ins Zimmer.

Claudius stürzte ihm entgegen, — nannte sich, bat um seine Hülfe.

„Sind Sie ein Verwandter?"

„Nein —! aber hier — die Tochter Ihrer Excellenz!"

Schon war der Arzt am Bette.

„Charlotte, — bleiben Sie hier! Ich bitte Sie!" rief Claudius.

Aber das junge Mädchen sah in aller Mienen, daß — daß —.

Ach, — es war ja nicht möglich! —

Der Medicinalrath hatte sich wieder empor gerichtet. Unendlich mitleidig blickte er die schöne, blasse, junge Dame an und legte sanft die Hand auf ihren Kopf.

„Armes Kind!"

„O, nein! nein! sie ist nicht todt?" schrie diese in furchtbarstem Schrecken auf, — mit beiden Händen sich wehrend gegen das Unerträgliche!

„Sie ist todt! Tragen Sie das Unglück mit Ergebung, armes Kind!"

„Todt? todt?" echote Charlotte. „Todt?"

Und irrend flackerten ihre Augen von Einem zum Andern, um auf Claudius mitleidvollem, unendlich erschrockenen Blick zu haften.

„Todt? — Und ich habe keinen Menschen —!"

„O, Charlotte!" —

Mit einem Aufschrei, so bang und trostlos, daß er Allen die Thränen in die Augen trieb, wandte sie sich zu ihm.

„Charlotte! Theure, geliebte Charlotte!“ rief Claudius tief erschüttert.

Der Arzt winkte, — sie zogen sich Alle zurück; — denn die Beiden gehörten nach ihrer Meinung zusammen. Und sie selber merkten es erst gar nicht.

Charlotte hatte sich über die Todte geworfen. „Mama! Mutter! wie konntest Du das thun! O, Mama, geh nicht von mir! Ich habe nur Dich auf der Welt! O, meine theure, liebe Mutter!“

Dann schauderte sie: „Ach, sie wird so kalt! Ist das der Tod? — Dahin, ohne ein Wort! ohne Seufzer! Keinen Abschiedsblick! Ach, Mama, sag mir doch nur ein Wort — ein Lebewohl!“

Der arme Claudius! ihm rieselten, ohne daß er es wußte, heiße Thränen über die Wangen und als Charlotte es sah, kamen auch ihr die ersten erleichternden Thränen: „Sie wissen, wie verlassen ich bin! Welches Glück, daß ich Sie habe!“ schluchzte sie auf.

Das arme Kind! Es dachte nicht an Liebe —. Aber Claudius Nähe war ihr solcher Trost!

Er fühlte sich gänzlich rathlos was thun?

Endlich fand er doch das einzig Richtige. —

Er ließ Charlotte bei der Todten allein und schrieb

mit Bleistift an seine Tante: „Du mußt in Deinem Hause Alles gehen lassen, wie es geht und zu mir kommen! Der Bote giebt Dir Bescheid.“

Diese Karte trug einer der Kellner selbst zu der Frau Präsidentin.

Claudius erfuhr von der erschreckt herbei geeilten Wirthin, daß der Medicinalrath sofort zur Todtenfrau geschickt habe, — der ganze Apparat der Bestattungen begann schon zu arbeiten.

Er aber ging wieder zu der Heimlichgeliebten hinein.

Ach, wie ihm zu Muthe war, als sie ihm gesagt: „daß ich Sie habe“! —

Wie er ihr die Hände hätte unter die Füße legen mögen.

Sie stürzte ihm förmlich entgegen.

„O, Gott, ich dachte, Sie wären fort! Verlassen Sie mich nicht, Baron! Ich habe ja keine Menschenseele hier!“

„Charlotte, liebe Charlotte, wie könnt' ich Sie verlassen? Wenn Sie mir befehlen würden zu gehen, so bliebe ich doch vor der Thüre dort!“

„Sie sind gut!“ sagte sie herzlich. —

Und dann standen sie Hand in Hand an dem Bette.

Schaudernd machte Charlotte ihn aufmerksam auf die Todtenstarre, die schon eintrat.

Da schlich sich die schwarzgekleidete Todtenfrau herein mit dem stumpfen, gewohnheitsmäßigen Trauerblick.

Das verwaiste, — ach, so oft schon verwaiste Mädchen erkannte sofort ihre Bedeutung und schrie von Neuem auf, als ob ihr von Neuem die schreckliche Thatsache zum Verständniß komme.

Claudius Bitten folgte sie widerstrebend: Ach, lassen Sie mich, die fremden Hände sollen meine arme Mama nicht berühren.

Er ließ sie; dies Gefühl ehrte er.

Aber nach kurzer Weile brachte die Frau ihm die in Thränen zerfließende Charlotte wieder: „Gnädiger Herr, so was geht nicht, ich weiß, was meines Amtes ist und Sie können sich auf mich verlassen.“

Nun blieb sie bei ihm. Ihre Thränen versiegten und sie horchte gespannt auf jedes Geräusch in der Kammer.

„Ich glaube immer, sie wacht noch wieder auf.“

Nach einer Weile wurde die Präsidentin gemeldet.

Claudius dankte ihr im Herzen, daß sie ihr buntes Kleid gegen ein schwarzes vertauscht hatte.

„Ich habe meine Tante gebeten, Ihnen zur Seite zu stehen, sie ist auch sofort gekommen,“ meldete Claudius sie Charlotte an und nannte den Namen: „Präsidentin Moßmann.“ —

„Sie sind so gut! Sie denken an Alles!“ sagte Charlotte und war bereit, die Dame zu empfangen, die

sich, schon von dem Oberkellner und der Wirthin unterrichtet, ihr herzlich und ernst näherte.

„Das Unglück macht Fremde zu Freunden! Sehen Sie in mir eine aufrichtig theilnehmende und hilfsbereite Frau, Fräulein von Brohsdorf,“ sagte sie und bot Charlotte die Hand mit einem so guten Blick, daß diese Vertrauen faßte.

Damit kam eine gewisse Erleichterung über alle Drei. Wie wohlthuend das junge Mädchen die Anwesenheit der mütterlichen Frau empfand, bewies dies lange Anschmiegen desselben.

Es war natürlich, daß das Ueberwältigende dieses plötzlichen Todes der ganz gesunden Frau auf Claudius, wie auf Charlotte je länger, je mehr wirkte. Sie riefen sich jeden Blick, jedes letzte Wort ins Gedächtniß. — Morgen erst wollte der Justizrath, der Sachwalter der Generalin, kommen, die Auskünfte, deren man bedurfte, mußte Charlotte geben.

Aber diese vorübergehenden Ablenkungen schienen sie zu quälen; schaudernd, an allen Gliedern bebend, kauerte sie in der Sophaecke und man sah es ihren großen melancholischen Augen an, sie fragte sich öfter, ob es ein Traum sei, der sie ängstige.

Ach, es war kein Traum, sondern grause Wirklichkeit. Da drinnen lag die Frau, die ihr eine echte Mutter

gewesen; — vor wenig Stunden noch vollkräftiges Leben, — jetzt todt und starr.

„Ich bin wie ein vom Baume los gerissenes Blatt," klagte das arme bleiche Kind. Ganz freiwillig gab es Auskunft über sich.

„Meine rechte Mutter war sie nicht; — ich weiß nichts von dieser, gar nichts. Seit ich denken kann, war ich Lady Wildhills „petchild" und was davor war, darauf kann ich mich nie klar besinnen. Zuweilen, im Traum sah ich's. — Ganz sonderbar ist das Bild — verschwommen und doch immer dasselbe — eine Kuhweide und ein Mann ist da, der ein Schiffchen hat und eine kleine schnelldrehende Mühle an einem brausenden Wasser, — aber es ist alles verwirrt und dunkel."

Sie schwieg grübelnd.

Er dachte, sie sei also ein holdes Räthsel, während die Präsidentin sich fragte: Sollte es möglich sein, daß dieses schöne liebreizende Geschöpf ein Bauernkind gewesen?

„Ich habe mich selbst immer Sotta genannt statt Lotta —; so klein war ich noch, daß ich meinen Namen nicht einmal richtig sprechen konnte," — sagte das junge Mädchen nachdenklich. —

Dann gingen ihre Gedanken andere Wege.

„Ich bin ein Adoptivkind, — das ist dasselbe wie ein eignes rechtes Kind, sagte mir der Papa, — ich meine den General, und sie sind gegen mich nie anders

gewesen," — dabei blickte sie fragend Claudius und die Präsidentin an.

„Die Adoption giebt ihnen dieselben Rechte," erwiderte er die stumme Frage.

„Ja, so meinte er es! In Dresden und auf unseren Reisen wußte Niemand anders, als daß sie meine rechten Eltern wären. Ach, meine arme liebe Mama! Der Papa ist schon zwei Jahre todt, wir haben ihn so schmerzlich betrauert. Er war viel älter als seine Frau — o, und er hat mich so lieb gehabt! Als Lady Wildhill gestorben war — in Nizza — da haben ihre Verwandten mich nicht behalten wollen und sind ärgerlich gewesen, daß sie mich nicht Nonne werden lassen konnten; ich war elf Jahre erst, konnte noch nichts sein und sie mußten mich behalten, ob sie mochten oder nicht. Da hat der General großes Mitleid gehabt und die Mama gerufen und mich ihr gezeigt und dann reiste ich mit ihnen und sie waren eben so lieb und gut, wie Lady Wildhill. Sie hatten sich so sehr eine Tochter gewünscht; — nun nahmen sie mich und wenn nicht die Entschedes immer davon geredet hätten, daß ich nicht das rechte Kind wäre, — ich selbst dachte schon nie mehr daran."

Und nun flossen die Thränen wieder.

Erst später gelang es der Generalin, Charlotte zu überreden, daß sie zu Bett ging.

Die aufgeregten Nerven wollten sich gar nicht beruhigen

lassen, bis Claudius zuletzt auf den Gedanken kam, ihr Portwein zu geben.

Von ihm nahm sie denselben, wie sie auf seine Stimme immer hörte.

„Den Baron hat mir der Himmel gesandt!“ sagte sie zu seiner Tante.

Die Präsidentin und Claudius blieben im Hotel.

Als Charlotte längst im Bett lag, ordneten sie Beide noch das Nöthigste. — Claudius schrieb Telegramme, die morgen in der ersten Frühe abgehen sollten. Beide erwarteten sehnsüchtig den Justizrath.

Drei Tage zogen in bleierner Schwere dahin und legten dem verwaisten Mädchen mit den Trauerkleidern immer dunklere Schleier auf das bedrückte Gemüth, bis es die Wucht des Kummers nicht mehr tragen konnte.

Aber getrageu werden muß jedes Kummergewicht, der Zusammenbrechende muß sich wieder aufrichten und es weiterschleppen.

„Ihr wird das Alleinsein gut thun!“ dachte Claudius und während der Justizrath und die Präsidentin am Fenster von ihrer Lage und den Maßregeln für die nächste Zeit redeten, was sie anhörte, ohne noch die Kraft zu haben, es in sich aufzunehmen, saß Claudius neben ihr und beobachtete schweigend den Ausdruck stiller Verzweiflung in ihren Augen.

„Charlotte, Sie sehnen sich nach einem Alleinsein?“ fragte er sie leise.

„O, wie Sie gut sind! Sie haben immer Verständniß für mich! Ich — ach, ich kann es nicht ertragen dies Reden vom Leben, — ich kann auch nur an die Mama denken!“

„Sie sollen Ruhe haben, Sie Arme!“

Wie ihre traurigen Blicke ihm dankten.

Das that wohl! Das war eine Erquickung in der Pein dieser Taze.

Er schaffte ihr Alleinsein, — stundenlange Einsamkeit, und sie drückte ihm die Hand dafür:

„Das thut gut! Ich bin nicht undankbar — aber mein Herz ist so wund —!“

So kam endlich das Begräbniß heran.

Neben dem Gemahl sollte die Todte ihre letzte Ruhestätte finden, viele Weitläufigkeiten waren zu erledigen gewesen; Claudius und der alte weißhaarige Justizrath hatten alle Mühwaltungen auf sich genommen.

Graf Entschede mit Sohn und Neffen langten am Abend vorher an; die Herren der Familie Manndieck, einige andere Bekannte und Freunde der Verstorbenen. —

Sie Alle hatten jenen Blick heimlicher Verwunderung über Claudius Anwesenheit nicht grade, die sich ja sofort als zufällig herausgestellt hatte, wohl aber über seine Stellung zu Charlotte.

Liebte sie ihn?

Daß er sie in Münster auf das Lebhafteste ausgezeichnet hatte, wußte Graf Entschede.

Aber sein zweiter Sohn, — sein kränklicher Liebling, den er zu Haus hatte lassen müssen, um ihm die Anstrengungen einer solchen Reise zu ersparen — liebte das blonde Mädchen ebenfalls, er gestand es dem Vater zu dessen peinlicher Ueberraschung im Moment der Abreise.

Das erste Gefühl des Grafen war energische stolze Abwehr gewesen; — was fiel seinem Otto ein? Des Mädchens Herkunft war eine völlig dunkle. —

Dem Sohn gab er keine weitere Antwort, als ein: „Aber — so viel ich weiß, interessirt sie sich für Claudius?" —

Unterwegs kamen ihm dann andere Gedanken.

Die Aerzte erklärten einstimmig, Graf Otto könne bei einem völlig ruhigen Leben, ohne Aufregungen und Gemüthsbewegungen, die schlimmen körperlichen Anlagen überwinden — aber nur so. —

Gut! Wenn also sein Sohn das Mädchen liebte; — er war ja Gottlob nicht der Erbherr! — so könnte die väterliche Güte hinwegsehen über den Mangel, — so möchte Otto sie heirathen.

Der Graf rang sich seufzend diesen Entschluß ab; — er galt ihm als ein Opfer, — ein schweres Zugeständniß, welches allen seinen Ueberzeugungen widersprach.

Hatte nicht auch noch neulich, gerade in Bezug auf Charlotte von Brohsdorf seine Gemahlin geäußert: „Sie ist schön und lieblich, sittig und wohlerzogen, ich gebe es zu, aber glaubt mir, es giebt Erbschaften des Bluts, die immer wieder durchschlagen. Wer garantirt dafür, daß sie nicht den Leichtsinn von leichtsinnigen Eltern geerbt hat?“ —

Ja, — wer garantirte dafür? Er und seine Töchter hatten der Gräfin zugestimmt; die Söhne waren zufällig nicht zugegen gewesen.

Nun wollte Otto das Mädchen heirathen.

Und Otto war hartnäckig und eigensinnig!

Also, — Charlotte als Schwiegertochter!

Mit diesen Empfindungen blickte Graf Entschede während der Todtenfeier auf das ganz in schwarzen Crepp gehüllte junge Mädchen, das am Arm der Präsidentin der einzigen Dame, die ihr zur Seite stand, zitternd und bebend sich nur mühsam aufrecht hielt.

Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Herr mit grobgeschnittenen, aber nicht unschönen Zügen. Die Eigenschaften, die er bei seinem Otto beklagte, waren im verstärkten Maaß die seinigen, nur nannte er sie bei sich „Charakter“ und „Grundsatz“.

Der Geistliche sprach gut, aber viel zu lange für die Wünsche der Hörer.

Man hatte einen Salon neben dem von Charlotte bewohnten, mit schwarzem Tuch ausgeschlagen; Palmen

und Cypressen, Kränze und Lichter umgaben den Sarg, — der, nach dem Schluß der Rede auf den schon wartenden Leichenwagen gesetzt und nach dem Ort seiner Bestimmung gebracht werden sollte. —

Draußen schien hell die Sonne. Die schwarzen Federbüsche wehten im leichten Sommerwinde.

Und Charlotte war es, während der Geistliche ihr Trost zurief, als stehe sie vor dem Nichts.

Ein Gefühl wahnsinniger Angst und Beklemmung bemächtigte sich ihrer.

Allein! Allein! Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, noch Schwester! —

Marmorbleich starrte sie vor sich hin — nie konnte die hülflose Verzweiflung sich deutlicher aussprechen, als in ihr.

Claudius sah sie und mußte den Schrei des Erbarmens zurückdrängen, — mußte still zuhören, während seine ganze Seele in Aufregung war.

Endlich kam das Amen! das letzte Schlußgebet. „Ziehe hin in Frieden!"

Willenlos ließ Charlotte sich von der Präsidentin bei Seite führen.

Der Sarg wurde hinabgetragen, — die Herren folgten ihm. Die Grafen Entschede und der Justizrath und Charlotte reisten dann — so lautete das Programm, — nach Dresden voraus und empfingen ihn dort, wo eine

Wiederholung der Trauerfeierlichkeiten im Kreise der vielen dortigen Freunde und Bekannten stattfinden sollte. —

Eine Kammerfrau hatte der Graf für das junge Mädchen schon engagirt.

Nun konnte man die Beiden in einem Coupé allein fahren lassen, — eine Erleichteung für alle Theile.

O, es war Alles ganz gut eingerichtet.

Charlotte stand wie versteinert.

„Laßt mich allein!“ hätte sie wieder rufen mögen.

Ahnte die Präsidentin dies zartfühlend. Sie ging hinaus. — Dort hatte auch gleich Graf Entschede ihr noch allerlei zu sagen und besonders ihr auf das Verbindlichste zu danken.

„Unsere Verwandte“ nannte er Charlotte schon: es war doch am Besten sie gleich möglichst nahe zu stellen.

Die Beiden bemerkten es nicht, daß Claudius zu Charlotte hinein ging.

Er konnte so nicht von ihr scheiden. Ihm war, als risse man ihm ein Stück vom Herzen.

Wie die Präsidentin sie verlassen, so stand sie noch, — die gerungenen Hände, der trostlose Blick ins Leere sagten ihm Alles.

Als er eintrat schaute sie auf. Ein Zucken ging über ihr Gesicht; — sie hatte noch keine Thränen heute vergossen, — ihr Herz war wie erstarrt gewesen.

Da war er! —

Sie standen Hand in Hand fast ohne es selbst zu wissen. In Beiden wogte es stürmisch. —

„Ich gehe nuu, Charlotte!“ — weiter kam er nicht; — der heiße Segenswunsch, den er ihr noch hatte sagen wollen, blieb ungesprochen.

Und sie, — die ihm danken wollte, aus tiefstem Herzen danken, blieb stumm.

Dann plötzlich kam ihnen Beiden das schreckliche Gefühl des Scheidens voll zum Bewußtsein.

Wie konnten sie leben ohne einander?

Und eh sie's wußten und wollten, schluchzten sie Beide auf, die armen Kinder, hielten sich fest umschlungen und weinten. —

Und so fand die Präsidentin sie.

Es lag so heilige Unschuld und so reiner Schmerz auf den Beiden; — ihr traten Thränen in die Augen. —

Aber das leise Geräusch schreckte die Liebenden auf.

Draußen rief der Erbgraf nach seinem Freunde: „Claudius! Es ist Zeit! Wo ist der Baron?“

Claudius hatte sie losgelassen.

Aber er kniete vor ihr im heißen Drang des Empfindens; „Charlotte, Charlotte, vergessen Sie mich nicht!“ stammelte er, ihre Hände küssend.

Da neigte sie sich zu ihm nieder und drückte leise ihre Lippen auf seine Stirn.

„Niemals! Niemals!“

Er stürzte fort; der Graf begegnete ihm mit suchenden, fragenden Augen in der Thür.

„Du hast Abschied genommen, Claudius? Das ist gut. Sie braucht Ruhe! Auch ich danke Dir von Herzen für Alles, was Du für das arme Kind gethan. Sie wird fortan zu mir und den Meinigen gehören, Du hast uns Alle verpflichtet. —

„Otto!“ fuhr es wie ein Blitz vor Claudius nieder. Ihm kam die Erinnerung an den blassen Jugendfreund und wie derselbe in Münster ihn so eifersüchtig nachgeschaut. Damals hatte er darüber in sich hineingelacht. — Aber jetzt —? Die Art und Weise Graf Entschedes, sein bestimmter Ton und der vielsagende Blick. — O, es wurde Claudius mit einem Schlage klar, was der Graf damit andeuten wollte.

Wie betäubt stand er.

Der Graf ließ ihn stehen — der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Bis zur Stadt hinaus gaben die Herren dem Sarg das Geleite.

Claudins schritt in leidenschaftlicher Aufregung neben dem Erbgrafen her, der von seines Vaters heimlichen Concessionen an den geliebtesten Sohn nichts ahnte. —

„Sollte man es denken, daß solch' ein liebreizendes Geschöpf vermuthlich aus der Hefe des Volks stammt?“ begann er nach einer Weile eine Unterhaltung mit Claudius.

„Das ist eine ganz willkürliche Annahme!“ gab dieser aufgeregt zurück. „Eine Königin könnte sich einer solchen Tochter rühmen.“ —

„Na, — Du solltest meine Mutter hören! Uebrigens bin ich persönlich Deiner Ansicht und werde meine liebe Noth haben, mich ihres Zaubers zu erwehren. — Sie soll nämlich bei uns in Raute sein, hat Papa beschlossen. — Wundere mich sehr darüber, denn sie ist eine Concurrentin, vor der meine Schwestern nur die Segel streichen mögen, und Mama ist nicht gerade die Selbstloseste; die wird Papas Anordnungen wohl auch ihr Veto entgegen setzen, besonders wenn sie merkt, daß Otto Feuer fängt. — Weißt Du, Claudius, — man ist nicht blind. — Du hast Deine Karten ja auch in Münster offen gezeigt und hier wirklich um das arme Ding den Ritterschlag verdient. Aber paß' nur auf, wenn Dir's Ernst ist! Sie steht so allein und einsam, — da wäre es kein Wunder, wenn sie sich beeinflussen ließe. — Dein Alter will mit Dir aber auch gern hoch hinaus und das verdenkt ihm Keiner. Du hast just das Zeug dazu und es ist unsere Pflicht, die Familieninteressen in unserm ganzen Leben obenan zu stellen — dafür sind wir die Kronprinzen!“ —

Claudius hörtte nur Wenig von dem Allen.

Charlotte in Raute? Charlotte bei den Entschedes? und Otto liebte sie!

Es war sehr leicht, richtig zu kombiniren in diesem Falle. —

Wie ein Sturm brauste es durch seine Seele. Seines Vaters Abneigung gegen diese Wünsche! Die geheimnißvolle Andeutung der Möglichkeit, daß man Bokel einer Tochter des Onkel Claus abtreten müsse —!

Dann — weiter! War es Liebe, der Charlottens Abschiedskuß entsprang? — Nein, — nur Dank, herzbewegender Dank! Aber dennoch — sie war ihm gut —! Liebe? Das arme Kind! Dem waren Liebesgedanken jetzt weltenfern. Und wenn Charlotte nach Raute kam, — wie würde man sie beeinflussen? Ach, war sie solchen Lockungen gewachsen? — Otto war ein feiner, sehr liebenswürdiger, sympathischer Mann — nur so kränklich! Aber das stolze Raute! Das reizend gelegene, prächtige Dysberg — Ottos demnächstiges Erbtheil —! Was war dagegen, selbst in seiner jetzigen Gestalt, das viel kleinere Bokel?

Er fragte sich, ob er seinem Freunde, der auch stumm neben ihm herging, seine Wünsche bekennen sollte?

Aber was hatte er denn daran zu knüpfen an Hoffnungen und Aussichten? — Nichts! —

„Verzeih mir, daß ich so schweigsam bin,“ sagte er sich zu einer Unterhaltung zwingend, „diese drei Tage haben mein ganzes Leben gelähmt.“ —

„Ja, das glaub ich schon,“ gab der Erbgraf befriedigt zurück und plauderte nun ruhig weiter.

Unterdeß hatte die Präsidentin Charlottens wenige Sachen gepackt, einiges Nöthige dazu besorgen lassen, die Kammerfrau bestens instruirt und als um die Mittagszeit der Schnellzug abging, blieben sie und Claudius am Bahnhofe zurück, Charlotte winkte noch einmal mit ihrem schwarzgeränderten Tuche, Graf Entschede grüßte ein letztes Mal vom Fenster eines anderen Coupés aus und dann führte der Zug sie hin in die Ferne.

Stumm begleitete Claudius die jetzt doch sehr ermüdete Tante zu Haus. Er war ihr aus aufrichtigem Herzen dankbar für Alles, was sie seiner geliebten Charlotte gewesen.

Dennoch litt es ihn bei ihr und den fröhlichen Cousinen jetzt nicht mehr. Eine heiße, fiebernde Unruhe ergriff ihn; dabei aber sagte er sich, daß er unter keinen Umständen in dieser Stimmung mit dem Vater zusammentreffen dürfe. —

„Laß mich meine Ruhe wiedersuchen, gute Tante,“ bat er. „Du hast gesehen — ich liebe sie, — ich will es Dir nicht verhehlen; — ich habe wenig Hoffnung und Vieles steht meinen Wünschen entgegen, — lasse mich wandern, — ich will in den Schwarzwald; dort in der Einsamkeit finde ich mich wieder zurecht.“ —

Sie willigte ohne viel Worte ein.

„Der Graf betonte mit einer gewissen Absichtlichkeit, daß er sich als Charlottens natürlichen Vormund und

Beschützer betrachte," sagte sie nur. Sie hatte also auch ihre Beobachtungen gemacht.

Am Abend, als sie einige Stunden ausgeruht, schrieb sie aber ihrer Cousine Candida Alles, was diese letzten drei Tage gebracht. —

„Ich halte es für meine Pflicht Euch zu warnen. Claudius ist noch sehr jung und vor Allem, er kann durch seine Persönlichkeit Anspruch auf die beste Partie machen; — der Justizrath sagte mir, die Herkunft des Mädchens scheine durchaus eine niedrige gewesen zu sein. Man weiß wenig von ihr, außer daß sie aus England stammt." —

Zu derselben Zeit saß Claus im Hotel seines ersten Nachtquartiers und schrieb ebenfalls an Candida.

„Nicht nur schreibe ich, weil es in Strömen regnet," begann der Brief, „sondern weil mein übervolles Herz zu Dir, Du beste der Mütter, verlangt, weil ich das Bedürfniß habe, Dir und dem theuren Vater Wahrheit zu geben" —

Und diese „Wahrheit" ließ er dann aus dem Herzen auf das Papier strömen in der ganzen Begeisterung glühender Liebe und Leidenschaft. Dem Vater wollte er sein Herz offen darlegen, wie von seiner frühesten Jugend an Offenheit zwischen ihnen gewesen sei. Aber eben so offen

bekenne er auch, daß er, wenn Charlotte ihn nicht abweise, jeden Kampf um sie aufnehmen werde bis zum Siege. —

Und was die Präsidentin über die Ansichten des Grafen Entschede nur angedeutet, das berichtete Claudius der Stiefmutter genau und die Combinationen, die er daran knüpfte, machten ihm erst selbst die Sachlage völlig klar.

„Was ich thun werde, — wie mein Schicksal sich entwickeln mag, sehe ich noch nicht. Ich erwarte mit Zittern und Zagen, daß man mich in die alten Provinzen beruft —. Einstweilen such' ich im Schwarzwald das verlorene Gleichgewicht wieder und wenn „sie“ in Raute eintrifft, kehre ich zu Euch heim. So Gott will, finde ich den Vater günstiger gestimmt.“ —

Noch hatte Candida den Brief nicht erhalten, als sie zu ihrem Staunen eine feierliche Mittagseinladung zu den Eltern empfing.

Die alten Herrschaften lebten so einsam jetzt, wie es das Ruhebedürfuiß ihrer Jahre gebot, um so mehr wunderte sich die Tochter und es verstimmte sie, daß Ernst nicht mit konnte, weil er einen amtlichen Termin nicht versäumen durfte.

Sie fuhr allein.

Es wurde ihr auch dies ein Genuß und eine Wohlthat. Zu Haus, wo der Gatte, die Kinder, die Wirtschaft,

sowie der viele Besuch sie kaum zu Ruhe kommen ließen, blieb gar Manches in ihren Gedanken und Empfindungen ohne Abschluß —. Sie litt zuweilen darunter und unter einem großen Verlangen nach innerer Einkehr. —

Eine solche einsame Fahrt gewährte ihr wenigstens für Stunden dies ungestörte Alleinsein und besänftigte die Nerven, welche selbst bei der geistig und körperlich so gesunden Frau in letzter Zeit durch die mancherlei Aufregungen und Sorgen einigermaßen gelitten hatten.

Und nachdem sie so in stillem Denken und Träumen sich ausgeruht, war es der Baronin eine wirkliche Freude, die geliebte Jugendfreundin Madame Eveline de Morand, die vor Jahren sich nach Belgien verheirathet hatte, wiederzusehen.

Dieselbe brachte zwei halberwachsene Töchter, ihren Gemahl und dessen Vetter mit sich in die einstige Heimath, die Herren wollten sich der Jagd freuen, der alte Schlichthorst hatte also ein Paar besonders eifrige Jäger unter seinen Nachbaren ausgesucht und dieselben mit ihren Familien dazu eingeladen. Unter lebhafter und heiterer Unterhaltung ging der Mittag vorüber.

Dem alten Ehepaar, das jetzt nur noch selten so viel Gäste bei sich sah, wurde ganz wohl zwischen den fröhlichen Freunden.

„Es ist doch so schön, ein gastlich Haus haben zu können,“

flüsterte die Mutter ihrer Tochter zu, deren stille Aufmerksamkeit ihr unvermerkt alle Beschwerden der Wirthin abnahm.

„Wer ist der Herr, Mutter, mit der schrecklichen Narbe auf der Wange?“ fragte sie leise zurück, sie hatte den Namen vergessen.

„Ich glaube Lord Lisson heißt er, er ist der Vater von Monsieur de Morand, Candida.“

Man scherzte eben darüber, daß heute in diesem einsamen und abgelegenen Erdenwinkel sich so vielerlei Nationalitäten zusammengefunden; nicht nur die drei herrschenden Nationen der Deutschen, Engländer und Franzosen waren vertreten, sondern, wie sich jetzt herausstellte, fand sich auch eine geborene Indianerin und die Tochter eines Russen unter ihnen, während einer der jungen Herren sich in Italien angekauft und die italienische Nationalität erworben hatte.

So kam man denn auf die Leichtigkeit zu reisen zu sprechen und wieder auf das Thema von der Kleinheit der Erde.

Man hatte die Tafel aufgehoben und sich in den Garten begeben.

Zu Candida gesellte sich jener Herr mit der großen entstellenden Narbe, Lord Lisson.

„Man hat nicht Unrecht, gnädige Frau, davon zu reden, daß die Erde jetzt klein ist,“ kam er in gutem Deutsch auf das eben abgebrochene Gespräch zurück. „Ich bin sehr viel gereist, ja ich kann sagen, ich war kaum in

meinem Heim. Jetzt möchte ich ruhig zu Haus sein, aber nun macht mich die Gewohnheit, diese große Macht, unruhig und unstät.“

„Auch mir scheint das Wandern noch so schön. Ich bin nie gereist,“ gab sie lächelnd zur Antwort. „Der Landadel in dieser Gegend ist seßhaft und wehrt sich gegen die neue Mode jährlicher Reisen.“

„Ihr Gemahl ist nicht hier; — ich bedaure es, gnädige Frau.“

„Kennen Sie ihn, Lord Lisson?“ fragte sie erstaunt, denn sein Ton deutete darauf hin.

„Ich kannte nicht ihn, Baronin, aber seinen verstorbenen Bruder und dessen Gemahlin, und da ich erst vor nicht langer Zeit erfahren habe, daß der Baron von Heterendorp —. Aber ich glaube, gnädige Frau, es ist richtiger, ich sage Ihnen meinen früheren Namen. — Vielleicht —? Ich hieß bis vor einem Jahr, wo mein Onkel starb, Mr. Everest.“ —

Er blickte sie an, als ob sie nun Alles wissen werde und ein Fragen, eine gewisse Besorgniß malte sich dabei in seinen Augen.

Durch diesen Blick, dem der ihre begegnete, wurde sie abermals aufmerksam auf die entstellende Narbe. Und nun — kombinirte sie und dann fiel ihr ein, daß ihr Gatte ihr vor Jahren diesen Namen genannt. —

Erschrocken stand sie still und sah ihn groß an.

„Ah — Sie waren —!“

„Die unglückliche und — auf mein Wort unschuldige Ursache jener Katastrophe. Sehen Sie hier, die Erinnerung daran, Baronin.“

„Unschuldige Ursache —?“ wiederholte sie mechanisch; — Ernst hatte das Gegentheil gesagt, aber Lord Lifford — der ihr, wie sie jetzt eben sich gestand, einen sehr guten Eindruck machte, gab sein Wort. —

Inzwischen hatte ihn die Erinnerung doch sehr erregt — er wechselte die Farbe und sagte mit rascherem Athem:

„Ich hatte keine Ahnung, an den mir so schmerzlichen — und gestehe ich es — verhaßten Namen „von Heterendorp“ in dieser Gegend erinnert zu werden; — erst während der Tafel hat meine Tischnachbarin ihn mir genannt und mir erzählt, daß ihr Gemahl, Baronin, der Bruder meines Feindes und daß dieser längst todt sei. — Nun ist viel Erinnerung in mir aufgewacht, an eine unglückliche theure Frau —; o, Baronin, ich habe sie geliebt — Jahre — viele Jahre! — Ich habe sie gesucht auf der ganzen Erde, möcht ich sagen, und während ich sie suchte, diese Heilige, — lag sie schon lange im Grabe. Sie war rein und edel und schön, Baronin, und ich war sehr jung; — ich betete sie an, aber ich ehrte in ihr die tugendhafte Frau, der ich nie gewagt hätte ein unrechtes Wort zu sagen. — Ob sie damals wußte, wie sehr ich

sie liebte, hab' ich nie erfahren, — niemals sie wiedergesehen, denn als ich genesen war von der fürchterlichen Wunde, — er zeigte auf seine Wange — da begann mein Suchen nach ihr, ohne Ruhe, jahrelang, Baronin, und ich habe sie nie gefunden, wiewohl ich ihr mehrere Male ganz nahe gewesen. — Ha, das Schicksal hat grausame Launen! — Nun! man ist nicht ewig krank an einer solchen Herzensqual, gnädige Frau, man überwindet sie zuletzt, ohne es recht zu merken. Auch ich habe nach und uach zu leiden aufgehört. — Doch, darf ich weiter reden, — langweile ich Sie nicht?" —

„Im Gegentheil, Lord Lisson, Sie interessiren mich im hohen Grade — ich höre gern, daß sie Eine meines Geschlechts rechtfertigen, — aber ich gestehe, — man hat mir ihr Bild ganz anders geschildert." —

„O, Baronin, Leidenschaft und Irren, — Unrecht und Treulosigkeit wirkten zusammen, aber bei Gott und meiner Ehre, sie waren nicht auf der Seite der unglücklichen Frau!" rief Lord Lisson.

In Candidas Seele tauchte aber- und abermals der Klang jener Worte auf, welche ihre Mutter ihr einst von den Brüdern gesagt:

„Sie sollen Beide sehr leichtsinnig gewesen sein. Dein Mann wurde durch seine Heirath solid, Claus nicht." —

„Während sie dieser Erinnerung lauschte, sprach der Engländer weiter:

„Ich habe eine große Verehrung für Ihren Gemahl gewonnen, meine gnädige Frau, denn ein Wirth in Como, bei dem ich vor Jahren öfter wohnte und in dessen Hause ich nun vor etwa neun Monaten abermals einkehrte, dieser Wirth hat mir erzählt, daß einst ein deutscher Baron nach mir gefragt und noch mehr nach einer deutschen Dame. —

„Und so ist ein Wort dem andern gefolgt und der Herr Niederhaus hat mich erfahren lassen, daß der deutsche Baron seines Bruders Frau gesucht und daß er ihren Tod erfahren habe —. Ich bin dann nach einem schönen Versteck am Vierwaldstädter See gereist, das er mir — viel zu spät! — verrieth. — Dort hat sie gewohnt, da ist sie gestorben, die ich so heiß, so heiß geliebt — ertrunken — und der Bruder ihres Gatten — Ihr Gemahl, Baronin, hat sie dort gesucht; er ist sogar später noch wieder gekommen und hat nicht aufgehört mit Forschen und Fragen —. O, alles, was ich hörte, sagte mir, er ist ein Ehrenmann, er hat gewiß, wie ich, sie lange vergeblich gesucht und ist, wie ich, zu spät gekommen." —

Candida hörte aus jedem Wort des Sprechers tiefe Bewegung. Sie sah ihrem Begleiter in das entstellte Gesicht und fand es fast schön mit dem Ausdruck dieser treuen Liebe und Verehrung zu dieser Frau, von der ihr

Gatte ihr gesagt, sie trage einen großen Theil der Schuld an Claus wüstem Leben, sie sei eine Treulose gewesen?

Es lag in dem Allem ein Widerspruch.

Aber keinen Augenblick kam ihr ein Zweifel an der Wahrheit und Ueberzeugtheit Lord Liffons. Im Gegentheil, — er flöste ihr ein großes Vertrauen und eine aufrichtige Sympathie ein.

Es war ihr schmerzlich, daß er ihres Gatten Charaktergröße so hoch stellte, da sie doch wußte, Ernst hatte die Schwägerin verurtheilt, überzeugt verurtheilt.

Wer hatte nun Recht?

„Lord Liffon!" sagte ihr Herz, denn Ernst hat geurtheilt auf des Bruders Anklagen hin. —

Seine blinde Liebe für Claus kannte sie ja, wenn sie dieselbe auch erst zu erkennen vermocht hatte, als der Letztere schon todt war, nur erkennen im Rückblick und im Rückschluß.

„Gnädige Frau, können Sie meine Neugier stillen? Wissen Sie mir von dem Leben der Aermsten noch Einiges zu erzählen?" fragte Lord Liffon.

„Nichts!" — Es war ihr sehr peinlich, daß sie dies sagen mußte, und so berührte es ihn auch.

„Um meinetwillen! Ungerecht in Schande und Tod getrieben, um meinetwillen!" murmelte er, sehr traurig vor sich hin sehend.

„Noch eins, — Baronin,“ — begann er dann von Neuem — „lebt die kleine Tochter und lebt sie bei Ihnen?“

„Tochter —?“ echote Candida.

„Sie hatte ein Kind,“ sagte man mir, und sie hat es auch Isotta genannt — wie sie selbst Isolde hieß —, ich habe Alles auf der Matte erfahren.“

„Isotta —“ wiederholte Candida.

„Es ist der italienische Name für den deutschen.“ —

„Aber davon — —.“

„Ist es todt, das Kind, Baronin?“

„Ich weiß nicht; — ich —?“

Lord Lisson sah seine Begleiterin fragend an; hatte sie ihn, oder er sie mißverstanden?

„Baron Heterendorp, der Bruder von Isoldes Gatten habe das Kind mit sich genommen, sagte mir der Bauer —.“

Candida glaubte zu träumen, — zu phantasiren. Ein Kind Isoldes? Und Ernst hätte es geholt? Wann denn? Sicher damals, — da Claus noch lebte! —

Inzwischen las der Engländer das äußerste Erstaunen in ihrem Gesicht.

„Ich weiß nichts davon. Mein Mann hat mit mir — nie —.“

„Ah, — ich verstehe, — der Baron hielt also die Unglückliche wohl doch für schuldig?“ flammte er auf und es flog wie Zorn über sein Gesicht.

„Ich glaubte —.“

Sie war so völlig verwirrt, daß es ihm auffallen mußte.

Ihr dagegen war es, als ob ein beängstigender Alp sich ihr auf die Brust legte. Dies Kind? Wie beschämend, daß sie nichts von seiner Existenz erfahren: Es war gewiß todt — längst — und Ernst hatte schonend diese üble Geschichte mit Schweigen zugedeckt. —

Aber —? Es war ja unmöglich an eine Schuld Isoldes zu glauben! Unmöglich! Lord Liffons Wort konnte keinem Zweifel mehr Raum lassen.

So gingen sie nebeneinander her, — Beide nicht wissend, was sie denken sollten.

Es war der Baronin eine Erleichterung, daß ihre Freundin sich zu ihnen gesellte. Evelines Lebhaftigkeit ließ sie sich wieder in die Gesellschaftsstimmung zurückfinden, — aber als spät die Gäste sich verabschiedeten, trat Lord Liffon zu ihr und sagte:

„Ich bitte Sie, Baronin, mir zu erlauben, daß ich Sie und Ihren Gemahl besuche! Es drängt mich, das Andenken der Unglücklichen zu ehren durch das Zeugniß, welches ich für sie abzulegen die Pflicht habe! Wollen Sie mir schriftlich sagen, wann es dem Baron beliebt mich zu empfangen?“

Sie versprach es. Sie sagte ihm auch, es könne ihrem Gatten nur eine Freude sein, Gutes zu erfahren, in

ihrem Herzen war sie davon nicht so fest überzeugt. — Sie hatte nie mit ihm seit jenem einem Male von Isolde gesprochen, aber auch stets gedacht, es sei ihm ihre Erwähnung selbst nicht angenehm.

Von dem Kinde gar hatte er nie geredet.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht über, und den folgenden Morgen blieb sie bei den Eltern, — aber die wohlige äußere Ruhe, die bei ihnen herrschte, drang kaum in ihr Bewußtsein, vor der steten Unruhe der Gedanken.

Zum ersten Mal interessirte sie sich für das, was man über Claus und Ernst früher geredet.

Scheinbar unabsichtlich und scherzend brachte sie die Eltern darauf; diese wußten aber auch nur, was doch so nach und nach an Einzelheiten aus Claus Leben bekannt geworden. — Von Ernst gab es wenig zu sprechen — er war eben, bis er Bokel erbte, in seinen beschränkten Vermögensverhältnissen selten von dem einsamen Boschberge in die Welt gekommen und was in ihm gesteckt, trat erst zu Tage, als der treffliche Mann durch den Besitz von Bokel in die Lage kam, sich freier zu entfalten. —

Das war, was Candida eben schon längst gewußt; des alten Vaters Stolz auf seinen Schwiegersohn that ihr sehr wohl.

„Ja, — der Claus ist im Grund ein schlimmer Gesell gewesen; — man begreift nicht, wie zwei Brüder

einander so unähnlich sein können! Ernsts Liebe und Hingebung für den Claus hatte etwas Rührendes schon damals, als wir wahrlich weit entfernt waren zu ahnen, wie wenig doch hinter dem liebenswürdigen Bruder steckte. Das muß wahr sein, — Du hast Glück gehabt, mein Kind." So lautete auch jetzt wieder des alten Barons Urtheil, dem die Mutter zustimmte.

Nach dem Kaffee fuhr Candida zu Haus.

In dem Alleinsein kamen ihr allerlei neue Gedanken.

Dies Kind — von dem sie nie ein Wort erfahren — wollte ihr gar nicht aus dem Sinn.

Warum nur sprach Ernst niemals davon?

Wenn es gelebt hätte, würde er Bokel nie bekommen haben. —

Auf einmal fiel ihr ein, daß sie damals in Münster gehört, wie ihr Mann dem Sohne etwas sagte von „einer Tochter —." Und Claudius rief: „Ist das Ernst oder Scherz?" Danach sprachen sie leise.

Ah — am Ende hatte ihr Mann Claudius gegenüber von jener kleinen Isotte geredet?

Aber warum nie zu ihr?

Ernst gehörte keineswegs zu den überfeinen Männern, die ihren Frauen das Dasein von Unrecht und Gemeinheit wegleugnen. Er war viel zu wahr und realistisch dazu.

Vielleicht — ein Geheimniß dabei? Nein —! Was hätte das sein können?

So kam sie in Bokel wieder an.

Ihr Gatte empfing sie heiter und so freudig, sie wieder zu haben, daß es ihr sehr wohl that. Unter dem Jubel der Kinder wurde sie von ihm ins Haus geführt, als ob sie, weiß Gott wie lange! fort gewesen wäre, und für die nächsten Stunden fand sie weder Ruhe noch Stimmung, von ihren Erlebnissen zu reden, soweit sie Everest betrafen.

Nach Sonnenuntergang machte sie noch einen Spaziergang mit Ernst. Sie hatte die Briefe von Claudius und ihrer Cousine, der Präsidentin, vorgefunden und hielt es für das Beste, wie auch für Pflicht, offen mit ihm über Claudius und seine Liebe zu reden, wunderte sich auch gar nicht, ihren Mann für des Sohnes Wünsche noch weniger zugänglich zu finden, als sonst, denn Ernsts Ansicht — Claudius sei, um von allen andern abzusehen, zum Heirathen noch zu jung, hatte ihr der Vater auch als die seinige ausgesprochen.

„Viel zu jung zum Heirathen und ganz besonders zu einer Liebesheirath, bei der Beide nichts anderes mit in die Ehe bringen," wiederholte Ernst ärgerlich. Hatte er nicht einst an sich selbst erfahren, wie unendlich drückend eine Existenz mit Weib und Kind in dürftigen Verhältnissen ist? —

Und waren nicht Claudius und Charlotte von Brohsdorf im hohen Grade verwöhnt, viel mehr, als er selbst damals gewesen?

Daß Claudius den Cavalier gespielt, als er das arme junge Ding in der verzweifelten Situation fand, war einfach genug. Aber daß gerade er dazu kommen mußte — daß die Generalin gerade in Coblenz ihren Advokaten treffen sollte, — das war die offenbare Schicksalstücke.

Candida dachte in ihrem gläubigen Sinn: „Gottesfügung!“ aber sie wußte, Ernst wollte nicht leicht eine solche einsehen und besonders, wenn ihm dieselbe nicht paßte. So schwieg sie.

Hafner sei nicht so wohl, wie die Tage vorher, erfuhr sie auch. Er hatte sich heute zu Bett gelegt — Schwäche — ein eigentliches Leiden sei überhaupt nicht ersichtlich, sagte der Baron und setzte hinzu: Lange werde er es wohl nicht mehr machen. —

Sein Ton klang warm und mitleidig und der Gedanke, daß Hafner nicht lange der Gast von Bokel sein würde, stimmte Candida günstiger; angenehm war er ihr nicht, aber unter diesen Umständen konnte sie sogar das Mitleid Ernsts theilen.

„Ich will morgen selbst nach ihm sehen!“ sagte sie freundlich, und bemerkte, daß sie ihren Mann damit erfreute.

Der schöne Abend war langsam verglüht — es wurde dunkel und im Schlosse legte sich Alles zu Bett. —

Auf diesen Moment hatte die Baronin gewartet. — Wenn sie und Ernst ungestört allein waren, — was ihnen tagsüber selten geschah, — dann wollte sie ihm von Everest erzählen und ihn befragen. Und dieser Zeitpunkt war nun eingetreten.

Sie saß wie sonst immer um diese späte Stunde mit ihm in ihrem Zimmer.

Dort, wo ihr Nähtisch, ihr Clavier, ihre Bücher, ihr Schreibtisch mit den Haushaltungsregistern ihre eigenste kleine Welt bildeten — da war es ihnen Beiden immer am wohligsten gewesen. Während draußen ein Gewitter aufstieg, von dem Ernst meinte, es werde seitwärts vorüber ziehen, — saßen sie in weichen Sesseln in der offnen Balkonthür; Ernst rauchte seine Cigarre, deren feine blaue Wölkchen sich langsam mit der Abendluft vermischten und Candida blickte in sein ruhig zufriedenes Gesicht und hatte ihn sehr lieb, — ließ das eigene Urtheil und das ihres Vaters über ihn sich wieder durch die Seele gehen.

Hinter ihnen im Zimmer brannte auf dem Tisch die Lampe, draußen zuckten immer hellere Blitze am Himmel hin und das Gewölk stieg in schweren Massen höher und höher.

Die Baronin dachte keinen Augenblick darüber nach, wie sie beginnen solle mit der Erzählung des gestrigen

Erlebnisses. — Sie war innerlich darüber völlig harmlos und so sagte sie grade das, was ihr am meisten zu denken gab: „Ernst, hat Deine Schwägerin Isolde ein Kind gehabt? Eine Tochter —?“

Es blitzte. Ihr Mann fuhr zusammen, oder sprang er eben nur auf, um nach dem Wetter zu sehen? —

Er stand auf dem Balkon und blieb völlig stumm.

„Ich erfuhr nämlich gestern, — wie merkwürdig die Menschen doch immer wieder zusammenkommen! — daß Lord Lisson — Morands Vetter — früher Mr. Everest hieß. Er sagte es mir selbst und fragte ernst und interessirt nach Isoldes Schicksal —. Auf der Wange hat er eine wahrhaft grausige Narbe; — er deutete an, daß sie von dem Schuß herstammte —. Und denke Dir, lieber Mann, er sprach so ergriffen und sagte mir, er habe sie so sehr geliebt — — —.“

„Ha ha ha!“ lachte leise und höhnisch mit sonderbar heiserem Tone der Baron dazwischen. —

„Ja, ganz offen sprach er davon und weißt Du, Ernst, in einer mich sehr erschütternden Weise. Und selbst, wenn er es auch nicht auf seine Ehre versichert hätte, sie sei rein und tugendhaft gewesen, — ich hätte es ihm doch geglaubt. Er hat sie Jahre lang vergebens gesucht und endlich erfahren, daß Du dort warst und das Kind mitnahmst —.“

Was war das? — Er taumelte.

Sie sprang auf.

„Ernst! — Ernst, was ist Dir?"

Ein heller Blitz zeigte ihr ihren Gatten.

„Ernst, — um Gotteswillen — was fehlt Dir? Ernst, — so sprich doch? Großer Gott, wie blaß bist Du?"

Sie hatte ihn, der gänzlich willenlos schien, ins Zimmer in den Schein der Lampe gezogen.

„Ernst! — Mann! —"

Sie sagte nichts weiter — ihre Augen fragten nur, bohrten sich weit offen mit ganz entsetztem Ausdruck auf sein völlig entstelltes Gesicht.

Was war denn? Was hatte er? Doch nicht der Blitz —?

Aber dieser letzte Gedanke huschte nur schemenhaft an ihrem Geist vorüber.

„Was ist damit?" sagte er tonlos, wie mit gelähmter Zunge —. Und als sie ihn sprachlos anstarrte, ohne zu verstehen, schnellte er plötzlich wie wild empor, daß sie erschrocken zurückfuhr:

„Was ist mit dem Kinde?" schrie er sie an und Wahnsinn lag in seinem Blick.

Großer Gott, was war ihm? Was fiel ihm ein? „— weil sie seinen Bruder betrog!" — huschte es wieder erklärend durch ihren Sinn. Aber wie konnte er sich

darüber so aufregen? — Jetzt noch! nach so langen Jahren! —

Das sagte sie, — bat ihn sich zu beruhigen.

Er athmete schwer — schwer auf —. Dann sank er auf das Sopha, sah aber immer noch so furchtbar bleich aus, helle Tropfen standen ihm auf der Stirn. Den Kopf gebeugt — ganz in sich zusammenfallend — saß er da und starrte vor sich hin.

„Ernst, — sprich, — was ist mit dem Kinde, was regt Dich so auf? Lord Lisson schwor auf sein Wort, Isolde und er seien schuldlos gewesen. Ich wußte nicht einmal, daß sie ein Kind gehabt hat. Er wunderte sich darüber. Es ist wohl schon ganz klein gestorben?"

Sie gab ihm selbst die Ausrede an die Hand. Er begriff das auch —. Aber es war ja Alles unnütz! Alles! Da half jetzt kein Verstecken mehr.

„Ja, — und er möchte Dich besuchen. — Das Schicksal Isoldes geht ihm sehr zu Herzen —. Er hat sie wahrhaft geliebt." —

„Besuchen! Kommen! Fragen!" flüsterte der Baron vor sich hin. Und dann nach einer stummen Pause stöhnte er: „Es treibt zu Tage! Es treibt zu Tage! Ich wußte es!"

„Ernst?" rief sie entsetzt. „Was? Was meinst Du? Was treibt —?" —

„Mein Gott! Was? Das Kind? Wo ist es? Was hat er gethan?" schrie es in ihr. Er sah aus, wie das böse Gewissen —. Das böse Gewissen? Pfui! Ihr eigener Gedanke empörte sie, — sie schämte sich desselben. Dann, als sie ihn wieder ansah, wurde ihr ganz schlecht, — wie eine Ohnmacht wandelte es sie an —. Ja, ja! Er hatte ein böses Gewissen!

Vor ihrem furchtbaren Entsetzen erschrak nun wieder der Baron.

„Sei doch still! Rege Dich nicht so auf!" flüsterte er, sie scheu ansehend.

Und ihr wurde immer klarer, — da lag ein schreckliches, grauenhaftes Geheimniß.

Sie wehrte seine Hand ab, — da er sie auf das Sopha niederdrücken wollte.

„Laß mich, steh mir Rede, — was ist's mit Isolde? mit dem Kinde?" rief sie außer sich, und er fühlte nur zu gut, daß jetzt nichts mehr zurückzuhalten war, weil er sich verrieth, weil er alle Selbstbeherrschung verloren.

Aug' in Auge standen sie und lasen Eins in der Seele des Andern ganz klar und deutlich, was dort innen vorging.

Furchtbare Minuten, — eine Ewigkeit.

„Ich will Dir Alles sagen!" rang er sich heiser endlich das erste Wort ab.

„Sprich!“ —

Ja — sprich! Sie hatte gut fordern! Wo sollte er beginnen? wie ihr begreiflich machen —?

O, und ihr — ihr bekennen müssen —! —

Sie sah die Verzweiflung in seinem Blick und ihre Liebe siegte plötzlich über jedes Bangen.

„Ernst, mein lieber, lieber Mann, es kann nichts Schlimmes sein!“ fiel sie ihm laut aufweinend um den Hals.

„O, Du Engel! Du himmlisches Weib!“ schluchzte jetzt auch der starke Mann auf.

Aber er bezwang sich. — Es drängte ihn stürmisch sich ihr anzuvertrauen. Ach, daß er es längst gethan hätte. Jetzt trieb ihn seine Hülfsbedürftigkeit, die unbegrenzte Zuversicht zu ihr, die seiner Rathlosigkeit nach dem stillgetragenen Elend dieser letzten Wochen wie ein Friedenshort erschien.

Unter Donner und Blitz erzählte er ihr, wie Alles gekommen, — wie er fest überzeugt sei, daß Isolde Claus betrogen, daß jenes Kind nicht das seines Bruders.

Athemlos hörte sie ihm zu, — bleich, schauernd, bald ihm Recht gebend für seine Schußfolgerungen, bald entsetzt ihm durch ihre Mienen verrathend, daß sie vor Angst fast starb, daß sie wußte, das Schlimmste kam noch.

O, — und er zögerte so lange mit diesem Schluß. Er verweilte bei jedem Beweis, der gegen Isolde zeugte.

Und dann kam er dahin, sagen zu müssen:

„Dort, in Como, traf ich Hafner, den einstigen Regimentskameraden meines Bruders.“

Sie schrie auf.

„Ich wußt' es! — Mir hat es geahnt, daß er Dein böser Geist!“

„Nein — Du irrst — hör an!“ — wies er sie ab, aber Hafners Ueberredung und Schuld konnte er nicht wegleugnen. —

Schweigend, gebrochen rang sie die Hände.

Endlich hatte er geendet.

„Und das konntest Du thun? Das hast Du gethan?“ jammerte sie in ihr Tuch hinein. — „Du! Ein solcher Mann! Geehrt! Geachtet!“

„Candida, um Gotteswillen, bedenke, daß ich Isolde für untreu, — ihr Kind für das Everests hielt!“ rief er verzweiflungsvoll. „Bedenke, daß Claus lebte, daß er heirathen wollte, daß ich ihm das „Kuckuksjunge,“ wie Hafner sich richtig ausdrückte, nicht aus der Fremde bringen konnte, — ihm, dessen Herz die Vaterschaft geleugnet haben würde und der vor dem Gesetz dem Bastard Kindesrechte hätte geben müssen.“

„Ja, ja, — aber sie war treu, rein, schuldlos!“ weinte sie. „Everest sagt es!“

„Wer sagt das? Ihr Galan! Wo ist ein einziger anderer Beweis, der für sie spricht?“ rief er wieder sicherer und seiner Sache gewisser.

„Aber wo ist es? Wo blieb jene Dame, der Du es ließest, wie man einen jungen Hund weggiebt?" flammte sie auf.

Er schwieg; er hatte ihr ja eben erst geschildert, wie er die Spur jener Frau in heißer Reue gesucht, wie er von Ort zu Ort gereist war in Todesangst, das Kind zurückzufordern, — damals, als Claus gestorben war.

Ach, — hatte Candida denn aus seinen Worten gar keine Ahnung gewonnen von dem Elend jener Jahre, da ihn der Unfriede mit sich selbst in die Weite trieb und er immer das Kind suchen mußte, wie ein Verdammter, ohne Hoffnung und ohne Unterlaß? —

Er barg das Gesicht in den Händen und stöhnte vor Verzweiflung.

Denn das Eine, was jede Begütigung und Milderung ausschloß, das lag auch in Candidas Urtheil:

Dies Kind war nach dem Gesetz die Erbin von Bokel! —

O, — des Elends! Wenn er nur sterben könnte!

Welche Nacht für das unglückliche Paar!

Und was das Schrecklichste war, Ernst fühlte deutlich, Candidas Liebe zu ihm hatte einen furchtbaren, nie zu überwindenden Stoß erlitten und er bedurfte dieser Liebe, die Alles duldet, Alles verzeiht, nie so sehr als jetzt.

Sie selbst war sich dieser Wirkung der Enthüllungen ihres Gatten noch nicht klar bewußt; — aber sie stand

vor der Thatsache seiner Schuld wie vor einem furchtbaren, unbegreiflichen Räthsel.

Wie oft kam ihm in dieser Nacht der Gedanke an die „rettende Kugel!" —

Aber hatte seine Frau — die sonst so milde! — den Selbstmord nicht immer „die letzte Feigheit" genannt? nicht immer diesen „Ausweg" hart und scharf verurtheilt?

Und er sollte diesen „Ausweg" gehen? Zu der Schmach, die noch größere laden?

Nimmer! Er wußte, was kam; — wenn er ihre Liebe nur nicht ganz einbüßen sollte! Mein Gott, sie war so besonnen, so klug und gut; — sie würde einsehen, daß es Entschuldigungen für ihn gab.

Entschuldigungen? Nein! Das konnte sie eben nicht einsehen. Sie war dazu zu redlich und wahr.

Er hatte sich erst um Claus willen, dann um seiner selbst willen belogen.

Um Claus willen gab er das Kind fort und dann — im eigenen Interesse lag es, daß er es nicht wieder fand; wer würde ihm glauben, daß er es gesucht hatte mit wahrer Verzweiflung.

Ja — und wenn er es nicht fand, — er allein, — ein Einzelner! — warum schwieg er dann? Warum verkündigte er nicht laut: „Ich habe das Kind verloren, durch eigenen Leichtsinn! — Dem Kinde gehört das Erbe, — ich habe kein Recht daran?"

Warum hatte er das nicht gethan?

Er war schon als der Tag graute, hinausgeschlichen, ins Feld gelaufen und dann in den Wald.

Als er spät heimkehrte, kam ihm seine Gattin im Park entgegen. —

Sie schien in der einen Nacht gealtert zu sein und sah blaß und verweint aus.

„Ich suchte Dich, mein armer Ernst!" trat sie auf ihn zu und — küßte ihn.

In ihren Augen und Mienen lag ganz die alte köstliche Milde, ihre schönste Eigenschaft.

Er sank vor ihr nieder und küßte ihre Hände mit leidenschaftlichem Aufschluchzen.

„Gott der Gnade! Sie verstößt mich nicht!"

Sie weinten Beide. Dann nahm sie seinen Arm und führte ihn die einsamsten Wege.

Ruhig legte sie ihm dar, was ihr zu thun allein möglich blieb: „Ich muß Deine Mitschuldige werden, mein Ernst, — es ist nicht anders!"

„Mitschuldig? Sie? Sie, die Reine? Nimmer! Wie wäre das auch möglich? Nie!" fuhr er auf.

„Soll ich Deine Anklägerin sein? Soll ich dulden, daß der Vater meiner Kinder sich selbst anklage? Nie! sage ich auch. — Habe ich an Deinem Herzen das Glück genossen, wie es herrlicher nicht sein konnte, so will ich auch das Unglück mit Dir tragen. Die Schuld ist —

Unglück! — Das Glück ist fort, — in alle Winde; — wir tragen die Last des Unglücks gemeinsam."

Es lag ein schwerer Ernst in jedem ihrer Worte; — sie war klar und entschlossen.

„Ich habe mir Alles überlegt, Ernst. Wir dürfen nimmer ruhen in dem Suchen nach dem Kinde! Du sollst in mir eine unermüdliche Gehülfin haben — und wenn wir es finden, o Gott, sei uns gnädig, führe es uns zu! — dann thun wir was recht ist, — der Buchstabe des Gesetzes gilt!"

„Aber dieser Engländer, Frau! Er wird kommen — wird fragen?"

„Wir vermeiden ihn, — wir reisen ab und das Tagewerk unserer Zukunft beginnt um so eher."

Er sah sie an, — Verzweiflung im Blick, Verzweiflung um sie. —

„Unstät und flüchtig sollst Du sein!" murmelte er und griff in wilder Aufregung in seine grauen Haare. Wie ein Kain kam er sich vor, und doch protestirte in ihm ein anderes Gefühl: Ich glaubte mich im Recht! — Ja! er hatte sich im Recht gefühlt, damals! — Welcher Mann würde ihn verurtheilen?

Und um seinetwillen sollte Candida heimathlos werden?

Sie hatte für sein trotziges Aufbegehren, wie für seine Verzweiflung um sie, immer das beste beruhigende Wort.

Nie war sie ihm nur halb so groß, so edel und gut erschienen wie heute.

„Laß doch, welche Liebe wäre das, die jetzt nicht bei Dir aushielte?“ sagte sie.

Aus jedem Wort, was er sprach, klang ihr zu ihrem geheimen Entsetzen entgegen, wie aussichtslos ein neues Suchen nach Isoldes Kind sein würde.

„Sprich mit Hafner darüber!“ bat er. „Hafners Gründe schienen mir noch heute unwiderleglich.“

Sie willigte ein. So wenig sympathisch der Mensch ihr war, von ihm hoffte sie unklar dennoch irgend welchen Trost. Ernsts Vertrauen steckte sie an.

Und als sie doch noch zögerte, überredete er sie, es sei ja in ihren freien Willen gelegt, ob sie mit Hafner davon reden wolle, oder nicht, sie solle dies ganz nach ihrem Ermessen halten. Aber besuchen könne sie ihn doch vielleicht. Er habe sich gestern offenbar gefreut, als Ernst ihren Besuch in Aussicht gestellt. Ich wäre froh, wenn Du besser von ihm denken lernen könntest!“ sagte er und seufzte dann über das „froh“. Ach, er konnte nie wieder froh werden. —

Ein Gärtner ging an ihnen vorüber.

Candida sah, der Mann bemerkte, daß sie geweint hatte und daß Ernst — „so anders“ aussah, als sonst.

Das brachte sie auf neue Gedanken.

Sie stand still und sah ihn mit guten Blicken an, aber freilich — sie konnte nicht verhindern, daß sie plötzlich wieder weinen mußte, weil er — „so anders" aussah.

„Candida! Candida! Wie soll ich es ertragen, Dich so leiden zu sehen? Und um meine Schuld!" rief er außer sich.

Sie nahm sich zusammen.

„Höre mich an, Ernst! Das Unglück ist geschehen; — wir wollen beten, daß Gott uns den Weg finden läßt, es wieder gut zu machen. — Vor der Welt muß um der Kinder willen, Alles bleiben, wie es ist, — denn es hätte keinen Sinn, jetzt bekannt zu geben, was geschah. — Du und ich, wir müssen nun gemeinsam Verstellung üben. Man darf uns keinen Kummer anmerken, Ernst, darum, bitte, zwinge Dich, sieh nicht so gedemüthigt aus: — ich trage Alles leichter, wenn ich mir, sei's auch nur auf Minuten! einbilden kann, es wäre Alles gut. — Du hast Dich im Recht gefühlt." —

„Vorgelogen hab ich mir's!" rief er in wildem Zorn gegen sich selbst zwischen ihre Worte.

„ — So nimm den Schein wenigstens an, als bekümmere Dich nichts in der Welt, Mann! In unseren gemeinsamen Stunden wollen wir die Masken ablegen und uns gestehen, was unsere Herzen bedrückt, — vor den Leuten müssen wir dieselben scheinen, die wir bis jetzt waren.

„Und Du —? Du bildest Dir ein Das zu können?"

„Wir reisen, Ernst —; dort wo uns Niemand kennt, fragt auch Keiner, ob wir lächeln, oder nicht?"

Sie gingen quer durch den hinteren Theil des Gartens nach Hafners Wohnung.

„Er läge im Bett, sei sehr schwach," sagte die Gärtnerfrau. —

„O, gnädigste Frau! Welche Güte!" rief der Kranke ihnen entgegen. Die Stimme war schwach, sein Aussehen das eines Menschen, dessen Lebensflamme nicht lange mehr brennen wird.

Sie gab ihm die Hand. Ihr gemartertes Herz rief ihr zu: Dein Mann ist der größere Sünder, es muß Jeder nach seinen Gaben Rechenschaft ablegen. —

In diesem Gefühl sah sie Hafner sanft und gütig an und sprach mit ihm allerlei Gleichgültiges. Die schwere Last, die auf ihrer Seele lag, mochte sie ihm nun doch nicht offenbaren.

Wozu auch? Alle Argumente der Welt schafften die Thatsache nicht aus dem Wege.

Hafner hatte in einem Bildwerke geblättert, welches der Baron ihm gebracht.

Als die Baronin ihn fragte, was es sei, richtete der Kranke sich aufgeregt auf.

„Ernst, — sieh nur," — rief er, „da finde ich eben dieses Bild. Erinnert es Dich nicht an jene Zeichnung?"

Und mit bedeutsamem Blick zeigte er dem Baron das vor ihm offen liegende Blatt des Buches.

Das Bildchen stellte das Portal einer Kapelle oder Kirche dar, die auf steilem Fels liegend, zu Füßen einen See hat.

Candida sah ihrem Gatten über die Schulter. Ernst hatte freilich letzte Nacht einer Zeichnung Erwähnung gethan, aber sie hatte über dem Wichtigeren die Nebensachen vergessen.

„Madonna di San Martino!“ stand unter dem Bilde. —

War Ernst so abgespannt, oder hatte er jene Zeichnung so wenig im Gedächtniß? Er sah Hafner verständnißlos an.

Aus dessen Augen aber kam es ihm.

Ein heißer Blutstrom schoß ihm zum Kopfe und die höchste Ueberraschung malte sich in seinen Zügen.

„Ja, — Du hast Recht, — ich glaube wahrhaftig, Du hast Recht!“ — rief er.

„Ich glaube nicht, — ich weiß!“ sagte Hafner matt und sank zurück.

Der Baron stürzte aus der Thür.

„Bleib, — ich komme sofort zurück!“ rief er seiner Frau zu —

Nun war sie mit Hafner allein, der sie ernst und forschend ansah; sie hielt seinen Blick aus und so lasen sie einander aus den Augen.

„Sie wissen Alles, gnädige Frau?“

„Ja, — seit gestern Abend! Everest ist hier, — er fragt nach dem Kinde!“

„Ha! Es ist also seines?“

„Nein! Die Frau war rein und ehrenhaft.“

„Das sagt er wohl?“

„Er sagt es, — und ich glaube ihm, selbst wenn er es nicht mit seinem Ehrenwort bekräftigt hätte.“

„Oh!“ stöhnte Hafner und sein ganz klein gewordenes mageres Gesicht verzog sich in Schrecken und Bedauern.

„Oh! und der Baron? Nun glaubt auch er?“

„Ja!“

„Und was wollen Sie thun! Er weiß jetzt, wo er das Taufzeugniß findet!“

„Ah — das Bild —?“

„Natürlich das Bild! In dieser Kapelle hier finden Sie Aufschluß, wen Frau Isolde den Vater ihres Kindes nannte.“ —

„Vor dem Gesetz ist sie Erbin von Bokel!“

„Noch nicht, Baronin! Auch Daten und Jahreszahlen sind Beweise.“

„Wir reisen noch heute oder spätestens morgen. Gott gebe, daß wir für Ernst die Ruhe wiederfinden.“

Der Baron kam zurück. Seine Aufregung kannte keine Grenzen.

„Wir reisen noch heute, Candida!" rief er ihr zu und dann schrie er fast auf; — die Zeichnung glich, was das Portal und die Kapelle betraf, genau jenem Kirchlein, „in welchem mein Baby getauft ist."

„Komme bald wieder Ernst, sonst findest Du mich nicht mehr!" bat Hafner mit schmerzlichem Abschiedsblick.

Candidas Herz war wie umgewandelt gegen Hafner. Sie konnte ihm heute fast gut sein und er empfand dies mit großer Dankbarkeit. — Ihr Verstand mußte ihr sagen, daß beide Männer ursprünglich von einem Gefühl geleitet worden waren, welches bei jedem Manne Sympathie findet. —

Aber sie hatten die Berechtigung ihres Vorgehens lediglich aus vorgefaßten Meinungen und auf Grund des bösen Scheins gewonnen. Da lag das Strafbare ihres Thuns.

„Wir schreiben jede Woche und Sie schicken uns ebenso Nachricht!" sagte sie weich und sehr traurig und es war ihr, als hätte sie dennoch plötzlich wieder Hoffnung.

Eine plötzliche weite Reise des gnädigen Herrn und sogar auch der gnädigen Frau hatte für die Schloßdienerschaft, wie auch voraussichtlich für die Nachbaren, etwas Ueberraschendes, — Unerklärbares.

Wohl hatte man hier und da eine derartige Idee besprochen, — aber sie blieb doch im weiten Felde.

Nun so plötzlich! Heute noch!

Ja, heute! Die tieferschütterte Frau begriff, daß nach dem Vorgange der letzten Nacht eine gänzliche Veränderung ihres Innenlebens eintreten müsse, — daß dies furchtbare: Mitschuldig! an ihrem Herzen nagen würde wie fressendes Feuer; — jetzt brauchte sie irgend etwas ungewohntes, was sie nicht zu sich kommen ließe. Noch vielmehr bedurfte aber „ihr armer Ernst“ dieser Reise.

Sein ganzes Heil war von nun an mehr noch als früher darauf gestellt, daß er die Rechtfertigung seines Handels in Isoldes Unrecht fand. Welche Pein! — Einer Todten Leben und Irren nachzuspüren, um vielleicht sagen zu dürfen: Ich war im Recht, — ich habe sie verurtheilt nach meinem Gefühl, aber dies Gefühl hatte Recht. —

„Und wenn ich das Gegentheil entdeckte? Wenn ich —?“

So stand ihr Mann und murmelte die Frage, die in seinem Gehirn bohrte, vor sich hin.

Fort! Abreisen! Bewegung und Thätigkeit auf das Ziel zu, — das war jetzt unerläßlich. —

An Claudius schrieb der Baron: „Ich bin gezwungen, zu verreisen und nehme die Mama mit. Kehre nach Bokel zurück; — ich werde ein Gesuch auf Verlängerung des Urlaubs für Dich einreichen; — vertritt mich in

Haus und Wirthschaft. Es drohen Verwickelungen, die auch Dein Leben schwer beeinflussen können!"

Und dann reisten sie ab; — die Weigelt ahnte allerlei. — Aber die treue Seele schwieg bescheiden und nur ihre Augen verriethen die bange Sorge.

Claudius hatte den Brief seines Vaters nach einer mehrtägigen Verzögerung in dem reizenden Herrenalb erhalten und war, betroffen von den seltsam dunklen Andeutungen, sofort nach Haus gereist, wo die Weigelt ihm auch nur wenig sagen konnte.

Die Alte hatte Sorge, das sah er ihr an, sie redete sich aber auf seine Fragen dahin aus, daß ihr die Verantwortlichkeit für die große Wirthschaft und die heranwachsenden Kinder zu schwer werde.

Hafner, den Claudius noch gar nicht kannte und von dessen Anwesenheit und einstigen Beziehungen zu seinem Vater er erst jetzt Näheres erfuhr, — lag matt und langsam hinsterbend in seinem Bette.

„Er ist schon gänzlich theilnahmlos, Junker Claudius," sagte die Weigelt übertreibend, „ersparen Sie sich den Besuch; dem Kranken nützen Sie nicht damit, er freut sich nicht einmal darüber."

Sie wünschte so ein Zusammenkommen zu hindern, von dem ihr wiederum „nichts Gutes ahnte".

Daß Hafner in Claus Angelegenheiten verwickelt gewesen und daß diese Angelegenheiten ihren jetzigen Herrn noch schwer bedrückten, schien ihr klar genug.

Der scharfsinnigen Frau, die in angestrengter Pflichterfüllung früher alterte, als es ihre Jahre mit sich brachten, waren die verweinten Augen ihrer Herrin so wenig entgangen, als die verstörten Mienen des Barons. Sie wurde nicht ins Vertrauen gezogen; das war ein seltner Fall und sagte ihr mehr als hundert Worte, es handelte sich um Schweres.

So halb und halb erfuhr sie denn von Claudius, was es gab. Er sagte ihr natürlich kein Wort von dieser geheimnißvoll aufgetauchten „Tochter" seines Onkels Claus, — aber Abends nach seiner Heimkehr, als die Alte, wie sonst, zu ihm schlich, um sich mit ihm zu „bereden" über die Veränderung, die auch mit ihm vorgegangen, da berichtete er ihr ohne Rückhalt, was er erlebt und daß er Charlotte liebe.

Dieses Bekenntniß that ihm wohl.

Die alte Weigelt hatte eine ganz besondere Art verständig anzuhören und zu urtheilen.

„Sorgen Sie sich nicht um Graf Otto, Junker," tröstete sie ihn dann zuversichtlich. „Wenn das gnädige Fräulein Sie einmal wahrhaft lieb hat, dann kann dem Herrn Grafen all sein Reichthum nichts helfen! Sie könnten auch hinüber reiten, sich nach dem Befinden des

armen gnädigen Fräuleins zu erkundigen, — Sie müssen's, als höflicher Herr, Junker Claudius!" —

„Wahrhaftig! Wie doch so eine kluge Frau klug ist," jubelte er auf.

Daran hatte er noch nicht gedacht! Und es lag so auf der Hand! — —

Warun wollte er nicht?

Sie sah es wirklich nicht ein! „Wenn ein Mann ein Mädchen liebt, hilft ihm die allzugroße Schüchternheit wahrlich nicht weiter, macht die Aermste vielleicht nur irre an seiner ehrlichen Absicht. — Und wenn ein Mädchenherz darauf nicht ganz fest vertraut, dann zeigt es sich eben auch nicht, sondern versteckt sich ängstlich."

Sie hatte gewiß recht, die Alte!

Es zog Claudius gewaltig nach Raute.

Und eines Tages ritt er hinüber; er hatte erfahren, daß Charlotte mit den beiden Grafen angekommen sei.

Eine eifersüchtige Angst bemächtigte sich seiner; gegen den Grafen Otto sprang ein förmlicher Haß in ihm auf.

Als er sich dem gewaltigen Schlosse, in welchem er mehrfach einen Theil der Ferienzeit bei seinem jetzigen Nebenbuhler verlebt, einem echten Bild der Feudalzeit, näherte, sah er auch noch andere Gäste dorthin streben.

Ein eleganter Landauer, dem man aber ansah, daß er einen weiten Weg auf staubiger Chaussee gemacht, fuhr am Schloßportal vor, drei Herren stiegen aus, — Claudius

kannte nur den Einen, den Gutsnachbar des Großpapa Schlichthorst. —

Die Entfernungen waren doch zu weit, als daß man täglich, oder nur wöchentlich von einander gehört hätte; — als Claudius, vom Grafen und seinen beiden Söhnen aufs Beste empfangen, die Namen Lord Lisson und Monsieur de Morand hörte, erinnerte er sich nur des Letzteren, als von seiner Stiefmutter öfter genannt. — Dem argwöhnischen Blick des Eifersüchtigen schien es, als ob Graf Otto strahlender als sonst aussehe und auch heiterer sei; als ob der Vater ihn verstohlen scharf beobachtete.

Und nun folgte eine Geduldsprobe der unerträglichsten Art für die sehnsuchtsvolle Liebe des armen Claudius.

Die Herren wurden einstweilen nicht zu den Damen geführt. Die Gräfin Mutter habe eine „Armenkommission" berufen, — verschiedene Damen aus der Nachbarschaft, die mit ihr „arbeiteten."

Was half Claudius sein heimlicher Aerger? — Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

Dieser Lord Lisson interessirte ihn indeß auf die Dauer doch. Er kannte die Jagd in allen Culturländern und die mancher wilden Völker. —

Man vergaß seine Entstellung, die anfänglich peinlich berührte, vollständig.

Der Engländer schien auch an Claudius Gefallen zu finden. „Sind Sie ein Verwandter des Barons von Schloß Bokel?“ fragte er ihn.

„Ein Sohn, Sir!“

„Ah, — die Frau Baronin wird mich einen Unbescheidenen genannt haben!“ sagte der Lord und erzählte Claudins, sie habe ihm keine Einladung, auf die er gehofft, gesandt.“ —

Als er nun von der Reise des Ehepaares erfuhr, war er offenbar sehr befriedigt, darin einen besseren Grund für dies Ausbleiben finden zu dürfen, und plauderte anscheinend unbefangen weiter. — Es war indeß nicht ohne Absicht, daß das Gespräch auf die Bokeler Verhältnisse kam, — jedenfalls mußte Lord Liffon mit Erstaunen bemerken, daß auch Claudius sehr wenig von der Vergangenheit seines Onkels Claus gehört, noch weniger ahnte derselbe von Lord Liffons Beziehungen zu dem Verstorbenen.

„Ihr Onkel hatte eine Tochter; — ich wüßte so gern Näheres von ihr, — sie muß früh gestorben sein!“ sagte der Engländer.

„Eine Tochter?“ Claudius wurde plötzlich ganz Aufmerksamkeit. Daher also wohl die dunkle beunruhigende Kunde? Eh' er es wollte, hatte er gesagt:

„Was wissen Sie von ihr?“ Dann erst besann er sich darauf, daß dieses Mädchens Existenz irgend ein Geheimniß umschwebe.

Eine Fluth von Gedanken überstürzte ihn.

Unter Lord Liffons Blick faßte er sich und suchte sich den Anschein vollster Gleichgültigkeit zu geben.

Da aber der Lord eifrig erwiderte: „Ich suche von ihr Nachricht. Wo lebt sie? Ich interessire mich sehr für die junge Dame! Ich würde mich außerordentlich freuen, sie aufzufinden! —“ wurde er verlegen. Was sollte er sagen? Ein Nichtwissen war peinlich einzugestehn, und doch rief in ihm eine unklare Ahnung zu: „Vorsicht!“ — Was war's überhaupt mit dieser Tochter!

Seit ihr Schatten auftauchte, gab es nur Sorge, Verstimmung, finstere Mienen beim Vater. —

Sein Schweigen fiel dem Engländer sehr auf. „Verzeihung! Ich habe einen unliebsamen Gesprächspunkt berührt,“ sagte er zurückhaltender.

Claudius wußte auch hierauf keine rechte Antwort. Um sich auszureden, stammelte er etwas verworrenes: „In der That —! Es liegt da — Familiengeheimnisse — man rührt nicht gern daran.“ —

Was er sagte war in der That die Meinung, die er sich — die Existenz des Mädchens angenommen! — als Erklärung gegeben. Auch ihm war wohlbekannt, die Weigelt hatte schon vor Jahren davon geschwätzt, daß der selige Herr mit der schwarzen Rieke ein gar ruchlos Leben geführt. —

Und darum war von der „Tochter" wahrscheinlich auch gar nie die Rede gewesen. Wer deckt solche Dinge gern auf? —

Gleichwohl! Ah! so lag es sicher! Die Person trat jetzt mit Erbansprüchen hervor. Und darum seines Vaters Verstimmung!

Während Claudius so in der Klarheit über diese Dinge einen großen Schritt weiter gemacht zu haben glaubte, hatte Lord Liffon schon ein anderes Gespräch begonnen. Aber ihm ging ebenso ein ganzes Heer aufgeregter Gedanken durch den Kopf, wie seinem Gegenüber. Was war das für ein Geheimniß? Warum wurde die Existenz von Isoldes Tochter verhehlt? Niemand hier wußte von ihr; — Lord Liffon hatte das längst begriffen. — War das Mädchen etwa krank — etwa irrsinnig? — Isoldes Kind? — Die eigentliche Erbin?

Das tiefe Interesse, das er für seine Jugendliebe in sich bewahrt, regte ihn mehr und mehr auf. Er hatte die Pflicht, Isoldes Ehre, ihres Gatten Verwandten gegenüber zu vertreten, schon neulich eingesehen; — heute kam ihm plötzlich die Frage: Mußte er nicht erforschen, wo ihr Kind geblieben? Bedurfte dies Kind eines Beschützers? — Daß er dies dann sein würde, stand ja fraglos fest. Aber — welcher Gedanke!

Lord Liffon schämte sich fast desselben und nannte sich einen unverbesserlichen Don Quichote.

Und nun kam die Rede der anderen Herren auf das Reiseziel des Barons von Heterendorp. Claudius gab unbefangen Auskunft: „der Vierwaldstätter-, die italienischen Seen“ — und wunderte sich, Lord Liffons erregtem forschenden Aufblick zu begegnen.

Dieser dachte sofort: „Ah, dort wird Isoldes Tochter sein!“ und dann rechnete er die Jahre aus; — das Mädchen mußte soeben zur Jungfrau herangereift sein.“ —

„Warum hat hier Niemand erfahren, daß es eine rechtmäßige Erbin von Bokel gab, ehe dieser Baron den Besitz antrat?“ ging es ihm immer im Kopfe herum.

„Don Quichote! Don Quichote!“ rief ihm warnend sein Verstand zu.

Unterdeß redeten die Herren mit Eifer von der dies Jahr so sehr ergiebigen Hühnerjagd, Niemand beachtete des Engländers Zerstreutheit.

— — — — — — — — — — — —

Endlich kam auch die von Claudius so glühend ersehnte Abfahrt der „Armencommission“. —

Die Herren wurden gleich darauf ersucht, bei der Gräfin im Garten ein Vesperbrot einzunehmen.

Dort, in der nach Westen offnen Laube von reich blühendem Jelängerjelieber, fanden sie die Damen. Neben ihr saß der Pfarrer des Dorfes, der zurückgeblieben war, als die Damen sich verabschiedeten. Daß Claudius nur

Augen für Charlotte hatte, war begreiflich, aber seligen Herzens sah er auch, ihre dunklen Blicke suchten ihn zuerst und allein.

Sie sah blaß und trübe aus, — aber das feine Roth, das in ihre Wangen stieg, als ihre Augen sich begegnet waren, machte sie bezaubernder als je. — Das schwarze Trauerkleid hob ihre Schönheit noch.

„Wie sehr habe ich mich gesehnt, Sie wiederzusehen!" sagte er leise und rasch, da er sie begrüßte. —

Da war aber schon Graf Otto neben ihm, — Argwohn und Eifersucht in jedem Blick.

Die alte Schulfreundschaft war, wie es schien, vergessen. Kühl und gemessen standen sie sich gegenüber.

Dasselbe fühlte Claudius von der Gräfin, die früher ein besonderes Wohlwollen für ihn gehabt.

„Wollen Sie sich zu Therese setzen, Claudius?" sagte sie und lächelte sehr liebenswürdig, indem sie ihn so von Charlottes Seite entfernte und ihres Ottos Befriedigung erfreut bemerkte.

Comtesse Therese nahm dann Claudius voll in Anspruch. Er ergab sich auch in sein Schicksal; — die Seligkeit, die ihm Charlottes erschrocken betrübter Blick eben gewährte, als die Gräfin ihn von ihrer Seite rief, war himmlischer Ersatz.

Und daß er ihr jetzt gegenüber saß, daß ihre Augen sich zuweilen begegneten, daß sie Beide wußten, sie hatten sich lieb — das konnte ihnen Keiner jetzt rauben.

„Ich will mich so liebenswürdig machen wie möglich, dann laden sie mich ein!" nahm Claudius sich vor und glänzte und strahlte förmlich durch alle geselligen Talente, die er in sich aufbieten konnte. —

Man war auch dankbar dafür, die Comtessen ließen ihn gar nicht los.

Nach einer guten Weile wurde ein Abendspaziergang vorgeschlagen. Die Gräfin und der geistliche Hausfreund schlossen sich den jungen Leuten an, die älteren Herren blieben zurück.

Claudius erbebte förmlich vor Freude bei dem raschen, schüchternen Hoffnungsblick, den Charlotte ihm zuwarf. Jetzt konnten sie vielleicht zusammen gehen?

Aber auch diese Hoffnung trog.

Graf Otto verließ seinen Platz nicht, die beiden Comtessen nahmen Claudius für sich in Anspruch. In stillschweigendem Einverständniß handelte die gräfliche Familie im Interesse Ottos.

Ach, und Charlottes Herz brannte vor Sehnsucht, mit Claudius zu sprechen.

Daß Graf Entschede sich über sie ein Verfügungsrecht angemaßt, gegen das ihr Herz protestirte, war wider ihren Wunsch und Willen geschehen. Wie weit durfte er dies Recht ausdehnen? — Das sollte er ihr sagen.

Von dem Justizrath wußte sie, daß sie sich bei dieser „liebevollen Gewalt" zu unterwerfen hatte — ach, es

war noch so grausam lange, bis sie ihre eigne Herrin wurde!

Und wenngleich man sie jetzt viel zarter und liebenswürdiger behandelte, als da die Generalin noch lebte, so waren die scharfen Hindeutungen auf vornehme und nicht vornehme Geburt doch nicht ohne tiefe Spuren an des Mädchens Herzen vorüber gegangen! So jung Charlotte noch war und so harmlos sie das Leben bis jetzt ansah, sie fühlte doch sehr schnell heraus, daß Graf Otto tiefes Interesse für sie bei der ganzen Familie Vorschub fand.

Das Alles hätte sie Claudius, ihrem „einzigen, besten Freunde“ so gern sagen und klagen mögen! Daß sie vielleicht kein Wort davon über die Lippen bringen würde, wenn er dann neben ihr ging, bedachte sie nicht; je weiter die Zeit vorrückte, um so unbehaglicher, unruhiger und gereizter fühlte sie sich.

Sie gab ihrem Anbeter kurze abweisende Antworten, um ihn von sich zu verscheuchen, es half auch dies nicht.

Ebenso ging es Claudius. Eine wahre Wuth überkam ihn gegen die lächelnden Comtessen. Er suchte auf alle Weise das Gespräch ein gemeinsames werden zu lassen, wandte sich wiederholt zurück nach Charlotte, daß sie ihr Urtheil abgebe, oder das seinige beistimmend verstärkte, — es gelang nicht! — Unter der Maske der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit wurde auch hier der Krieg geführt, der oft so grausam Wunden schlägt.

Unterdeß hatte Lord Liffon seinen Entschluß gefaßt. Er wollte wissen, was es auf sich hatte mit dieser Verheimlichung von Isoldes Tochter.

Seine ersten Fragen fanden kaum mehr Beachtung, als die der gewohnten feinen Höflichkeit, — erst dann kam man dahinter — horchte auf, — staunte — sah sich verwundert an.

Eine Tochter des Baron Claus? Aus seiner Ehe? Und das wäre richtig? — kein Irthum? Seltsam! Man hatte nie gehört, daß eine solche existirte.

„Aber auch dann wies man nach kurzer Ueberlegung die Mittheilung etwas obenhin zurück. Es war ja bekannt, daß Baron Claus von seiner Frau geschieden gewesen und wenn da eine Tochter existirte — nun —!

Und dann zuckte man die Achseln und glitt über die Sache weg zu andern Gesprächen.

Lord Liffon war blaß geworden.

„Don Quichote!“ rief es in ihm — und daneben wallte in seinem braven Herzen ein leidenschaftlicher Zorn auf: „Isolde sollte das Opfer sein? Die unschuldige Isolde?“

Und er durfte noch nicht einmal hervortreten mit seinem Besserwissen! Wer kannte ihn hier so genau, um ihm auf seine Aussage hin unbedingt zu vertrauen, gegenüber einem Manne von Baron Heterendorps Ansehen?

Aber er war die unschuldige Ursache gewesen, daß

auch ihr Ruf damals litt! Seine heilige Pflicht mußte es sein, der Todten Gerechtigkeit zu schaffen!

Dennoch! Und wenn es Allen lächerlich erschien, es gab nur einen Weg für ihn und den mußte er gehen.

Mitten in das Gespräch der andern Herren hinein sagte er aus langem Nachdenken laut und zum Grafen Entschede gewendet:

„Ich kenne das Erbrecht Ihres Landes nicht, Graf, aber mir scheint, wenn Töchter den Gutsbesitz erben können, so würde die Tochter der Baronin Isolde von Heterendorp ein alleiniges Recht haben auf das Erbe ihres Vaters, des Baron Claus?

„In der That, Lord Liffon, so würde es sein, denn Bokel ist nicht Fideicommiß. Aber sie sprachen eben von einer Tochter der Baronin; — die Ehegatten lebten getrennt —!"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Die Frau war tugendhaft in jedem Sinne, — der Mann nicht."

Und nun erzählte Lord Liffon die Geschichte des Ehepaares, welcher die Gutsnachbaren des jetzigen Baron von Heterendorp mit größtem Interesse zuhörten.

„Ich weiß, meine Herren, daß es grade von mir ein mißliches Unternehmen ist, die Ehre einer Ihnen unbekannten und gleichgültigen Frau weiß waschen zu wollen!" fuhr der Engländer in tiefer, aber beherrschter Leidenschaft fort, „doch ich frage Sie Alle, meine Herren, würden Sie

in meinem Falle schweigen, wenn Sie wüßten, das Kind dieser Frau und dieses Mannes lebt? Der Fluch der Verleumdung, der die Mutter traf, ruht noch heute auf der Tochter; soll ich, der ich Jene rechtfertigen kann, schweigen? Würden Sie nicht einfach Ihre Pflicht thun, wie ich jetzt thue, was ich für die meinige halte?“

Die Erregung des fremden, ihnen Allen durchaus sympathischen Mannes hatte die Männer sämmtlich für ihn eingenommen. Jeder fragte sich: „Würde ich thun, wie er?“ Und Jeder gab sich die Antwort: „Er glaubt sich im Recht und in der Pflicht, er ist ein braver Mann.“

Dennoch machte sich in Allen auch ein lebhaftes Bedenken geltend: Sie kannten Ernst von Heterendorp seit Jahren; — er stand bei ihnen und seinen anderen Standesgenossen, aber auch sonst bei Allen, die ihn kannten, in hohen Ehren.

Ohne Zweifel übte in diesem Augenblick Lord Liffon nur Ritterpflicht, aber wahrscheinlich übersah er die Sachlage nicht genauer.

Das sagte ihm Graf Entschede; die übrigen Herren stimmten zu.

„Es ist uns wohl Allen begreiflich, daß der Baron seines Bruders Gattin nicht in ihrem Grabe noch unnütz kompromitttiren wollte, als er die Erbschaft von Bokel antrat; aber wir sind auch ebenso sämmtlich überzeugt,

daß Baron Ernst von Heterendorp Ihnen jeden Aufschluß geben wird.“ —

Lord Lisson las in aller Augen die Zustimmung. Er mußte sich zufrieden stellen lassen, bis der Baron von seiner Reise zurückkehrte.

Das wollte er auch. Aber je länger er an die Sache dachte, um so empörender erschien ihm die Zurücksetzung von Isoldes Tochter. —

Er hatte die Frau jahrelang zu heiß geliebt und ihr spurloses Verschwinden zu tief betrauert, um nicht noch immer die Narbe jener großen Herzenswunde zu fühlen.

Ihm war, als bluteten sie heute alle wieder. Schmerzen der Vergangenheit wurden lebendig, wie seit Jahren nicht.

Das Gespräch ging abermals auf andere Gegenstände über.

Niemand kam auf die von dem Engländer erzählte „eigenthümliche“ Geschichte zurück; zu Denken gab sie Allen.

Und obwohl sie sich hüteten, einen Zweifel in sich aufkommen zu lassen, so konnten sie doch nicht umhin, darüber nachzugrübeln, wie die Sache wohl liegen möchte mit diesem Mädchen!

Und Heterendorp konnte froh sein, daß er das Gut bekam!

Aber seltsam war es doch, daß Niemand je von

diesen Geschichten Gewisses gehört hatte! Von dem Mädchen nun gar!

Als Claudius mit den Andern vom Spaziergange zurück kam, tief verstimmt über die Art, wie die ganze gräfliche Familie lachenden Auges und in liebenswürdigster Weise ihn fern hielt von Charlotte, sah er mit einem gewissen Erstaunen, daß sich aller Blicke auf ihn richteten.

Aber zum Nachdenken darüber war er nicht aufgelegt, er hatte nur Sinn und Gedanken für die große Gefahr, in welcher, wie er jetzt gewiß wußte, sein Herzensglück schwebte.

Heiße Septembersonne lag auf dem einzig schönen Comer See und seiner großartigen Umgebung.

Erst kurz vor Mittag waren zwei Reisende vom Gotthard herab im Hotel Niederhaus angekommen. Die lange Wagenfahrt schien die Dame sehr angegriffen zu haben, trotzdem aber ließ der düster und verhärmt blickende Gemahl ihr kaum die Zeit, sich durch das gute Mittagsessen zu erquicken, so ungeduldig trieb es ihn weiter.

Ein gegenüber sitzender Herr warf die Bemerkung hin, es sei ein heißer Tag, und der Weg zur Madonna di San Martino ein schlechter, beschwerlicher, aber auch diese Abmahnung machte keinen Eindruck.

Tief athmete Ernst von Heterendorp auf, als er und

Candida, die Stadt hinter sich lassend, den steilen Bergpfad hinan ritten.

Bald ließ ihn aber die Unruhe der Seele schon diese passive Bewegung unerträglich erscheinen.

Er stieg ab von seinem Maulthier und schritt neben dem seiner Gattin her, den Führer voranschickend.

Ihre Hand zog er an seine Lippen.

„Wie ich Dir danke, Frau! Die schlimmste Gewißheit ist besser, als diese Folter des Bangens und Zweifels!" sagte er weich und abbittend.

Sie blickte ihn mit der alten Liebe an; — ach, aber nicht mehr mit der alten, ruhevollen Heiterkeit!

„Du hast Recht, Ernst, ich fühle mich ebenso fieberhaft aufgeregt wie Du! Aber versprich mir nur das Eine, Du wirst es, wie es auch kommen mag, als Entscheidung Gottes ansehen, willst nicht weiter in dieser Weise Dich selbst zu Grunde richten durch Aufregung und Kummer?!"

„Alles will ich, Alles, was ein Mensch dem andern, was ein Mann seiner geliebten Frau zu Liebe thun kann, Candida! — Nur über mich selbst weg kann ich nicht! Es ist ein zu elendes Gefühl, die Reue!"

Sie schwieg. Was er sagte, war ja nur der täglich wiederholte Inhalt seiner Klagen und Alles, was sie dagegen zu sagen gewußt, das hatte keinen Werth, sie empfanden es Beide.

Die körperliche Anstrengung des Steigens that ihm, so groß sie war, wohl, darum ließ sie ihn auch gewähren. — Rings um sie her und zu ihren Füßen lag das erhebendste und lieblichste Bild der Gebirgsnatur; — Candida sah es mit heißem Herzweh, weil sie sich nicht daran freuen konnte, Ernst ging durch all diese Schönheit hin, wie ein Blinder, das eigne Herzenselend nahm ihn völlig gefangen.

Ob dieser steile, steinige Gebirgsweg gar nicht enden wollte? Jede Minute kam Beiden lang vor wie eine Ewigkeit und die Angst und Spannung, ob sie hier finden würden, was sie suchten, wollte sie fast ersticken.

Endlich! endlich waren sie oben.

Da!

Mit zitternden Händen hatte der Baron jene Zeichnung Isoldes schon längst aus der Brieftasche genommen; — nun hielt er sie und schaute darauf und dann das einsame schlichte Kirchlein an.

Ja! Gott sei Dank, ja! Sie hatten sich hergefunden! Doch nein, die gnadenvolle Hand des Herrn hatte sie an ihr Ziel geführt! —

Candida war eher eingetreten, als ihr Gatte. Vor dem Altar sank sie nieder und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. —

Ein alter Geistlicher las an einem kleinen Seitenaltar

die Messe — zwei oder drei Frauen und einige Kinder saßen in den Kirchenstühlen.

Sie schauten Alle kaum auf, es mochte wohl öfter vorkommen, daß mühselige und beladene Fremde zu ihrer Madonna flüchteten.

Der Baron hielt sich am Eingang der Kirche. Für Candidas Empfinden war es durchaus gleichgültig, daß sie vor der Madonna kniete, sie, die gläubige Lutheranin; — für sie galt weder Zeit noch Ort, wenn ihr Herz ganz erfüllt war von dem Sehnen nach dem Beistande des Höchsten.

Ihr Gatte konnte so frei und wahrhaft religiös nicht fühlen. —

Mit unsäglicher Ungeduld erwartete er das Ende der Messe und daß der Geistliche das Altargewand abgelegt hatte.

Dann traten er und Candida zu dem alten Herrn.

Mit Mühe und nur mit Hülfe des Führers gelang es ihnen, ihm ihre Wünsche klar zu machen.

Endlich begriff er.

„Allerdings — ja, — es gab ein Kirchenbuch; aber er mußte zu seinem Bedauern erklären —."

Der Baron ließ ihn gar nicht ausreden.

„Signor, dies für die Madonna, wenn Sie mir sofort Auskunft geben!" fiel er ihm ganz in seiner gewohnten, herrischen Weise ins Wort, und überreichte ihm ein ansehnliches Geldgeschenk.

Ein scheuer Blick des alten Mannes verrieth ihm, daß derselbe dachte, ein so reicher, befehlender Herr müsse wohl ein Fürst oder gar noch Höheres sein. Sein Sinn änderte sich. Nun freilich! Gewiß! Für die Madonna mußte man immer Zeit haben.

Und so holte er denn das Kirchenbuch aus einer alten Eisenkiste der Sakristei.

Da war es! Endlich! Endlich!

Die Jahreszahl, die ungefähre Zeit gab der Baron mit vom Herzklopfen erstickter Stimme an.

Der Alte suchte und suchte.

Zwei Namen hatten die Fremden ihm aufgegeben, der Eine so schwer wie der Andere.

Und beide nicht zu finden! — Nein, — nirgend!

„Sucht im März — im Februar!" stieß Candida athemlos hervor. —

Da! Ein lauter Aufschrei Heterendorps, der dem Alten über die Schulter sah. Und dann zeigte er, kreideweiß vor Erregung, mit dem Finger auf den Namen.

„Isolde von Brabeck — ein Mädchen! geboren den 4. März 185, getauft auf denselben Namen: Isotta di Brabeck!"

Still und erstaunt sah der alte Geistliche, daß der vornehme stattliche Herr mit der kummervollen Miene plötzlich auf das Knie sank, — seinen Kopf auf das Buch legte, und krampfhaft schluchzte.

Auch die Dame weinte und kniete neben ihrem Gatten.

„Ernst! mein lieber Mann! Beruhige Dich!"

„Candida, Frau, Engel! Ich habe Recht gehabt! Ich bin kein Elender! Brabeck hat sie ihr Kind genannt! Es ist nicht Claus Tochter —! O, Gott des Himmels, ich danke Dir!"

Die Baronin begriff ihren Mann, sie theilte seine unbeschreibliche Aufregung. Aber sich freuen, an seinem Jubel theilnehmen konnte sie nicht. —

Das verlangte er auch nicht, sah es nicht einmal. Er war so erfüllt von seiner „Freisprechung", daß er überhaupt nichts weiter denken konnte.

Der Geistliche mußte ihm zwei Abschriften des Kirchenbuchs machen, — eine einzige hätte verloren gehen können, und dies Document war ihm so wichtig!

Stundenlang blieb er dort oben in einer Candida zuletzt beängstigenden Exaltation.

Immer wieder besah er jene Zeichnung Isoldes, welche ihm „Leben und Ehre rettete!" Immer wieder erzählte er ihr, was er schon so oft erzählt hatte, dann auch von der ruhelosen Angst, mit der er den Zweifel in sich herum getragen, die Reue und das gräßliche Gefühl der Scham über sich selbst.

Und nun war das Alles unnütz gewesen! Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Je länger sie ihn so sah, um so unruhiger wurde in ihr ein anderer Gedanke laut: Lord Liffon schwur auf seine Ehre, Isolde sei rein und tugendhaft gewesen. Wie sollte ein Mann dieser Art dazu kommen, sein Wort zu mißbrauchen?

Das Vertrauen, welches der Engländer ihr eingeflößt, ließ sich nicht erschüttern durch die heute erlebten Ereignisse. —

„Es ist ganz undenkbar, daß ein Mann, wie Lord Liffon eine bewußte Lüge sagt. Auch lag dazu nicht der geringste Anlaß vor!“ wiederholte ihr eine ihr gradezu unbequeme Stimme in ihrem Herzen.

Sie sagte ihrem Gatten keine Silbe davon! Er hatte schwarz auf weiß, was sein Thun damals rechtfertigte, oder, wenn nicht das, so es doch erklärte, und dagegen kamen keine Versicherungen der nächstbetheiligten Person auf. —

Das war ja auch trotz Allem das Bedenkliche, daß Lord Liffon selbst der angeschuldigte Liebhaber gewesen sein sollte und daß er zugab, er habe Isolde geliebt. —

Vor jedem Richterstuhl würde man auf dies Zeugniß des Kirchenbuches hin ihren Gatten freisprechen!

In dieser Schlußfolgerung fand die Baronin denn auch endlich vorläufig Beruhigung. Sie wußte wohl, daß dieselbe nur eine vorübergehende sein würde, — aber es

überkam sie eine Art Uebersättigung des Kummers, sie wollte nicht mehr leiden, weil sie nicht mehr konnte.

Aehnlich ging es ihm, nur daß sein Leiden in übermäßigen Triumph und Jubel umschlug.

Auf dem Heimwege konnten sie sich nun der schönen Gotteswelt freuen und thaten es.

Noch an demselben Abend ging ein Telegramm an Hafner ab mit dem einzigen Wort: Gefunden!

Und dann ruhten ihre Seelen aus! Es folgten Tage reinsten und höchsten Glückes. Candidas empfängliche Seele schwelgte im Anschauen und Bewundern.

Trotzdem wurde sie diese geheime Unruhe nicht los. Die Gestalt Lord Lissons trat ihr überall vor die Seele, — der Ausdruck seiner Augen, seiner Züge, als er ihr im Garten ihrer Eltern von Isolde und seiner Liebe erzählte.

„Ich möchte auf der Rückreise doch auf der Matte vorkehren, Ernst!“ sagte sie eines Tages.

Sie hatten auf der Hinfahrt das einsame Gehöft liegen sehen, aber es trieb sie zuerst zur Madonna di San Martino. —

Der Baron erklärte, nicht die mindeste Lust zu haben. Wozu auch? Welches Interesse konnte sie an der — Frau nehmen?

Candida schwieg. Aber die Evanatur in ihr ließ sich nicht auch zum Schweigen bringen.

„Weißt Du, wir erfahren vielleicht aus ihren Schreibereien, was wir wissen möchten. Lord Lisson schwört auf sie, sie muß auch ihn getäuscht haben!“ sagte sie ein anderes Mal.

„Dieu veut, ce que femme veut!“ lachte er, als sie dann, ganz Andere, als die sie gekommen, Como verlassen hatten und nun in Brunnen das Dampfschiff bestiegen.

„Es ist so leicht; von Weggis nehmen wir ein Boot und fahren hinüber nach der Matte!“ hatte sie ihn wieder überredet.

Nun gab er nach! Ach, er that ihr Alles zu Gefallen, ihr, die ihm so überreiche Liebe bewiesen hatte. —

Und wieder einmal kehrten Gäste auf der Matte ein.

Der Bauer und die Bäuerin waren älter geworden, auch klüger, durch das viele Nachdenken über die wenigen Ereignisse ihres einförmigen Lebens.

„Mit der kleinen Sotta hatte es sicherlich eine besondere Bewandtniß gehabt,“ hatten sie sich nach und nach klar gemacht, „denn wozu wären sonst von Zeit zu Zeit immer wieder diese vornehmen Herren gekommen — erst der deutsche Baron mehrere Male und dann der Engländer, — um immer wieder zu forschen und zu fragen nach der armen jungen Gnädigen — ihrer Mutter.“

Darum empfing der Mattenbauer den Baron auch nicht eben erstaunt und seine redefertige Frau rief sogar: „Ei, schau mir Eins! Da ist der Herr Baron mal wieder!" Und dabei fragten ihre klugen, lebhaften Augen fast zudringlich: Was willst Du denn? Was führt Dich her?

Der Baronin vornehme Erscheinung gefiel ihr sichtlich, ihre ruhige Geradheit flößte der Schweizerin mehr Respect ein, wie sie jemals vor einer „Herrischen" gefühlt.

Candida blickte sich mit Interesse und einer sie hier plötzlch überkommenden Weichheit um.

Isoldes Charakter erschien ihr in einem neuen Lichte.

Wohl vergoldete die köstliche Octobersonne das einsame Erdenfleckchen mit seinem üppigen Graswuchs und seinem bunten Laub, wohl lag der See fast glatt und von Smaragdgrün in tiefstem Blau schillernd da, — wohl ragten alle Bergspitzen mit ergreifender Majestät in den wolkenlosen Aether empor — aber einsam, unaussprechlich einsam und weltabgeschieden mußte es der Unglücklichen hier doch zu Muthe gewesen sein! —

Im Hause drinnen herrschte auch jetzt die vom Baron geschilderte übergroße Reinlichkeit, — die Holztäfelungen von graubraunem Nußholz, die Möbeln waren noch blanker geworden, — dennoch, — dennoch! Wie mußte sich die verwöhnte vornehme Dame hier gefühlt haben? Oder vielmehr! Was hatte sie dahin gebracht, sich so tief zu verstecken?

War es wirklich die Sünde, die sie hierher trieb?

Lord Lissons Augen, sein edler wahrhaftiger Ausdruck, seine Worte traten wieder vor Candidas Einbildungskraft.

„Ich möchte mit der Frau verhandeln!" bat sie ihren Gatten in plötzlicher tiefer Bewegung.

Er sah sie erstaunt an. — „Und ich?" fragten seine Blicke. —

„Laß Dir die Schreibereien geben, lies sie durch!" rieth sie ihm —. Dann war er beschäftigt.

Man hatte ihnen diese Schreibereien Isoldes nie abgefordert, niemals Werth darauf gelegt; der Bauer und die Frau waren jetzt sehr bereit, sie dem gnädigen Herrn zu überlassen, natürlich gegen ein kleines Entgeld. —

Während der Baron sich mit den im Lauf der Jahre wild durcheinander gewirrten Schreibereien beschäftigte, ging seine Frau mit der Bäuerin auf dem Wege des langen „Obstgartens" auf und ab, und ließ sich erzählen, was der Frau eben in den Sinn kam, von der armen Gnädigen.

Ach, sie hatte es ja dem Herrn Baron schon vor Jahren, als er die Sotta holte, zugeschworen, daß sie brav gelebt, gar einsam und ehrbar und daß sie anscheinend heimlich immer gehofft habe, ihr Mann werde kommen, sie zurück zu holen. —

Nun Candida die Frau ruhig erzählen ließ, strömte diese über vom Lob Isoldes und von den Erinnerungen

an sie. — Ach, wie hätte die Aermste im Anfang oft geweint und geschluchzt! Nach und nach war sie ruhiger geworden und als dann das Kind da war, — sie brachte es ja von Como mit, da sie im Frühling wiederkehrte nach der Matte, — da lebte sie auf, da war sie ruhig und heiter und sprach davon, daß sie, wenn Sotta erst laufen könne, fort wolle, nach Deutschland oder sonst wohin. Aber nicht eher! Sie wolle erst sehen, ob die Liebe denn wirklich so ganz todt sei in ihres Mannes Herzen.

Die Frau brachte das nicht im Zusammenhange vor, — tausend Abschweifungen ihrer Gedanken mußte die Baronin gutwillig ertragen, — aber es gelang ihr immer leicht, dieselben auf Isolde zurück zu führen. —

Umgang? Nein — mit keiner Menschenseele! Nur mit dem Herrn Pfarrer! — freilich, — mit dem hat sie viel discurirt, zu dem ging sie auch zur Messe. — Und wie war sie erschrocken gewesen, als der Herr Pfarrer ihr vorgehalten, sie habe Unrecht, ja große Sünde gethan, daß sie dem Gemahl das Kind verheimlicht.

„Das müsse sie gut machen!“ hätte er gesagt, sie nähme ja dem Kinde das Beste, was es hätte, den Vaternamen!“ —

Candida horchte hoch auf. Ihr Aussehen entging der Bäuerin nicht. —

„Ja doch!“ fuhr sie betheuernd fort. „So war’s!

Aber die Gnädige wollte lange Zeit nicht daran und wenn der geistliche Herr von Weggis herüber kam, dann begann er immer wieder sie zu ermahnen, die Sotta müßt' ihr Recht haben und der Herr Baron auch, der Vater von der Sotta, sonst könnt' ja dem Kind ein Makel aufgeheftet werden von der eignen Mutter. — Und eines Tages weint' sie wieder sehr, als der Herr Pfarrer sagt', wenn sie nicht wollt', so sei es seine Pflicht, daß er dem Herrn von Brabeck Meldung thut. Und da sagt sie denn, dann wollt' sie's lieber selber schreiben, aber wir sollten Alle schon sehen, dann nähme er ihr das einzige Glück weg, das er ihr gelassen hätt'. —"

Sie wurden unterbrochen.

Der Baron war hinter ihnen her gekommen, und als sie sich, seinen Schritt hörend, umwandten, stand er vor seiner Frau, — kreideweiß, ein Blatt Papier in der einen, zwei blaue Hefte in der andern Hand. Und auf den ersten Blick sah Candida, seine Augen trugen wieder den melancholischen, unruhvollen Blick, den sie so gut kannte und so sehr fürchtete.

„Frau! — Ich bitte Dich! Dies finde ich eben!" sagte er sehr aufgeregt und hielt ihr einen Briefbogen hin. —

Die Baronin konnte vor unbestimmten Schrecken nichts von dem begreifen, was sie las. —

Er schickte die Bäuerin fort; dann begann er ihr halb vorlesend, halb erklärend zu helfen.

Was er da hatte, war das Concept eines Briefes, den Isolde an ihren Mann geschrieben, oder der vielleicht, ja wahrscheinlich! nie abgesandt worden war. —

Von Thränen verlöscht, hier und da durchstrichen und abgeändert, begann derselbe:

„Wenn ich hoffte, daß Du mich vermissen, mich suchen und finden würdest, so weiß ich jetzt, daß dies auch eine meiner „thörichten Illusionen" war. Mit dieser Einsicht würde ich Dich jetzt auf Deinem Wege nicht stören, wenn der alte Geistliche, der allein hier mein Freund ist, mich nicht zwänge, dies zu thun, was er meine Pflicht nennt, Dir mitzutheilen, daß ich Deinem Kinde — Deiner Tochter, — am 21. Februar 185 . das Leben gegeben. —

Mit dem ersten Gedanken, mit dem Du zweifelst an meiner Ehre und Deiner Vaterschaft, giebst Du mir von Neuem das Recht, mich jeder Pflicht gegen Dich enthoben zu fühlen.

Aber Du wirst nicht zweifeln, Claus, — Du kannst es nicht! —

So bitte ich Dich denn auf meinen Knien, lasse mir unser Kind! lasse mir meinen einzigen Trost. Du hast mich doch geliebt, — sagtest es wenigstens und ich glaubte Dir: — so flehe — — — — — — — — — —

Da endete das Schreiben.

Mann und Frau blickten sich mit schreckensvollen

Augen an — stumm — eine ganze Weile außer Stande, Worte zu finden.

Endlich ermannte die Baronin sich.

„Und das?“ fragte sie, auf die Hefte zeigend, gewöhnliche Schreibhefte, wie Kinder sie in der Schule brauchen.

„Das ist eine Art Tagebuch,“ — antwortete düster ihr Gatte, „die Unglückliche hat Briefe an ihre todte Mutter geschrieben, weil ihr das Herz sonst brechen würde.“

„O, mein Gott!“ murmelte Candida und lehnte sich an den Baum hinter ihr.

„Weiter — weiter — lies,“ drängte er. „Es ist zu furchtbar, Frau! Großer Gott, — wie hat das geschehen können und Du ließest es zu!“ rief er schmerzlich.

Auch hier brach oft ein Brief mitten im Satz ab. —

Dann folgten ruhigere Auslassungen. Isolde schilderte der todten Mutter ihr Leben auf der Matte.

„Zuweilen ist mir träumerisch ruhig und wohl; — aber nicht oft. — Viel häufiger erwache ich, das ganze Herz voll Sturm und Verzweiflung; und diese Einöde — dieses Gefangensein — sie bringen mich um — ich ertrage es nicht, ich werfe mich in das Gras und drücke mein Gesicht auf die kühle Erde und schreie meine Qual heraus. Menschen! Menschen! Eine Seele! Und den einzigen, der mich liebte — Everest — den hat er mir gemordet! Doch nein! Weigelt sagte, er lebte —.

Weigelt! hätt' ich sie doch nur nicht fortgeschickt! Aber ich haßte ihre Liebe zu ihrem Herrn."

Ein anderer Brief lautete ganz jubelnd:

„Meine Isotta! Mein Kind! So klein, so hülflos und mehr als eine ganze Welt! Ach, Mutter! Zu Dir bringe ich's, — Dein Geist umschwebt uns! Er würde mir das Kind nehmen! Ich habe es aber so gut versteckt, wie mich selber. Hier in dem einsamen Häuschen, zwischen den wilden Bergen findet er mich nicht. Und nach der Madonna di San Martino findet er sich auch nicht, die hat nichts mit ihm zu thun. — O, wie ich ihn hasse! Wie ich ihn verachte! Dreiundzwanzig Jahr alt bin ich, — eine Greisin an Schmerz! Und er wußte, ich war auf der Matte, die Weigelt hat es ihm sicher berichtet; — aber nie — nie ist ein Gedanke des Erbarmens mit seinem betrogenen Weib in seine Seele gekommen! O, der Elende! Ich gönne es ihm nicht, daß er der Vater meiner Isotta ist! Wie kann Gott einem solchen Manne das Glück gönnen, Vater zu werden! — Aber er soll sie nie haben, meine Isotta, — mein Engelskind! —"

Offenbar war der Brief irgend wo in der Nähe von Como geschrieben. —

Wieder ein dritter lautete ebendaher:

„Everest! Er ist hier! Furchtbar entstellt! Aber lebend! Gott sei Dank, lebend! Er sah so traurig aus.

Er ahnte nicht, wie nah ich ihm war, — ich versteckte mich. — Ha! Wenn man mich und ihn zusammen sähe, Mutter, so würde Claus triumphiren: Sagt' ich's nicht? — Er würde ja einen Schein von Recht haben: Bist Du besser als ich? — Das Wort hör' ich ewig! Diese Infamie! Mir, mir ein solches Wort! Da war's aus — jedes Gefühl aus in mir, nur Verachtung und Haß!"

Dann folgten auf andern Blättern abwechselnd ähnlich tief erregte Ergüsse oder auch ruhigere Bemerkungen über die Verhältnisse in Como, im Hotel Niederhaus und dazwischen ein Zurücksehnen nach Rom und den lieben Menschen dort.

Candida griff nur hier und da ein Blatt heraus, — zuletzt noch eins und das lautete:

„Nun bin ich wieder auf der Matte! Du mein Mütterlein führst und leitest mich. Du sagtest mir mit Deiner lieben sanften Stimme: Meide den Mann, der Dich liebt, — sei ehrlich gegen Dich selbst, — flieh!

Ich habe Dir gehorcht, Mutter; — nun bin ich traurig, — o, so traurig.

Du sagst: Er wird Dich finden! Löse das Band Deiner Ehe! Dann bist Du frei, — dann laß Dich finden! —

Aber Mutter! Dann nimmt Claus mir das Kind —.

Der Pfarrer spricht wie — —"

Da war das Heft zu Ende.

Daten fanden sich fast nirgend. —

Candida und ihr Gatte sahen sich trostlos an.

„Nun ist all unsere Freude hin und nun quält sich die Seele weiter nach dem Kind, der Sotta!" sagten sie sich.

Der Bauer und die Bäuerin blickten in die verstörten Mienen ihrer vornehmen Gäste mit heimlichem Staunen. — Was mochte nur in den Schriften gestanden haben? Sie konnten nicht lesen, aber der Herr Baron hatte doch früher flüchtig hinein geschaut und gar kein Verlangen gezeigt, weiter zu lesen.

Als das Ehepaar, alle Papiere jetzt sorgsam sammelnd und zusammenlegend, um sie mitzunehmen, zum Aufbruch rüstete, kam die Bäuerin zu der Baronin heran, mit dem vorsichtig scheuen Schleichen einer ängstlich Neugierigen.

„Ew. Gnaden, verzeihen Sie doch! Wir möchten gar so gern erfahren, was aus dem Kind geworden ist, der Sotta?" fragte sie.

Candida wurde blaß. Aber sie war innerlich vorbereitet. So sagte sie denn, was ihrem ehrlichen Herzen mehr als eine halbe Lüge war:

„Ich denke, ein schönes Mädchen und gar gut gehalten. Eine englische Dame hat sie zu sich genommen, mit nach England, da ihr die Kinder gestorben waren."

„Ach! eine Vornehme! So ist's auch recht!“ nickte befriedigt die Frau.

Gräfin Entschede saß in ihrem Sessel am Fenster und blickte beunruhigt auf den Liebling ihres Herzens, der in einer Aufregung, die ihn krank machen konnte, vor ihr stand, oder auch, wenn ihm gar zu wild zu Muthe wurde, hastig in dem großen, vornehm ausgestatteten Raume auf und ab lief.

„Sei vernünftig, Otto, mit Deiner Leidenschaft verschüchterst Du das Mädchen völlig! Du kannst ihre Liebe gewinnen und erringen, aber nicht erzwingen!“

„Das sagt Ihr immer, Mutter, abwarten, geduldig sein. Aber das ertrage ein Anderer!“

„Sie ist seit vier Wochen bei uns, Otto!“

„Eine Ewigkeit für mein Herz, Mama, und Zeit genug für Claudius, wie ein Ritter aus alter Zeit unsinnige Geschichten zu machen, nur um sie zu sehen, — ihr zu begegnen, — einen Gruß von ihr zu gewinnen!“

„Es kann doch ebenso gut Zufall gewesen sein, Otto, daß er nun gestern hinter Euch her kam —“

„Zufall? Reitet Einer aus Zufall wie ein Narr querfeldein über Gräben und Hecken, um den Weg abzuschneiden und ihr noch grade zu begegnen. Hättest ihn sehen sollen! Mir gab's einen Stich ins Herz, wie er aus-

sah! — schön, sag' ich Dir, — ganz Feuer, ganz Liebe! Und sie! — O, Mutter, warum muß ich sie lieben und kann nicht anders?"

Der Gräfin Gesicht war tief verdüstert.

„Du weißt, weder der Papa noch ich können begreifen, wie man nicht anderes kann! Der Wille vermag viel, — fast Alles, Otto!"

„Ach!" machte er ärgerlich achselzuckend. Das war ja das ewige alte Lied! — Dann aber wandte er sich heftig der Mutter zu: „Ich will aber nicht wollen! Wozu? Wenn sie nur vernünftig behandelt wird, so nimmt sie mich, denn mir persönlich ist sie nicht abgeneigt —. Ihr aber — Ihr, mit der sanften duldsamen Liebenswürdigkeit bringt Ihr sie um; — sie muß jede Minute die Gnade fühlen, bei uns zu leben und sie hat ihren Stolz, — sie will keine Gnade! Bin ganz ihrer Meinung!"

„Es ist nicht Dein Ernst, mein lieber Junge, was Du da herauspolterst," erwiderte die Gräfin mit derselben sanften Ueberlegenheit, die er eben noch unerträglich fand. „Du sagst, sie sei Dir nicht abgeneigt? Das ist sie auch nicht. Du aber erschreckst sie mit Deinem Ungestüm! Ich wiederhole es Dir.

„Er" erschreckt sie nie, höchstens in Freude! Wo sie geht und steht begegnet sie ihm! — es sind fast drei Stunden von Bokel nach Raute und er bringt's fertig, zu jeder Tages- und Abendstunde um das Schloß zu irren. Geht

sie mit Therese zum Pfarrer, so treffen sie Claudius da; haben sie eine Fahrt zur Forstmeisterin, Claudius holt sie ein, will auch just dahin; machen die Schwestern mit ihr Expeditionen zu Euren Armen, — irgend wo steht Claudius und studirt Bienenwirthschaft! Und dann diese Bücher, die er schickt, diese Blumen, der Mensch hat Tag und Nacht nicht Ruhe mit all seinen Ideen, sie zu beschäftigen! Und sie —? Blick ihr nur in die Augen! Sie ist jedesmal roth wie eine Rose und leuchtet von Glück. — Wie kannst Du mir rathen, das ruhig anzusehen, Mutter?"

„Otto, mein lieber armer Junge, Du siehst ganz klar, daß Claudius —"

„Aber eben deshalb! Was kann er ihr bieten? Mutter, ich flehe Dich an, zeige ihr ein einzig Mal nur Dein Herz, Dein warmes Herz, daß sie zu Euch Vertrauen faßt." —

„Du ärgerst mich, Otto!" brach die Gräfin kurz ab und ihre Wangen wurden wirklich vor Aerger heiß und roth. —

„Das will ich nicht, beste Mama!" rief er, ihre Hand küssend.

Dann nahm er seinen kleinen grauen Hut und lief hinaus, — sie ließ ihn gewähren.

Aber als gleich darauf ihr Gemahl bei ihr eintrat, fand er sie in Thränen und fragte erschrocken, was es gebe.

Sie erzählte. Auch er sah ganz niedergeschlagen darein. Otto! Otto! Der schwächliche, unbedeutendere Sohn

war das A und O in den Herzen der Eltern. Sie liebten ihre andern Kinder gewiß zärtlich — aber Otto hatte für sich allein mehr Liebe von ihnen, als die Geschwister alle.

„Es ist vielleicht, wie er meint. Man muß die Kleine gewissermaßen durch einen Handstreich erobern!“ sagte er nachdenklich.

„Ich habe schon gedacht,“ erwiderte die Gräfin nachdenklich, „es sei gut, wenn sie erführe, was man in letzter Zeit von Heterendorp flüstert. — Lord Liffon wird die Sache nicht ruhen lassen — und denke Dir den Skandal, wenn da wirklich! — Man mag es sich ja nicht vorstellen! — Therese habe ich aufgetragen, Charlotte diese Gerüchte mitzutheilen; — daß Claudius eventuell gänzlich vermögenslos wird, kann sie sich dann selbst sagen. — Otto hat ihr das entzückende Bild, von dem sie neulich so begeistert sprach, in ihr Zimmer geschickt, — wenn sie zurückkommen, findet sie es da. — Er hat es in Frankfurt bekommen.“ —

Eben als sie dies sagte, traten Comtesse Therese und Charlotte, von einem Spaziergang heimkehrend, in den Park. —

Die Augen der Letzteren blickten dunkler und ernster als je. —

„Ich glaube es nicht! Es ist zu schlecht!“ sagte sie energisch und doch lag der Schrecken in ihren Mienen.

„Wer wird so Etwas denn auch gleich glauben! Räthselhaft ist's nur! Auf den Klatsch unserer Mädenroth geb' ich nichts; — ihre Freundin, die Weigelt, ist viel zu verschwiegen, um ihr Wichtiges anzuvertrauen, und was sie da von dem geheimnißvollen Kranken erzählt, der im Gärtnerhause liegt und den Baron „Du" nennt und Geheimnisse mit ihm hat! das Alles ist leeres Geschwätz, kann es wenigstens sein. Aber ein Mann wie Lord Liffon, der seine Behauptungen mit dieser Gewißheit aufstellt, der ist doch am Ende nicht anzuzweifeln! Stell' Dir aber nur vor, diese eigentliche Erbin lebt irgendwo in der Schweiz, ahnt nichts von ihrem Recht auf Bokel — und Lord Liffon muß vom Himmel hierher geführt werden, um die Sache an den Tag zu bringen. Er wird es auch thun; er wartet nur auf des Barons Rückkehr."

Die beiden jungen Damen gingen in das Schloß. Charlotte hatte aber kaum das schöne freundliche Zimmer aufgesucht, das man ihr eingeräumt und wohin man ihr alle ihre kleinen Mädchenschätze geschafft hatte, als die Gräfin nach flüchtigem Anklopfen mit ihrem gewinnendsten Lächeln bei ihr eintrat.

„Theure Tante? Sie? Wie freundlich!" sagte das überraschte junge Mädchen, ihr schnell entgegentretend.

„Ich sah Dich kommen, Herzchen, hatte Dich schon lange am Fenster erwartet. — Wie traut Du es hier gemacht hast!"

Und die Dame setzte sich, als sei sie nicht gesonnen, bald wieder zu gehen, an das Eckfenster, von dem aus man den Park weithin überblickte.

„Was will sie?" dachte Charlotte erstaunt. Noch nie hatte die Gräfin sie hier aufgesucht.

Wohlerzogen wie sie war und in den guten Sitten geübt, nahm sie die Hand ihrer Beschützerin und führte sie an die Lippen. „Gute Tante, wenn Ihr mir das schönste Zimmer gebt, kann es wohl traut bei mir sein! Ihr überhäuft mich mit Güte!"

„Und doch, mein liebes Herzenskind, befällt mich oft ein Bangen, als wärst Du nicht so glücklich bei uns, wie wir Dich sehen möchten!"

„O, verehrte, gnädige Tante!"

„Also ich irrte? Nun, Gott sei Dank, mein liebes Kind! Sei versichert, mein Mann und ich würden uns schmerzlich betrüben, wenn uns nicht gelingen sollte, was wir unternahmen, Dir eine wahre Heimath zu bieten."

Die Gräfin hatte schwere Thränen in den Augen, ihr Ton war bewegt und herzlich und voll wirklichen Wohlwollens. Denn wenn sie auch Charlotte nur um des geliebten Sohnes willen sich so gütig erzeigte, so brauchte sie sich doch auch nicht dazu innerlich zu zwingen.

Sie war nichts weniger, als eine Heuchlerin, das wußte Charlotte und empfand beschämt, daß die edle

Frau ihr viel mehr Liebe bot und gewährte, als sie ihrem eignen Herzen abgewinnen konnte.

Wie undankbar war sie doch!

Und unter diesem Eindruck kniete sie vor der „Tante" nieder, nahm ihre beiden Hände und sagte leise und reuig: „Ich habe nichts thun können, so viel Güte zu verdienen! Wie soll ich Ihnen und dem Onkel danken?"

„Meine gute, liebe Charlotte! Mein Herzenskind!" rief die Gräfin sehr erfreut und weich und Thränen drangen aus ihren Augen. „Viel, unendlich viel kannst Du thun, wenn Du uns glücklich machen willst! Ach, mein Kind, — Du siehst eine tief betrübte Mutter vor Dir! Ottos Leben hängt an einem Faden! Sein armes, krankes Herz muß vor jeder großen Aufregung behütet werden, daß es gesunde, und die Aerzte versprechen uns dies ja mit Sicherheit. — Charlotte, Du weißt es, er liebt Dich! Sieh, ich, seine Mutter, bitte Dich, flehe Dich an, mach' mir meinen armen Jungen nicht unglücklich!" —

„Tante! O Gott, liebe Tante!" wehrte das erschreckte Mädchen, aufspringend dieses „Flehen" ab.

Aber die Gräfin hielt ihre beiden Hände fest. Sie hatte sich vorgenommen, den Widerstand des jungen Dinges zu besiegen: sie wollte es; sollte dies blonde weichherzige Kind nicht zu überreden sein zu seinem eignen und Ottos Glücke? Mutterangst sprach mit und der

Herzenston, den sie anschlug, war, wie sie wußte, bei Charlotte immer wirksam.

„Mein liebes Mädchen! Hör mich an! Lasse mich nicht vergeblich bitten! Sieh, Du bist schön und lieblich, wie Wenige, und wir Eltern thaten, als wir unserm Herzen folgten, Dich als unser Kind aufzunehmen, das Schlimmste für unsern Sohn, während wir Euch Beiden nur Gutes thun wollen, denn wir ahnten schon, er liebte Dich, und planten Euer Beider Glück! Nun regt sich der Aermste unaussprechlich auf —."

„O, Tante, laßt mich fort! Laßt mich fort!"

„Es ist zu spät, Charlotte! Unser Sohn stirbt daran!" rief die Gräfin.

„Großer Gott!" rief das junge Mädchen und sank auf die Knie. Es glaubte dem schweren Ernst der sonst so gelassen=stolzen Frau jedes Wort, sprach doch aus ihr die aufrichtige Herzenangst der Mutter.

„Ist es denn so gar schwer, Herzenskind, meinen Otto zu lieben?" fragte die Gräfin traurig.

„O, gewißt nicht! Nein! Aber —"

„Dein Herz ist frei, Charlotte! — Oder nicht? Hat ein Anderer Dir von Liebe gesprochen?"

„Von Liebe —? Nein! — Aber damals — bei der Mama Tode —" stotterte Charlotte heiß erglühend.

„Ah, Claudius? — Mein gutes Kind! Du kennst ihn nicht! Er ist enthusiastisch, warmherzig, aber leichtlebig,

sehr leichtlebig und Gottlob auch verständig! Sieh, — er hätte Dir nichts zu bieten; er muß nach Geld sehen, und wir, die wir ihn von seinen Knabenjahren an kennen, wir lächeln über seine kleinen wechselnden Poussagen; — es ist nichts dahinter!“

Wie erstarrt stand das junge Mädchen.

Ganz mechanisch strich es mit beiden, plötzlich eiskalten Händen das köstliche Lockenhaar ganz zurück und wurde blaß und immer blasser.

In den großen Augen lag das Entsetzen.

„Mein süßes Kind, laß Dich das nicht anfechten! Du hast den Excentricitäten des guten Claudius den sicheren unbewußten Mädchenstolz entgegen gesetzt, darum hielt ich es für ganz überflüssig Dich zu warnen. Mir darfst Du schon zeigen, daß es Dich ärgert mehr Gewicht darauf gelegt zu haben, als nöthig; ihm selber wirst Du es zu verbergen wissen.

„Du kannst versichert sein, an eine ernste Verbindung denkt er nicht, thäte er's, so wär' er ein Thor, er ist aber im Gegentheil ein recht vernünftiger junger Mann! Nimm nur an: — Bokel ist ihnen noch nicht einmal sicher, — man spricht ja höchst sonderbare Dinge darüber, — aber wär' es ihnen auch unbestritten, so hat Claudius drei Geschwister und gar kein Allodialvermögen. Die Heterendorps sind nur Briefadel; erst vom achtzehnten Jahrhundert datiren sie, — ihre Vorfahren waren Kaufleute. — Solche Häuser

trachten mit Recht nach Verschwägerung mit dem Uradel und nach Geld und Einfluß. — Das Alles brauchen wir nicht; unser Otto darf seinem Herzen folgen und nun komm, meine Kleine, versprich mir, daß Du gut mit ihm sein willst! Ach, Charlotte, fordere mein ganzes Herz, fordere was Du willst, mache mir nur den Jungen nicht unglücklich! Das wäre zu hart! Das hätten wir Alten in bester Absicht selbst verschuldet!"

Und dabei hatte die Gräfin das betäubte, widerstandslose Mädchen in ihre Arme geschlossen.

Ein krampfhaftes Weinen überkam dasselbe und die Gräfin, welcher dieser „Sieg" doch viel mehr gekostet, als sie sich selbst eingestehen wollte, weinte mit.

Unter wiederholten Küssen und Dankesworten nahm sie an, Charlotte habe eingewilligt und endlich, als sie nun noch einmal bat: „Du bist also lieb und freundlich mit ihm?" da rief die Gepeinigte: „Ja, ja!" nur um endlich allein zu sein und das Ungeahnte, daß Claudius „leichtlebig und vernünftig" sei, zu bedenken.

Das fühlte die Gräfin auch; sie ging zufrieden, hatte sie doch erreicht, was sie wollte.

Von Charlotte begab sie sich zu ihrem Gemahl. „Deine Idee war gut. Ich habe mit ihr gesprochen und ihr nebenbei auch zu verstehen gegeben, daß Claudius ein Thor wäre, ein Mädchen ohne viel Geld und Einfluß zu heirathen."

„Und was sagt sie?“

„Sie ist momentan überwältigt; — warten wir ab. Ich glaube, daß ich Ottos Sache glücklich entschieden habe!“

„Freut mich! Ist mir sehr lieb zu hören! Soll mich aber doch wundern!“ antwortete der Graf.

Unterdeß hatte sich die einsame Charlotte in einer Leidenschaft, von deren Vorhandensein in ihr sie bis zur Stunde nichts geahnt, so lang sie war, auf den Teppich geworfen und da lag sie nun, wie einst Isolde auf dem grünen Rasen der Matte gelegen, und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Jeder in ihr aufkeimende Zweifel an den Worten der Gräfin wurden sofort besiegt durch die Erinnerung an vielfache Neckereien der jungen Welt, betreff seines leichtentflammten Herzens, wechselnder Herzensköniginnen rc., die Claudius lachend aufgenommen und unbefangen zugestanden hatte.

Ach, sie war schon öfter Zeugin dieser „Scherze“ gewesen und wenn er ihr dann heimlich einen warmen, vielsagenden Blick zuwarf, dann hatte sie sich glückselig gefühlt und gedacht: „Mich liebt er anders! Mich liebt er treu!“ —

O, Thörin, die sie gewesen!

Aber sie wollte ihn auf die Probe stellen! O, sie war nicht so ungerecht, ihn ohne Weiteres zu verdammen! Sie würde es schon sehen!

Und matt und müde vom Weinen, mit grollendem Herzen stand sie auf, kühlte sich die brennenden Augen mit kaltem Wasser und dachte zornig, als sie in den lachenden Tag hinaussah:

„Diese Sonne! Immer scheint sie gleich gefühllos, ob man lacht, oder weint!"

Es waren noch Stunden bis zur Mittagstafel. Gott sei Dank! Da sah man ja vielleicht bis dahin noch wieder menschlich aus. — Es kamen ja eine Menge Gäste, Claudius nicht! Aber morgen — bei Driesens, da war er! Nun, er sollte wenigstens nichts merken! Und sie wollte schon herausbringen, wie es stand mit seinem „leichtentflammten" Herzen. Sie wollte ihm zeigen, daß er ihr nichts war, — gar nichts!

Eine Viertelstunde später lag Charlotte im tiefen Schlaf seelischer Erschöpfung auf ihrem Sopha.

Die Gräfin, welche ihre Unsichtbarkeit beunruhigte, hatte ihre Kammerfrau geschickt, nachzusehen. Lächelnd kam diese zu der Herrin zurück.

„Das gnädige Fräulein schlafen! Es wäre ein Bild für einen Maler!"

In der That, als die Mittagsglocke zum zweiten Male zum Diner rief, erschien das junge Mädchen mit so rosigen Wangen und so sicherer Ruhe, daß Niemand ahnen konnte, welche Herzenskämpfe dahinter versteckt lagen. —

Die Gäste waren schon alle versammelt, als der

Kammerdiener ihres Gemahls leise zu der Gräfin herantrat, um zu melden, sein Herr bitte noch für einige Minuten um Entschuldigung, auch müsse ein Couvert mehr aufgelegt werden für Herrn Assessor von Heterendorp, der in Geschäftssachen gekommen.

„Der Zudringliche!“ dachte die Gräfin entrüstet und erschreckt. — Ungelegener hätte Claudius ihr nicht sein können. Geschäftssachen? Vorwand, nichts weiter! —

„Claudius ist beim Papa, sie verhandeln offenbar Dinge von Wichtigkeit,“ sagte der Erbgraf, in diesem Augenblick eintretend und die Gäste begrüßend. —

Die Mutter wurde dunkelroth vor Schrecken und Aerger. „Wichtiges? Der Mensch kam doch nicht gar um Charlotte zu werben? Aehnlich sah es ihm schon!“

Diese selbst, neben der, wie immer, Graf Otto stand, um mit ihr und einigen andern zum Besuch gekommenen jungen Damen zu plaudern, wechselte ebenfalls die Farbe. Er sah es aber auch, wie sie trotzig den Kopf aufwarf und wie ein abweisender Ausdruck in ihre Mienen trat.

Er jauchzte in seinem Innern.

Die Mutter hatte ihm Alles gesagt, was sie für gut fand, und ihn bestens instruirt. Solch scheue Mädchen wollen sehr zart und vorsichtig behandelt sein! —

Währenddeß stand Claudius vor dem Grafen und wunderte sich heimlich in dessen Mienen, trotz des höflichen Lächelns, die gewohnte Herzlichkeit nicht zu finden.

Er reimte diese freilich kaum merkliche Abkühlung mit dem zusammen, was ihn hierher trieb. Das regte ihn sehr auf.

„Ich habe einen ehrlichen Freund und Berather nöthig, Herr Graf," begann er, wie er es sich unterwegs zurechtgelegt, „und da komm' ich, vertrauensvoll Ihrer gewohnten Güte gedenkend, zu Ihnen —"

„Nun, lieber Claudius?"

„Sie sehen verändert aus, Graf, nicht wie sonst! Ich bin um so mehr mit mir zufrieden, daß ich sofort zu Ihnen kam."

Der Graf nickte ein wenig steifer, als es seine Weise war und Claudius erschrak jetzt förmlich. Aber er begann muthig: „Meines Vaters alter Oberverwalter hat es für seine Pflicht gehalten, Herr Graf, mir zu erzählen, daß über uns ganz wunderbare Gerüchte nicht nur im Volk, sondern in unserm Freundeskreise umgehen. Man erzählt sich, es existire eine Tochter meines Onkels Claus —."

Abermals nickte der Graf ernsthaft und nachdenklich. „— man knüpft daran, wenn nicht Verdächtigungen meines Vaters, so doch allerlei Gerede, — vielleicht beides —."

Der Graf dachte an das wartende Mittagsessen. Im Uebrigen fühlte er sich erleichtert, daß Claudius nicht als Freier kam und das besserte seine Laune.

„Ich will Ihnen einfach den Sachverhalt mittheilen, Claudius," sagte er freundschaftlich: „Lord Lisson behauptet

nicht nur die Existenz dieser Tochter, sondern auch, daß Ihr Vater dieselbe vor Jahren von den einstigen Pflegern abgeholt habe. — Da hier von der jungen Dame, die jetzt erwachsen sein muß, Niemand je gehört hat, so vermuthet man, daß es betreffs Ihrer Legitimität doch einen Haken hat, wenn Lord Lisson dies auch energisch bestreitet; oder aber, daß ihr geistiger Zustand sie von der Erbfolge ausschließt.

„Wenn Ihr Vater zurückkommt, wird sich die Sache schon aufklären. Das ist Alles! Und nun kommen Sie zu Tisch!"

„Ich danke Ihnen bestens, Graf! Mir ist nicht nach Geselligkeit zu Muthe." —

„Ach was, kommen Sie mit!" Und dabei legte er seinen Arm in den seines Gastes. Claudius folgte willenlos.

„Endlich!" empfing die Gräfin beide Herren. „Endlich! Unsere Suppe wird, fürcht' ich, kalt geworden sein."

Claudius hatte sich zu entschuldigen und schrieb die leise Verstimmung in ihren Mienen dieser Verzögerung zu.

Charlotte, welche seine Augen suchten, entdeckte er nicht. — Die Gräfin nahm ihn vollständig in Anspruch.

Man wies ihm seinen Platz neben Comtesse Therese an, dann erst sah er Charlotte neben Otto.

„Natürlich!" dachte er gereizt.

Aber wie sonderbar, daß sie gar nicht hersah? Keinen Blick gönnte sie ihm?

Er war sehr verstimmt und mußte sich viel Zwang anthun, sich nichts merken zu lassen; daß aber Charlotte immer und immer nicht hersah, das verdroß ihn heute doppelt. Ein gutes Wort, ein Blick von ihr hätten ihm so wohl gethan.

Was mochte sie nur haben?

Graf Otto strahlte, natürlich! Er sah heute merkwürdig belebt und wohl aus, sprach auch viel mit Charlotte. Und immer noch sah sie mit keinem Blick herüber?

Eine ärgerliche Unruhe befiel ihn.

Comtesse Therese entging diese nicht.

Sie dachte: „Ich will ihn unschädlich machen!“ und war überzeugt, damit dem geliebten Bruder einen Dienst zu erweisen.

Als Claudius wieder einmal mit gereizten Blicken nach Charlotte sah, sagte sie mit gut gespielter Harmlosigkeit:

„Sie wundern sich, Claudius, wie wohl und glücklich Otto heute aussieht! Nun, — er hat auch Ursache! Im Vertrauen, Mama hat heute für ihn mit Charlotte gesprochen —!“

Er starrte sie wie versteinert an.

„Und sie?“ fragte er mit stockendem Athem.

„Nun, — würde sie neben ihm sitzen? Würde er so strahlen —?“

„Unmöglich! Nein, nein, es ist nicht wahr!“ rief es in ihm.

Da sah er wie jetzt eben der Graf sein Glas hob und seinem Sohne zutrank, wie dieser glückselig lachend nickte, wie dann auch die Gräfin und der Erbgraf und die Schwestern ihm zutranken, — Alle lächelnd und wie im Einverständniß.

Da warf Charlotte, die wie eine Rose erröthete, ihm endlich einen Blick zu.

Aber in demselben lag nicht wie sonst die süße, vertrauensvolle Wärme, — sondern ein anderer Ausdruck, — etwas Fremdes! Er verstand diese Sprache nicht.

Ehe er nur dies ausdenken konnte, hatte die Gräfin, in deren Nähe Charlotte saß, über den Tisch hin, sie angeredet.

Und in seiner Bestürzung, das bedachte er jetzt erst, hatte er Charlottens Blick nur mit finsterer, kalter Miene erwidert.

Sie sah jetzt auch gar nicht wieder nach ihm hin und er mußte sich sehr zusammennehmen, um sich nichts merken zu lassen, denn seine jugendlichen Tischnachbarinnen machten sich förmlich ein Vergnügen daraus, ihn aus seiner „Murrkopfslaune“ heraus zu necken.

Inzwischen verschlimmerte sich diese, jemehr er sie bezwingen wollte.

Es war ihm eine Erlösung, daß die Gräfin endlich die Tafel aufhob.

Aber wenn er gehofft hatte, jetzt wenigstens ein Wort von Charlotte zu erhaschen, so irrte er sich. Der Erbgraf bat um sein Urtheil betreffs eines Jagdstreites, führte ihn dann im Gespräch darüber in den Pferdestall und ließ ihn nicht los, bis es Zeit war Abschied zu nehmen.

Da endlich konnte er sich Charlotte nähern.

„Sie waren heute so ungnädig, oder so sehr in Anspruch genommen,“ — sagte er gezwungen lächelnd.

Da traf ihn ein einziger, scheu fragender, unendlich banger Blick aus ihren wundervollen Augen.

Es durchrieselte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Er las plötzlich in ihren Zügen eine tiefe leidvolle Aufregung.

Aber dann kamen schon Andere, die sich ebenfalls von ihr verabschiedeten.

Einsam, in aufgeregten Gedanken, ritt er heim.

Dieser Blick!

In der Erinnerung las er darin. Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: „Sie liebt ja mich, man zwingt sie zu Graf Otto!“

Daß dieser Zwang fraglos ein liebevoller, zärtlicher war, machte die Sache nur schlimmer.

Ach, darum hatte sie ihn so bang angesehen!

Und bei Tisch! Ihre Augen fragten ihn etwas — jetzt wußte er's, sie riefen ihm zu: „Duldest Du es, daß sie mich dem kranken Manne opfern?"

O, jetzt wurde ihm Alles klar! Darum hatte Therese ihm zugeflüstert, wie es stand. Man erwartete von seiner Freundschaft, daß er sich zurückzog! Natürlich! Und darum hatte der Erbgraf ihn gar nicht losgelassen! O, das brauchte gar keine Intrigue, keine Abrede! Dazu waren die Entschedes viel zu anständig und edel! — Man verstand sich ohne Worte, und alle Familienmitglieder strebten in vollster Uebereinstimmung nach ein und demselben Ziele.

Und seine geliebte Charlotte sollte diesem liebevollen Zwang widerstehen können? Sie allein, gegen die ganze Familie? gegen all' die Güte und Liebe, womit man sie überhäufte?

Darum sah sie ihn so bang und traurig fragend an.

Darum!

Wie ein Feuerstrom pulste das Blut ihm durch die Adern nach Herz und Hirn.

Er begriff auf einmal die Gefahr, in welcher seine Liebe, sein Glück schwebten! Seine Liebe, sein Glück, — aber auch das ganze Lebensglück Charlottes!

Nie hatte er so sehr gewußt, wie glühend er sie liebte, nie stand sie so deutlich vor ihm in allem Zauber ihrer Unschuld und Schönheit, wie jetzt.

Eh' er wußte was er that, hatte er sein Roß gewendet und sprengte im Galopp zurück nach Raute.

Die rasche Bewegung erregte ihn noch mehr. Was er wollte war ihm nicht klar, er hatte sogar soviel Besinnung sich zu sagen, es sei ganz nutzlos, den Park zu umreiten, es werde schon dunkel, er könne unmöglich im Schlosse wieder erscheinen, sei es unter welchen Vorwand auch immer.

Es war ein weiter Weg zurück, aber Claudius Aufregung steigerte sich nur noch, je mehr er sich darüber klar wurde, daß die ganze gräfliche Familie in der Erfüllung der Wünsche Ottos schon von jeher ihre höchste Aufgabe gesehen.

„Ich muß sie selbst fragen! Sie soll es sagen, ob sie eines Helfers bedarf. Ich werde sie schützen gegen die ganze Welt, wenn sie es will."

Das waren seine Empfindungen.

Er mußte sie sehen! Ueber das Wie? machte er sich kurze Gedanken. — Morgen in der Frühe, im Park vielleicht! — Er wollte die ganze Nacht wachen, sie erwarten, denn sie hatte ihm eines Tages erzählt, sie sei immer die Erste auf im Schlosse und dann freue sie sich im Park des Thaues und der Vögelstimmen.

Ja, ja, — das Pferd stellte er bei einem Bauern ein. Dem wollte er sagen — ja — was? was konnte er dem Bauern vorlügen? So arbeitete es in ihm.

Der Mond stieg voll und roth gerade vor ihm über den Horizont empor. Bald war er da. — Er schlug einen Nebengang ein, der hinter dem Park herführte. —

Ein Mann begegnete ihn in einiger Entfernung von dem Ausgange, der in die Felder führte. Er grüßte. Claudius sah, der Mensch kannte ihn. Das Unbehagen darüber verlor sich aber schon beim nächsten Blick.

„Cord Meier? Du bist's?" Er erkannte einen jungen Menschen, den er als Burschen gehabt, während seiner Dienstzeit.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

„Hast Du Zeit für mich, Cord?"

„Soviel Sie wollen, Herr Baron!"

„Du wohnst hier irgendwo?"

Der Mann nickte und zeigte auf ein einsam im Felde liegendes Häuschen.

„Nimm mein Pferd und versorge es, Cord, ich hole es ab, wenn ich's brauche."

Weiter wurde nichts geredet. Cord Meier war ein verständiger Mensch.

Eine Viertelstunde später betrat Claudius den Park.

Was er wollte, wußte er nicht. Nur ihr nah sein! Er hörte die Familie war noch auf, lachende Stimmen, Musik tönten aus dem Gartensaal herüber.

„Lauschen! Beobachten! Sie werden mir mein süßes Lieb doch nicht überrumpeln wollen mit ihrem schändlichen

Verlobungsplane?“ dachte Claudius und schlich sich auf einsamen Wegen in die Nähe des Schlosses.

Die Thüren und Fenster des Gartensaals waren weit offen; — es mußten noch Gäste da sein, denn Claudius sah im hellerleuchteten Zimmer und auf dem Platze vor dem Hause mehr Gestalten, als zur Familie des Grafen gehörten.

Plötzlich richtete er sich hoch auf. —

Charlotte hatte heute ein weißes Kleid mit schwarzem Schmuck getragen, statt des tiefen Schwarz. — Er hatte zwischen den Büschen etwas Weißes aufleuchten sehen.

Mit rasendem Herzklopfen spähte er; — richtig, da wieder, — und jetzt! — eilig, fast laufend huschte die weiße Gestalt in einiger Entfernung vorüber, dem Hintergrunde des Parks zugewendet.

War sie es? War es Charlotte? Er hatte es nicht erkennen können.

Flüchtete sie sich vor den Menschen dort? Suchte sie die Einsamkeit?

Schon stürzte er lautlos ihr nach. Nur ein Gedanke wurde völlig klar in ihm: „Erschrecke sie nicht!“

Zuweilen sah er das weiße Kleid.

Er machte einen großen Bogen, um sie zu überholen; — dort wurde es freier, ein weite Rasenfläche lag offen vor den nun schon hell glänzenden Strahlen des Mondes.

Da trat sie ruhig aus dem Gebüsch; hochaufathmend.

Hier dachte sie offenbar zu finden, was sie suchte: Einsamkeit.

Und hier schritt er ihr entgegen.

Sie stutzte, — griff in die Luft, als suche sie einen Halt und dann, — großer Gott, — sie sah ihn nicht zürnend an, — sie lächelte! Sie schrie nicht auf, wie er befürchtete, als er näher trat. Aber sie war eben verstummt vor Staunen, Schrecken und — Freude. — Dann plötzlich, als ihre Augen so ineinander wurzelten und ihre Blicke allein redeten, — wußten sie es Beide, warum sie hier waren.

„Charlotte! Theure Charlotte! Ich ertrage die Qual nicht! Ich sterbe! wenn Sie Otto —."

„Claudius!" —

Sie lagen sich in den Armen und küßten sich, ohne viel Fragen und ohne weitere Worte.

„Meine geliebte, angebetete Charlotte!" stammelte er und sie antwortete, an allen Gliedern zitternd.

„O, Gott sei Dank! O, Claudius!"

Es war recht unzusammenhängendes Zeug, was sie zwischen ihre Zärtlichkeiten hinein flüsterten, aber es genügte ihnen vollkommen.

Erst nach und nach wurden sie ruhiger und er sagte ihr, in welcher Seelenangst er zurück geritten sei; sie ihm, in welcher tödtlichen Pein sie sich fühle gegenüber den

Hoffnungen der Eltern und des Sohnes, zu denen sie selbst eine gewisse Berechtigung gegeben.

„Und Du sagtest mir nichts, Claudius! Du hättest mir mit einem Wort so viel Ruhe und Glück geben können!“ warf sie ihm vor.

„Darf ich denn um Dich werben? Ich habe vielleicht nichts, — gar nichts Dir zu bieten. Wer weiß, ob man uns nicht Bokel streitig macht,“ — rief er schmerzlich.

„Welche Thorheit! Wir brauchen ja so wenig!“ rief sie, wie ein rechtes Kind. Sie hatte schon davon gehört, man besprach vorhin im Salon die Sache und sie erzählte es ihm, unter seinen Küssen, von seinen Armen umfangen.

„Es sei ja höchst räthselhaft,“ hatte man gesagt, „aber Baron Heterendorp werde schon befriedigende Aufklärungen geben.“

„Zuverlässig!“ rief er. — Aber auf einmal kroch es ihm eiskalt ans Herz; er erinnerte sich des finsteren Trübsinns seines Vaters.

Großer Gott —? Aber Unsinn! Thorheit! —

Ihre süße Stimme verscheuchte für den Moment alle seine Sorgen.

„Und Du seiest ein Schmetterling, seiest eine leicht entflammte Natur?“ plauderte sie und sah ihm ernst fragend in die Augen.

Der Mond leuchtete auf sie Beide herab und ließ sie jede Minute erkennen.

Sie dachten gar nicht daran, sich zu verbergen.

„Natürlich erzählen sie Dir Schlimmes, mein Lieb, aber glaub' es ihnen nicht!“ bat er.

„Ihnen glauben, da ich Dich habe und Deine Liebe? Ach, Claudius, Du bist mir nun Ersatz für Alles, was ich so lang entbehrte! Du mußt mich sehr, sehr lieb haben!“

Er schloß sie in einem Taumel von Glück in die Arme.

Da hörten sie ihren Namen rufen: „Charlotte! Charlotte!“ —

Nun flüchteten sie sich doch in das Dunkel, aber es war vorbei mit ihrer Sicherheit.

Sie wollte fort, er sie nicht lassen, und sah doch ein, sie mußte gehen.

Man kam sie zu suchen.

Ein rascher Schritt näherte sich.

Graf Otto!

Er sah sich überall um und ging dann weiter, dicht an ihnen vorüber, die sich lautlos umschlungen hielten, tief im Gebüsch versteckt.

Charlottes Herz schlug wie ein Hammer, — Claudius seines ebenfalls.

Beide sagten sich mit Todesschrecken, wenn der Herzenskranke sie hier entdeckte, so konnte es sein Tod sein.

Nur ein Zweiglein unter ihren Füßen hätte brechen dürfen!

Ganz matt von der Angst hing Charlotte in Claudius Armen zum schmerzlichen Abschied.

„Ich komme morgen um dieselbe Stunde wieder. Bedenke bis dahin guten Rath, mein Lieb, ich will's auch thun!“ flüsterte er.

Und dann noch einen letzten Kuß! —

Sie huschte dem Hause zu: „Ich schleiche sofort auf mein Zimmer!“ hatte sie ihm noch nachgeflüstert.

Er fand sein Pferd gut verpflegt und Cord bekam einen Thaler.

Singend, jubelnd ritt Claudius heim, umfluthet vom Glück und hellem Mondlicht.

Es war um die Mittagszeit des folgenden Tages.

Claudius zählte die Minuten, bis es wieder Abend würde. Dazwischen sang er, trieb übermüthige Possen mit den kleinen Geschwistern und neckte die Hunde.

Eine trunkene Seligkeit erfüllte sein Herz und ließ keinen andern Gedanken Raum.

Da sah er die Gärtnerfrau, wie sie vom Herdfeuer kommen mochte, eilig nach der Weigelt laufend, dann eilten Beide zurück nach der Gärtnerei.

Claudius hatte sich in der ganzen Zeit um den kranken Hafner nicht bekümmert.

Ein widerwilliges Gefühl beherrschte ihn gegen den unbekannten Mann. Außerdem wußte er ihn gut versorgt und hatte jene instinctive Scheu kräftiger Jugend vor allem was krank ist.

„Er stirbt!" dachte er, als er die Frauen laufen sah. Der Tod des Menschen erschien ihm nur als eine Erleichterung.

Gleich darauf sah er einen Gartenburschen nach dem Verwalterhause eilen, der Alte wurde geholt.

Und als Claudius schon gar nicht mehr daran, sondern wieder an die Geliebte dachte, kam der Oberverwalter mit unruhigen Mienen zu ihm an das offene Fenster.

„Es ist das eine sonderbare Geschichte, Herr Baron!" fing er an und kratzte sich sehr bedenklich am Kopfe. „Das Beste ist wohl, Sie kommen mit und hören selbst, was er sagt, ich habe zum Pfarrer geschickt. Lange dauert es nicht mehr und der ist der Einzige in der Nähe, der ein Amtssiegel hat."

„Was will er denn? Hat er denn was zu testiren?" fragte Claudius.

„Ach nein, es ist wegen der dummen Geschichte mit der rechten Erbin, von der die Leute jetzt die Mäuler so voll haben!“ sagte der alte Mann auffallend bedrückt. Claudius sprang auf.

Was er erfuhr, machte ihn völlig verwirrt.

Die Gärtnersfrau hatte ihren Pflegling ein wenig zerstreuen wollen, da sie ihn heute früh besser als sonst fand und erzählte ihm also allerlei, bis sie auf die „Geschichte“ kam. —

Da war aber der Kranke ganz unruhig geworden, hatte hin und her gefragt und dann keuchend sich herum geworfen, und als sie in ihrer Angst die Weigelt geholt hatte, da kam's denn heraus, er wußte was davon und er wollte Zeugniß geben, daß der Baron ganz unschuldig dazu gekommen. Und nun hatten sie nach dem Herrn Pastor geschickt —

I, da kam er ja schon!

Der Oberverwalter lief dem geistlichen Herrn, ohne sich zu verabschieden, entgegen und nahm ihn in größter Eile mit sich. Claudius stürzte ihm nach.

„Was war das, was gab es?“ —

„Bleiben Sie draußen, wenn ich rathen darf, Herr Baron,“ bat der Pfarrer, indeß der Mann könnte gestört werden in seinen Bekenntnissen, wenn sie dabei stehen. —

In großer Unruhe folgte Claudius dem Rath.

Es verletzte ihn peinlich, daß jetzt alle diese Leute sich, wie er, den Kopf zerbrachen, was da passirt sei mit der rechten Erbin, um die sein Vater gewußt hatte. Die Geschichte war so unglaublich! Und, wenn wahr, — unerträglich! Sein Vater? Unmöglich! —

Er lief im Garten auf und ab. Der Geistliche und der Oberverwalter waren allein bei dem Sterbenden. Letzterer hatte den Baron Claus noch gekannt! —

Nach einer Ewigkeit, wie es Claudius schien, kamen beide Männer aus dem Gärtnerhause, der Geistliche trug ein Schriftstück in der Hand.

Sie sahen geradezu bestürzt aus.

Herr Gott, was lag denn da vor?

Schweigend reichte der Geistliche Claudius das Papier; — der Oberverwalter ging mit einem mitleidigen Blick, den er glücklicherweise nicht sah, weiter.

Das Blatt raschelte in seiner zitternden Hand. Er wurde beim Lesen todtenblaß. —

Hafner hatte sein Bekenntniß mit den Worten begonnen: Da ich von meinem Freunde weiß, daß Mr. Everest hier ist, das Kind zu suchen, welches wir für sein Kind hielten und von dem er schwört, es sei das legitime Kind des Barons Claus; — da ich mir ferner gesagt habe, daß Mr. Everest, wenn es sein Kind wäre, kein Interesse daran haben würde, es für das eines Andern, — des in diesem Fall von ihm betrogenen Gatten auszugeben,

so will ich für meinen Freund Zeugniß ablegen. Er hat den Gegenbeweis gefunden, — ich deponire sein Telegramm, aber es soll auch Jeder erfahren, daß ich es war, der ihn überredete, dem Bruder nicht das Kind der Unehre aufzuzwingen. —

Und nun erzählte Hafner den ganzen Hergang und gab alle Gründe an, welche ihn und Heterendorp geleitet. — — — —

„Man soll das Eisen schmieden, so lange es heiß ist," hatte wohl Graf Otto gedacht, als er morgens Charlotte im Park sah. — Zwar mußte er gestern seiner Mutter versprechen, nichts Voreiliges zu thun, aber seine Liebe und Ungeduld ließen sich nicht mehr zügeln.

Und in Charlottes jungem thörichten Herzen war es gestern in Claudius Armen so heller Tag geworden, daß sie nun auch ein heißes Verlangen nach Klarheit und Abschluß für ihre eigene Lage fühlte.

„Ich bin ihnen Ehrlichkeit schuldig!" sagte sie sich. „Und ich kann dann nicht mehr bei ihnen bleiben!" — Gott sei Dank, daß ein zwingendes Muß kam, sie aus diesem Hause zu treiben! Ach, sie war, trotz aller Güte, von Anfang an so ungern hier gewesen!

Als jetzt aber Graf Otto auf sie zu schritt, wich dem armen Kinde doch alles Blut aus dem Gesicht.

Sie hatte sich so gut vorbereitet, wie sie ihn gar nicht erst zur Erklärung kommen lassen, sondern sei es ihm oder der Gräfin sofort offen „Alles“ bekennen wolle; nun, im entscheidenden Moment, wußte sie nichts mehr davon und bat nur zitternd, als er sie mit liebestrahlenden Augen ansah und in die nahe Laube führen wollte: „Ich flehe Sie an, Graf Otto, sagen Sie kein Wort!“

„Doch, Charlotte, ich muß endlich Klarheit haben, ich kann so nicht weiter leben!“ rief er ungestüm.

So hatte er sie denn festgehalten, ihr Alles gesagt und lag nun graubleich, keuchend, im heftigen Herzkrampf qualvoll nach Luft ringend auf der Gartenbank, zu der sie ihn geführt und neben der sie nun in schrecklichster Reue und Gewissensangst stand, ohne helfen zu können, ohne nur das Geringste thun zu können, denn Alle wiesen sie zurück.

Ach, ihr Denken war wie gelähmt.

Ein Zufall führte die Comtessen in die Nähe; — sie hörten das Ringen nach Athem und stürzten herbei, schon Böses ahnend.

„Otto! Otto! lieber, armer Bruder! Was ist passirt? Wie kam das?“ riefen sie sehr erschreckt und Comtesse Therese, plötzlich den Sachverhalt so halb und halb errathend, rief mit flammenden Augen Charlotte zu: „Das ist Dein Werk also? Das Dein Dank?“ —

Es gab eine unbeschreibliche Verwirrung im Schlosse. Der Graf, die Gräfin, die bevorzugten Diener eilten herbei; — Jeder jammerte, daß nun doch das ängstlich Verhütete habe kommen müssen.

„Bete auf Deinen Knieen, daß Du nicht zur Mörderin wirst," hatte die Gräfin, die völlig fassungslos war, Charlotte leise ins Ohr geraunt, und das bestürzte Mädchen schrie laut auf vor Entsetzen über dieses Wort.

Es dauerte sehr lange, bis der arme junge Graf den Krampf überwand. Man brachte ihn in sein Zimmer, der Arzt war schon neben ihm; — völlig erschöpft lag er da, Verzweiflung in den Augen und mit heißer Klage seiner Mutter zuflüsternd:

„Sie liebt mich nicht! Claudius!" —

Mehr konnte er nicht sagen, — aber es war vollauf genug, die auf das äußerste gebrachte Gräfin mit einem wahren Haß gegen Charlotte zu erfüllen.

Auf einmal kam ihr eine andere Idee.

Sie selbst fühlte, daß es ein Unerhörtes war, was sie plante; — aber was kam darauf an, wenn Otto nur gerettet wurde!

Mit einem Antlitz wie aus Stein gemeißelt, Verzweiflung und Drohung im Blick, ging sie zu Charlotte, die in ihrem Zimmer ganz erstarrt vor sich hin brütete.

Welche Welt voll Angst und Jammer lag in des armen Kindes Augen!

Die überreizte Frau fühlte nichts von Theilnahme und Mitleid mit dem verstörten Mädchen, nur Erbitterung und Groll, und doch mußte sie ihrem Sohne dies Geschöpf zu eigen machen.

„Es giebt nur einen Weg, ihn zu retten!“ sagte sie hart und gebieterisch: „Komm mit mir, leg Deine Hand in die seinige und sage ihm, daß Du sein Weib werden willst!“

Vor diesen glühenden Blicken, dieser Mutterangst gab es keine Weigerung.

Mit wankenden Knieen folgte sie der Gräfin, nichts mehr denkend, als das Eine: „Ich habe ihn gemordet!“ —

So gingen sie die Treppe hinunter und nach dem andern Flügel des Schlosses, wo Graf Ottos Zimmer lagen. —

„Du wirst keine Scene machen? Wirst still und liebevoll zu ihm sprechen?“ sagte die Gräfin noch einmal in demselben unerbittlichen Tone.

„Ja!“ hauchte Charlotte.

„Er wird nicht sterben, aber ich!“ dachte sie. Nun, das war ja dann auch das Beste!

Wie Blei lag es ihr in den Gliedern — da — da war seine Thür — was dahinter geschehen sollte, war ihr Tod! —

„Er stirbt, wenn ich's nicht thue!“ schrie es in ihr.

Jetzt öffnete sich diese Thür. —

Der Arzt winkte ihnen zurück, — ergriff die Hand der Gräfin und sagte erschüttert: „Er schläft, die Gefahr ist vorüber!“

„Gerettet? Gott im Himmel! Gerettet?“ Die stolze Frau küßte dem alten verwirrten Doctor die Hand und weinte nun fassungslos. Er aber sah nur auf das schöne blonde Mädchen, das geisterbleich auf die Kniee gesunken war und wie außer sich die Hände emporhebend, rief: „Gerettet! gerettet!“

Da fuhr eine Extrapost auf den Hof; große Koffer verriethen den Reisewagen.

Das fröhliche Blasen des Postillons machte die Gräfin beben vor Zorn. Wenn der Mensch Otto weckte? —

Wer kam denn da? Heterendorp? Candida? Was hieß das? Aber jetzt? Sie konnten keinen Menschen sprechen! O, keinenfalls! Jetzt nicht! „Arnold, — es wird kein Besuch empfangen! Sagen Sie, Graf Otto sei krank!“ stieß sie heraus.

Ehe sie aber noch flüchten konnte, kam ebenso erschreckt der Graf: „Es sind Heterendorps! Aber ich — unmöglich heute! — Ah! gut, Du hast sie abgewiesen? Nein — heute — unmöglich! — Und dann —!“

Mann und Frau sahen sich an, in Beider Augen lag der Groll gegen Claudius, der sich auf seine Eltern erstreckte.

Inzwischen waren der Baron und Candida, gewohnt hier stets mit offnen Armen aufgenommen zu werden, schon ausgestiegen und schritten die Treppen hinauf, sicher auch heute eines guten Empfanges.

Der meldende Diener war vorangelaufen. Er hatte ihnen nichts von Graf Ottos Erkrankung gesagt.

Eben langten Mann und Frau in der weiten Halle an, als leichte Schritte den Gang herab sich eilig näherten. —

Charlotte von Brohsdorf! Marmorbleich, verweint — ein Bild leidenschaftlicher Angst und leidenschaftlicher Freude.

Mein Gott, — was war das? Wie sah sie aus.

Ehe die Baronin ihrem Manne nur einen erschreckten Blick zuwerfen konnte, stürzte sich das junge Mädchen mit einem Aufschluchzen in ihre Arme.

„Gerettet! gerettet! Sie schickt mir Gott, theure Baronin!" —

Und dann brach nun auch der letzte Rest von Fassung bei Charlotte zusammen. Schluchzend und weinend, wie eine Verzweifelnde, umklammerte sie Candida:

„Nehmen Sie mich mit! Nehmen Sie mich fort! Ich sterbe hier! Sie zwingen mich zum — zum —"

„Selbstmord?" lautete nach des bestürzten Barons Auffassung das Schlußwort, das sie nicht aussprach.

Ihm war wahrlich heute nicht nach Nächstenliebe zu Muthe, ihm selber gingen die Wasser bis an die Seele, aber dies Kind —!

Was war geschehen? Was wollte sie mit ihrem: „Nehmt mich mit?“ Und es kam immer noch Niemand! —

Dann endlich nahte sich Arnold, der Kammerdiener. Auf seinem Gesicht malte sich neben der gewohnten Würde die peinlichste Fassungslosigkeit über die Anwesenheit des aufgeregten gnädigen Fräuleins.

Er meldete, der Herr Graf und die Frau Gräfin ließen sehr bedauern, — außerordentlich bedauern. — Und dann erzählte er — ganz kurz nur, aber mit anklagenden Blicken auf Charlotte, — unbegreiflich! wie wenig Sebstbeherrschung die junge Dame hatte! — von Ottos Leiden.

Der gnädige Herr und die gnädige Frau sehen gewiß ein, daß unter diesen Umständen die ganze gräfliche Familie —! Ach, was hatten sie Alle gelitten mit dem armen Herrn!

„Natürlich! natürlich!“ sagte der Baron, aber er sah hinter den Augen Arnolds die Neugier, die argwöhnische Neugier, — der Mensch hatte ihn früher nie so angeblickt!

Ha! Es war doch wohl nicht möglich, daß die Dienerschaft seiner Bekannten und Freunde —?

Aber hatte nicht neulich der Oberverwalter ihm geschrieben: „Es geht allerlei unnützes Geschwätz unter

den Herrschaften und kommt von da ins Volk, ich wünschte, der gnädige Herr kehrten bald zurück."

Und nun sah ihm dieses „Geschwätz" aus den Augen des höflichen Kammerdieners entgegen?

„Ach, nehmen Sie mich mit, Baronin! Um Gotteswillen lassen Sie mich nicht hier!" flehte leise Charlotte, indeß sie das Schloß verließen. Das Mädchen klammerte sich förmlich an Candidas Arm.

Arnold, der sie respectvollst und immer wieder seine Herrschaft entschuldigend, an den Wagen zurück begleitete, konnte den heimlichen Ingrimm über das Betragen des gnädigen Fräuleins kaum noch verbergen! — Und die hatte Graf Otto würdigen wollen, seine Gräfin zu werden? Und die hatte nicht einmal soviel Begriff von den Rücksichten, die sie schuldete, von der grenzenlosen Ehre?

„Mein liebes Herz, das geht unmöglich!" hatte Candida das zitternde, in Todesangst bittende Mädchen flüsternd zu beruhigen gesucht.

„Ach, nur ein Viertelstündchen —! Nur frische Luft, liebste, theuerste Frau! O, Baron, — nur eine kleine Spazierfahrt!" — bettelte diese, gar nicht im Stande zu überlegen, wie befremdend ihr Verlangen wirken mußte.

„Nun, wenn es das ist! Wie gern!" gaben sie endlich nach.

Charlotte wollte nicht einmal warten, bis Arnold ihren Hut und Mantel holte; — darauf bestand die Baronin aber.

„Melden Sie der Frau Gräfin, ich sei mitgefahren!“ befahl das gnädige Fräulein dann.

„Eine Strecke mitgefahren!“ ergänzte der Baron und fügte unter den Ausdrücken des tiefsten Bedauerns und größter Theilnahme hinzu: Es habe ihn verlangt, den Herrn Grafen in dringlicher Angelegenheit zu sprechen, ehe er noch in Bokel gewesen. — „Wir kommen direct aus der Schweiz, und da der Weg hier vorüber geht —. Ich hätte der Herrschaft heute nur meine herzliche Theilnahme ausdrücken können. Meine eigenen Angelegenheiten müssen warten.“

Arnold verneigte sich unterthänigst zum zwanzigsten Male. Wieder sah der Baron, als er von „dringlicher Angelegenheit“ redete, der Mensch wußte Bescheid, — oder glaubte es zu wissen.

Für Heterendorps Stimmung war Charlotte von Brohsdorf in diesem Augenblick ein unbequemer Eindringling. Er nannte sie ärgerlich bei sich: „Ein verzogenes Kind“ und meinte, sie habe wohl ihren Willen einmal nicht durchsetzen können, daher ihre Exaltation.

Als er dann aber in die großen, grauen Augen sah, die ihm verriethen, daß sie argwöhnte, was in ihm vorging, da fühlte er sich plötzlich völlig besiegt von ihrer Schönheit, die in seinen Augen noch erhöht wurde durch den unverkennbaren Zug des Leidens und tiefer Seelenangst.

Er hätte es vor einer Minute nicht für möglich gehalten, aber er selbst, der sie heute zuerst anders als flüchtig sah und der nur aus einem leisen Wort seiner Frau wußte, wer sie war, — er selbst nahm ihre Hand und fragte gütig:

„Wollen Sie uns sagen, mein Kind, was Sie so arg verstört?"

Sie gestand es sofort. —

„Die Gräfin hat mich überschüttet mit unverdienter Güte, es wäre nur recht und billig, daß ich Graf Ottos Wünsche erfüllte, aber ich kann es nicht —!"

Und nun erst fiel ihr selbst mit Schrecken ein, daß sie ja mit der theuren, verehrten Frau, die ihr lieb und treu wie ein Schutzengel erschien, zu Claudius ging!

Aber warum nicht? Zu ihm gehörte sie von Gottes- und Rechtswegen. Die Energie in ihr war plötzlich erwacht.

Der Baron dachte unterdeß auch: „Großer Gott, sie wird die Verwirrung erhöhen."

Seine Gattin aber wollte von diesem Bedenken nichts in sich aufkommen lassen.

Klar, wohlmeinend und verständig sagte sie sich: „Charlottes Entfernung von Raute ist für Alle dort eine Nothwendigkeit, — wie für sie selbst.“

Was weiter kommen würde — das lag bei Gott —. Sie fühlte sich um ihres Mannes willen zu traurig, um noch neue Sorgen aufzunehmen.

Charlotte erzählte offen und für ihre Jugend merkwürdig unparteiisch, was vorgegangen; nur von Claudius sprach sie nicht.

„Das muß er selbst thun! Er muß mich von seinen Eltern erbitten!“ dachte sie.

Auf einmal hörten sie in der Ferne hinter sich ein Rufen.

Der Kutscher sah sich um und hielt die Pferde an.

Ein Reiter! — Sehr bald erkannten sie die Livree des Grafen Entschede. — Der Mann trug Weißes hoch in der Hand.

Was konnte das sein? Er kam näher, erreichte sie.

Ah — ein Brief? An Candida?

Sie riß ihn auf und las die Unterschrift: „Theodore von Entschede.“ Also von der Gräfin!

„Theure Baronin!“ schrieb sie: „Charlotte hat den rechten Ausweg gefunden! Ich bitte Sie, unsern Schützling für eine Weile bei sich zu behalten —. Alles wird sich

ordnen und klären — wir haben uns und sie in Gottes Hand befohlen."

„Würdig und vornehm!" sagte billigend der Baron, da ihn seine Frau den Brief lesen ließ.

Der Diener bestellte noch, die Frau Gräfin werde die nöthigen Sachen packen lassen und schicken.

Darauf erfuhr Charlotte den Inhalt des Schreibens.

Sie schickten den Diener mit freundlicher Zusage zurück.

Ein förmlicher Jubel, — eine Art Freiheitsschwindel überkam, wie Erlösung, das junge Mädchen.

Nun fuhren sie ganz anders gestimmt weiter.

Ein glückseliger Frieden trat in die, freilich noch immer blassen, reizenden Züge Charlottes.

Auch sie war viel und oft in der Schweiz, in Italien gewesen, schon mit Lady Wildhill, — hernach mit der „Mama" und dem „Papa". —

Es kam dem Baron ein Gefühl, als schlage mit dem Namen ein einst gehörter Klang an sein Ohr, — aber er wurde sich dessen nicht klar bewußt. Unangenehme Gedanken wachten wieder auf in ihm.

Er hatte seine Ankunft in Bokel nicht gemeldet. Die üblichen Empfangsfeierlichkeiten, in deren Anordnung die Weigelt groß war, wollte er jetzt mehr als je vermeiden.

So kamen sie an. Charlotte sah sich mit sanftem Lächeln um. Es gab hier kein Feudalschloß, aber ein

schönes, vornehmes Heim, dem man gleich ansah, die Bewohner pflegten es mit Verständniß.

Die Eltern waren nun doch ganz erfüllt von dem Glück des Wiedersehens ihrer Kinder.

Man hatte den Wagen schon von Weitem bemerkt — nun stand die alte Weigelt mit den drei jubelnden Kleinen vor der Thür. Es war ihr nicht lieb, daß sie nicht Kränze und Flaggen hatte, aber sie sagte sich stolz: „In Ordnung ist Alles!"

„Junker Claudius sei ausgeritten," erklärte sie, „und käme erst spät wieder," habe er gesagt.

„Er erwartet mich im Park," dachte erschrocken und heiß erglühend Charlotte.

Es fiel ihr auf, daß die alte freundliche Frau sie so eigen betroffen ansah.

Aber sie mußte im Hineingehen die Bekanntschaft der Kinder machen, welche die „schöne Tante" mit neugierig vergnügten Blicken anstaunten.

Dann gingen sie in der Baronin Ankleidezimmer, Mantel und Hut abzulegen.

Es war Alles in schönster Ordnung —. O, die Weigelt! Die Baronin küßte die alte Frau auf beide Wangen. „Weigelt, Sie sind ein wahrer Schatz für uns."

Wie stolz war die brave Alte!

Sie berichtete jetzt ihrem Herrn, was in den letzten Tagen passirte —; von Hafner wagte sie ihm in den

ersten Minuten nicht zu reden, nur von der Wirthschaft und dem Gesinde.

Ihr stand es fest, Charlotte war jene Erbin, der Baron hatte sie geholt.

Großer Gott! Nun gehörte Bokel also der? Nun, daß sie das Kind des Baron Claus und der armen Gnädigen sei, das war unverkennbar. Daher auch der Blick des Barons so düster, trotz seiner Freundlichkeit.

Jetzt wurden Erfrischungen gebracht.

Die Weigelt ließ es sich nicht nehmen, ihre Herrschaften selbst zu bedienen. Und während sie den Kaffee einschenkte, blickte sie immer auf das junge gnädige Fräulein.

„Just wie die Mutter!" dachte sie. Das waren Isoldes wunderbare, dunkelblickende Augen, das war ihr köstliches Blondhaar!

Aber Stirn und Nase und der Zug um die Augen herum, das war wieder Baron Claus Erbtheil! —

Auf einmal lachte sie wie triumphirend laut auf, stellte die Kaffeekanne auf den Tisch und blickte ihren Herrn schlau verständnißinnig an und dann gar bedeutsam auf Charlotte, die mit den Kindern schäkernd, nichts davon bemerkte.

Der Baron und Candida sahen die treue Alte fragend an.

Aber jetzt ließ sich die Weigelt nichts mehr vor machen! Mit derselben schlauen Miene beugte sie sich zu

dem Baron hin und sagte leise lachend: „Die könnte der selige Herr nimmer verleugnet haben! Das Ohr! Das ist der Verräther —!"

Ihr Gebieter sah sie an und blickte dann auf Charlotte, deren Locken hatten sich ein wenig verschoben, die kleine Entstellung wurde sichtbar. —

Seine Augen wurden ganz starr. Unbeschreibliches ging in ihm vor.

Es war ihm, als fiele es ihm wie Schuppen von den Augen. Das war ja das Kind, — die Sotta! Das blonde Lockenhaar — die dunkelblickenden grauen Augen — und das — das Ohr! —

Claus Ohr hatte dieselbe Mißbildung gehabt.

Ein athemloses Schweigen und Starren lag auf dem Ehepaar und der jetzt erst ganz verdutzten Weigelt. —

Darüber hob Charlotte das Köpfchen.

Was hatten sie? —

Erschreckt sah sie die Mienen der Drei, — las des Barons Erschütterung aus seinen Blicken.

„Sotta?" murmelte er —. „Sotta?" —

„So hab ich mich genannt, als ich zu Lady Wildhill kam, — ich habe nichts weiter gewußt!" sagte sie mit einem halben verständnißlosen Lachen. „Wie wissen Sie es?" Sie dachte, Claudius habe es erzählt.

„Sotta? Und nicht Eylhill —? Wildhill! hieß sie. O, mein Gott, Wildhill!"

„Herr Baron!" rief sie erschreckt. Sie wußte gar nicht, was ihm war!

Er aber beugte sich vor, und sie mit den Augen fast durchbohrend, rief er in zitternder Erregung:

„Sotta hießest Du? Sotta? Wo — wo kamst Du zu Lady Wildhill?"

„In Leipzig, Herr Baron. Man hat mir erzählt, ich sei auf der Straße gefunden!"

Und als habe sie dies Bekenntniß eine unsägliche Pein gekostet, so schlug sie die Hände vor das Gesicht.

Großer Gott, er war sicher entrüstet, daß sie — einst ein Bauernmädel — hier saß?

„Sotta! Sotta!" rief er immer wieder. Er war aufgesprungen, stand vor ihr, die gleichfalls sich erschreckt erhoben hatte. —

Er sah immer wieder starr nach ihrem Ohr. —

Und sie hielt — ganz wie ein Kind — die kleine Hand darauf. „Ach, mein häßliches Ohr! Ist es das?" dachte sie erleichtert.

Aber sie sagte dies Alles nicht, sondern wollte es gleichsam nur verstecken.

Dabei war ihr sehr angst. Ein Kind, was auf der Straße gefunden worden —: O, Himmel, die Gräfin hatte gesagt: „Die Heterendorps müssen nach Geld und altem Adel sehen!"

Dabei verstand sie des Barons Thun dennoch nicht.

Er hielt jetzt die Weigelt an der Schulter gepackt.

„Weigelt, Weigelt, — sie sieht Claus ähnlich!"

„Aber natürlich, Herr Baron! Sehen Sie nur die Stirn, und das ist just seine Nase, — und das Ohr! — Na, — das ist ja aber geradezu lächerlich. Daran hätt' ich sie aus Tausenden erkannt."

Ach, ihm war nicht nach Lachen zu Muthe. Ihm war, als thue der Himmel sich vor ihm auf, und doch konnte er's nicht recht glauben.

„Sotta! Sotta!" rief er, ihre Hand nehmend, wie außer sich. „Erinnerst Du Dich der Matte nicht mehr?"

Ihr dämmerte auf, er wußte was von ihr. — Seine Aufregung steckte sie an.

„Matte? nein! Ich weiß nichts von mir, — nichts, Herr Baron; — ich bin wie ein vom Baum gewehtes Blatt umher getrieben und Gott ließ mich liebevolle Menschen finden, — überall. Nur an eins erinnere ich mich, — an eine Weide und Kühe und an einen schäumenden Bach, an einen Mann, der ein Schiffchen — ein Boot hatte!"

Ach — sie bekannte Alles — Alles! Sie wollte nichts zurückhalten —. Lügen, — sich hineinstehlen in das schöne, traute Haus, nein! nimmer! Sie war in Bauernkleidern, freilich von anderen Stoffen als Bauern sie tragen, gefunden, Niemand hatte sie zurückgefordert, — so hatte Lady Wildhill ihr öfter erzählt.

Die Baronin mischte sich jetzt ein, indem sie rief:

„Ernst, Mann, — die Weide — die Kühe, es stimmt Alles! Sie ist es! Kein Zweifel. — In Leipzig! — nahm Lady Wildhill das Kind. — Wie leicht konntest Du den Namen mißverstehen!“

Er fuhr auf wie elektrisirt.

„Gott der Gnade! Wenn sie gefunden wäre?“ So recht wagte er noch immer nicht an das zu glauben, was ihm jetzt ein Glück schien. —

Dann fiel ihm Neues ein.

„Hafner! Hafner soll sie sehen. Komm! komm mit!“

Sie an die Hand nehmend, die ihm willenlos folgte, eilte er barhäuptig mit ihr durch den Park; — die Baronin und die Weigelt hinterdrein.

Als sie in Hafners Stube traten, saß der Kranke im Bett aufrecht — mit fieberisch strahlenden Augen blickte er das junge Mädchen an. Es überraschte ihn nicht, daß sie da war.

„Das ist ja die Sotta!“ rief er. „Und da bist Du, Ernst! Gott segne Dich! Ich habe keine Ruhe gehabt, Du hast sie also gefunden?“

„Ist sie es? Erkennst Du sie, Hafner? Ich beschwöre Dich, ist sie es?“

„Das ist unser blondes, kleines Kind!“ nickte er eifrig. „Nur schöner, — viel schöner jetzt!“

Er war sehr matt, aber er kam wieder auf des Barons Rückkehr.

„Wie dank ich Dir, daß ich Dich noch sehen durfte! Ach, wie das wohl thut! Nun kann ich einschlafen!" sagte er leise und sank in die Kissen zurück.

„Sotta! Sotta! Isoldes und Claus Tochter!" rief Heterendorp und sah das junge Mädchen an wie ein Mensch, der ein unaussprechliches Glück gefunden. Sie erkannte und empfand das.

Die Baronin nahm Isotta mit sich hinaus. Ihr war schon begreiflich, daß man des Kindes Namen „Sotta" als Lotta — Charlotte erklärte.

Nach einer Minute folgte der Baron ihnen.

Hafner schlief sanft und mit unendlich friedvollem Ausdruck. Die Weigelt sagte: „Jetzt stirbt er, er konnte nicht dazu kommen vor Sehnsucht nach dem gnädigen Herrn!"

Es ist Claus' Tochter!

Daran kam dem Baron kein Zweifel mehr. Von Sotta erfuhr er, Lady Wildhill hatte nahe Angehörige, er konnte von ihnen jede nähere Auskunft erfragen.

Ihr war wie im Traum, das Glück zu groß, das sie nun Verwandte gefunden, daß sie zu dieser herrlichen Frau, zu Claudius Vater gehören sollte!

Der Baron sagte leise immer vor sich hin: „Erlöst; — erlöst von der furchtbaren Qual, die ich so lange getragen!“

Er und Candida nahmen das erstaunte Mädchen mit sich und erklärten ihm schonend und zart, was ihm zu wissen noth that. — Sie war verloren und wiedergefunden! Sie war nicht länger mehr wie ein vom Baum gewehtes Blatt, — sie hatte jetzt Heimath und Verwandte! Alles Weitere konnte ja eine spätere Zeit bringen! Für jetzt war es fast des Glückes zu viel!

— — — — — — — — — — — —

Sie wurden durch die Nachricht gestört, Hafner sei soeben ganz ruhig gestorben. Er hatte nichts davon gefühlt, wie im Schlaf lag er da.

Dann kam der Oberverwalter und berichtete seinem Herrn von Allem am Morgen Vorgefallenen.

Ach, — da war ja Alles klar und in bester Ordnung! Der Baron zeigte sie ihm! Das schöne Mädchen war die Erbin?

Die Nacht zog längst herauf und die Drei wurden nicht müde zu fragen, zu erzählen.

In Charlottes Herzen brannte neben dem unendlichen Glück dieses Tages, jetzt die Sehnsucht nach Claudius.

Ach, der Aermste! Wie hatte sie seiner gedacht, durch alle diese köstlichen Neuigkeiten hin, seiner, der jetzt in Raute wartete.

Endlich! Pferdehufe im Hofe! Er war es!

„Wir wollen ihn überraschen!" sagte fröhlich die Baronin.

Als er mit bedrückter Miene eintrat, blieb er sprachlos an der Thür stehen. Charlotte zwischen seinen Eltern sitzend? Sie, um die er fast verzweifelt war, als er sie im Park nicht traf, wo er wartete bis alle Lichter im Schlosse erloschen.

Aber jetzt war die Ueberraschung auf Seiten der Eltern.

Secunden hatte er wortlos die Gruppe angestarrt.

Träumte er? Sein Vater — die Mutter — lächelnd glücklich und Charlotte —?

Plötzlich brach ein Jubelschrei von seinen Lippen.

Der ihrige antwortete ihm.

Sie lagen sich in den Armen! — — —

Das Glück war da. Er verstand nicht, wie es gekommen, — es war da!

Ihre Hochzeitsreise machten Claudius und Isotta nach der Matte.

Ja! ja! Das schattenhafte Bild in ihrer Erinnerung war Wirklichkeit. Da war die Weide, — die Kühe! Sie saßen am rauschenden Bach, der die kleine Mühle trieb, sie fuhren in des Mattenhans Boot. — Nur Marie —

das Dienstmädchen — war nicht da — war längst verheirathet. —

Aber hier — in stiller Abendstunde erzählte die Bäuerin von der lieben, armen Gnädigen, und Isotta hörte ihr mit Thränen in den Augen zu. —

Dann fuhren sie nach Weggis zu der Mutter Grabe, auf dem schon lange, von Everests treuer Liebe gestiftet, ein köstliches Marmorkreuz sich erhob. —

Auch er fand alle diese Aehnlichkeiten sofort heraus.

„Ich habe nicht geheirathet, weil ich Ihre Mutter nicht vergessen konnte!" sagte er zu ihr. Nun bin ich ein einsamer, alternder Mann!"

„Dem ich danken möchte im Namen meiner Mutter!" sagte sie warmherzig. —

Er wurde ein häufiger Gast ihres Hauses, sein ruheloses Leben gab er nicht auf, aber er blieb dann länger und länger einkehrend bei ihnen, und das älteste Töchterchen des jungen Paares, wieder eine Isolde, machte er zu seiner Universalerbin.

Aber, wir greifen vor. Verlassen wir sie im hellen Sonnenschein ihres jungen Eheglückes. —

E n d e.

Druck von H. Klöppel, Gernrode (Harz).